This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Gregorovius

Wanderjahre in Italien

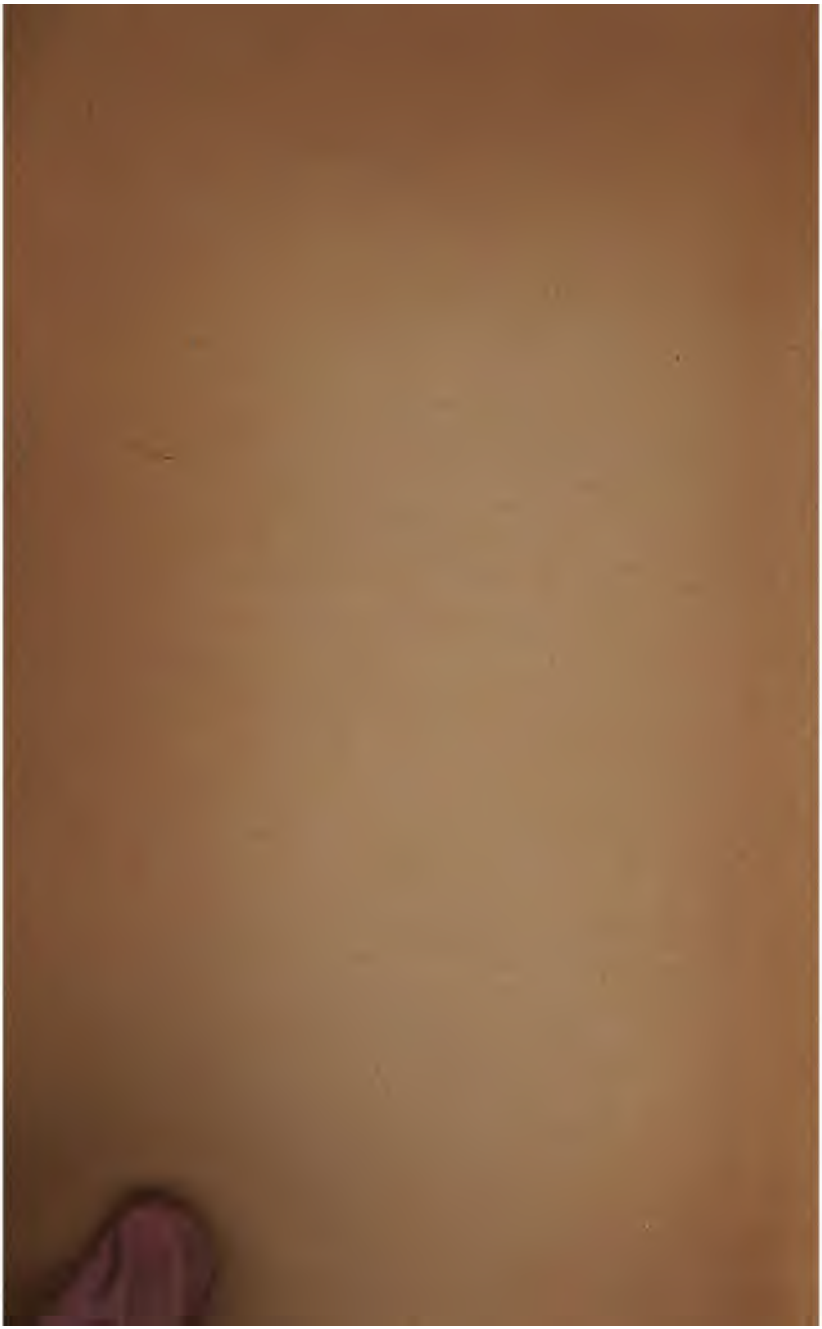
II

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Ferdinand Gregorovius

Wanderjahre in Italien

Zweiter Band



Ferdinand Gregorovius

Wanderjahre in Italien

Auswahl in zwei Bänden mit dem Porträt des Verfassers, zwei Karten und einem biographischen Nachwort von Dr. H. H. Houben

Zweiter Band

Fünfte Auflage

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1920

MEH

DG 427
G82
1920
v.2

Copyright 1912 by F. A. Brockhaus, Leipzig.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Aus den Bergen der Volsker (1860) 1
Von den Ufern des Liris (1859) 32
Aus den Bergen der Herniker (1858) 69
Das Kap der Circe (1873) 101
Neapel (1853) 120
Die Insel Capri (1853) 180
Ferdinand Gregorovius (Nachwort) 233
Karte vom Golf von Neapel und Kap der Circe . 273

Aus den Bergen der Volsker.

Ich wollte von Genazzano aus, wo ich wieder einen Sommer in ländlicher Stille verlebt hatte, über das Volskergebirge reiten, das so einladend vor meinen Blicken stand, um dann auf die andere Seite in die Maritima hinabzusteigen; ich setzte mich also eines Morgens aufs Pferd und habe dort die köstlichsten Tage zugebracht.

Von Genazzano bis an den Fuß des Gebirgs zu gelangen, braucht man kaum drei Stunden. Man reitet über eine von Hügeln durchschnittene oder von grasreichen Flächen durchzogene Ebene, welche der Saccofluß durchzieht. Sie hat durchaus den Charakter der nächsten Umgebung Roms. Denn auch hier fehlen nicht die verwitterten schwarzbraunen Türme, die sich hie und da als Reste der Feudalzeiten melancholisch und einsiedlerisch erheben. Sie geben der Landschaft einen großen Reiz, sie erinnern zugleich an die wilde Epoche, in welcher die Baronengeschlechter des Mittelalters Latium beherrschten. Neben den Colonna hatten sich hier die Conti eines großen Teils des Landes bemächtigt, und diese berühmte Familie hatte zumal alles Gebiet in der Nähe der Volskerberge an sich gebracht. Sie teilte sich in verschiedene Zweige, von Segni, Valmontone und Anagni; sie nannte sich vorzugsweise das Geschlecht der Grafen der Campagna und führte in ihrem Wappen das Bild des römischen Campagna-Adlers. Ihr Haus, berühmt durch große Päpste, die aus ihm hervorgingen, ist seit 300 Jahren ausgestorben, aber die Familie Colonna besteht, und sie besitzt noch einen Teil von Latium.

Jüngere Nepotengeschlechter haben sich hier eingedrängt und den Colonna durch Kauf- oder Familienvertrag viele Besitzungen entzogen: die Borgheſe, die Doria und die Barberini. Wenn

man heute dieſe lateiniſchen Gefilde durchzieht und den Hirten oder Landmann auf dem Felde, oder den Bürger in den ſchwarzen Kaſtellen fragt, wem das Gebiet gehöre, ſo hört man zumeiſt die Namen Colonna oder Borgheſe, und dieſen letzteren häufiger als jenen. Steigt man aber von den Volskerbergen in die Maritima nieder, ſo beginnt die Herrſchaft einer anderen berühmten Baronalfamilie Roms, der Gaëtani oder der Herzöge von Sermoneta.

Ich paſſierte den Sacco bei der Mola de' Piscari, einer ſehr maleriſch gelegenen Mühle, die ſich in den Trümmern eines alten colonniſchen Kaſtells angeſiedelt hat, von dem noch der Kern erhalten iſt. In Urkunden begegnete mir dieſes unter dem Namen Turris de Piscoli. Der Sacco brauſt hier als ein lebhafter Bach an ſchwarzen Tuffelſen vorüber, auf denen die ganz von Geſtrüpp umwilderte Burg in Ruinen liegt. Sie beherrſchte einſt die lateiniſche Straße, die kaum eine halbe Stunde entfernt von Valmontone herüberkommt.

Ich ritt auf einem Feldweg weiter über öde Fluren, die nur der Hirt mit ſeiner Schafherde belebt. Die Hirten tragen hier Ziegenfelle um das ganze Bein gebunden, mit der rauhen Seite nach außen; dies zottige Vlies gibt ihnen das Anſehen von Satyrn, und man begreift bei ihrem Anblick, wie die Mythe und Geſtalt jener Weſen aus dem Gefolge des Pan entſtanden iſt. Nicht anders gingen die Hirten in der fabelhaften Zeit gekleidet.

Wenn man die lateiniſche Straße erreicht hat, ladet erſt Valmontone zu einem Beſuch ein. Man reitet in kurzer Zeit dahin. Auf einem nicht hohen, aber ſteilen, ganz ſchwarzen Tuffhügel erhebt ſich das Kaſtell, der Palaſt Barberini, und die mit ihm zuſammenhängende Kirche, anſehnliche Gebäude im Rokokoſtil des 17. Jahrhunderts, und ringsumher liegt der Ort zuſammengedrängt, mitten in einem an Fruchtgärten und Weinbergen reichen Gefilde. Die heutigen Topographen nehmen an, daß auf der Stelle Valmontones im Altertum Tolerium geſtanden habe. Der neuere Name kommt in Urkunden des

Mittelalters erſt ſeit dem 12. Jahrhundert vor. Er bezeichnete einen Flecken, der dem Kapitel der lateraniſchen Baſilika angehörte. Dieſe einſt unermeßlich reiche Kirche verkaufte den Ort im Jahre 1208 an Innocenz III. aus dem Hauſe Conti oder an deſſen Bruder Richard Grafen von Sora, welcher hierauf Feudalherr und Stifter des Zweiges von Valmontone und Segni wurde.

Die Conti behaupteten den Beſitz des Orts bis zu ihrem Ausſterben im Jahre 1575. Giovanni Baptiſta hinterließ nämlich nur eine Erbtochter Fulvia, welche die Güter ihres Geſchlechts an das Haus Sforza brachte, in das ſie durch Heirat übergegangen war. Die Sforza verkauften Valmontone im Jahre 1634 an die Barberini, und vom Kardinal Francesco erſtand es ſodann Camillo Pamfili, Nepot Innocenz des X. im Jahre 1651. Seit dieſer Zeit iſt der Ort Eigentum des Hauſes Doria-Pamfili.

Camillo, einer der reichſten Fürſten des 17. Jahrhunderts (ſeine Mutter Olimpia Maldacchini raffte gierig Schätze wie eine Harpyie zuſammen), war es auch, der den Palaſt und die Kirche in Valmontone baute. Auch wenn man die Zeit nicht wüßte, in welcher dieſe Gebäude entſtanden ſind, ſo würde ſie doch ſchon der erſte Blick erkennen laſſen. Sie tragen den Charakter der Epoche Berninis und verſetzen den Beſchauer in das 17. Jahrhundert Roms zurück. Man möchte in der Tat glauben, nicht in einem Kaſtell der Campagna, ſondern vor dem Palaſt Pamfili und der Kirche S. Agneſe auf der Navona zu ſtehen. Die Pamfili legten ihre Reichtümer in wahrhaft fürſtlichen Luxusbauten an; der Neffe Innocenz' X. ſchuf vor dem Tor S. Pancrazio die größte und ſchönſte Villa Roms, die noch heute das Entzücken der Fremden iſt; er baute im Korſo einen der herrlichſten Paläſte der Stadt, der heute von der Familie Doria genannt wird; er legte dort die berühmte Bildergalerie an, eine der reichhaltigſten Roms. Innocenz X. ſelbſt errichtete den Palaſt Pamfili bei der Kirche S. Agneſe in der Stadt, deren Neubau von ihm herrührt, und er ließ

durch Bernini den prachtvollen Brunnen auf der Navona schaffen, welcher zu den großartigsten öffentlichen Werken Roms gehört.

So fügte diese Familie der Physiognomie Roms einige bedeutende Züge hinzu, nachdem die Borghese und Barberini kurz vorher in gleichem Sinne tätig gewesen waren. Was man nun auch über den Stil jenes Jahrhunderts urteilen mag, so wird man wenigstens zugeben, daß er, bei aller Überladung und Übertreibung, doch viel Großartiges besitzt und mit Entschiedenheit eine ganze Epoche ausspricht: nämlich die Zeit des baronalen Luxus wird darin vollkommen abgespiegelt, die Entfaltung des Reichtums, der Eleganz und der räumlichen Bequemlichkeit, worin ein vom Schweiß seiner Colonen gemästeter, nichtstuender, nichtsnutziger, in Samt und Seide gehüllter Baron sich gemächlich bewegte. Die französische Revolution ist über dieses schwelgerische Wesen mit Feuer und Schwert hingegangen und hat es für immer vernichtet. In diesem Jahrhundert haben die Päpste nichts mehr gebaut. Seit Pius VI. gibt es keine Nepoten mehr, und der prächtige Palast seines Neffen Braschi, der sich nicht weit von dem Palast Pamfili auf der Navona erhebt, beschließt die Reihe jener großen Luxusbauten Roms, die der Nepotismus auf Kosten des gedrückten Volkes geschaffen hat. Es wird nun keine Nepoten mehr geben, es werden keine Paläste Barberini, Borghese, Doria, Albani, Odescalchi, Rospigliosi und Corsini mehr entstehen. Es wird ein anderer Charakter über Rom kommen, und an Stelle jener prachtvoll geschmückten Häuser und Villen der päpstlichen Familien und Kardinäle werden sich dort erheben: Eisenbahngebäude, Theater, Hotels, Kasinos und dergleichen moderne Kasernen.

Nichts Bemerkenswertes sonst in Valmontone. Kein Denkmal des Mittelalters hat sich dort erhalten, denn im Jahre 1527 wurde die Stadt durch jenes Kriegsvolk Karls V. zerstört, welches Rom geplündert hatte, und kaum wieder aufgebaut, erlitt sie dasselbe Schicksal durch die Soldaten Albas und des Marcantonio Colonna. Nur der Blick vom Platze

des Baronalschlosses auf das nahe Volskergebirge fesselt einige Zeit; man sieht hinüber in die Häuserreihen von Monte Fortino, einem den Borgheſe gehörenden Kastell, welches schwarz und finster auf jenen Bergen liegt, von dem großen Baronalschloß überragt.

So klein und vereinsamt auch Valmontone ist, so ist es doch durch starken Verkehr belebt. Denn alles, was sich zwischen Rom und der neapolitanischen Grenze über Frosinone hin bewegt, berührt jenen Ort; man sieht fortdauernd Wagenzüge der Campagnolen, welche von weißen Ochsen gezogen ihre Ware nach der Stadt führen, sei es Getreide oder Wolle, Wein, Hühner und dergleichen. Auch die Post kommt hier dreimal in der Woche durch, aber sie führt nicht weiter als bis nach Frosinone, dem Hauptorte der Delegation, so daß man dort für die Weiterreise nach Ceprano oder ins Neapolitanische gezwungen ist, ein Fuhrwerk zu mieten.

Von Valmontone führt die lateinische Straße durch ein von Bäumen beschattetes Tal, dann zwischen stillen Fluren, neben alten Türmen, an den Fuß des Volskergebirgs. Hier zweigt sich der Weg ab, welcher erst über den Sacco und dann bald aufwärts nach Segni führt. Man reitet nun über die ersten Anhöhen des Volskergebirgs; zur Rechten liegt Monte Fortino, zur Linken auf einem anmutigen Hügel Gavignano. Der ansteigende Weg ist einförmig, aber je höher hinauf man kommt, desto prachtvoller wird der Anblick dieser klassischen Ebene Latiums, welche so ernst und schön mit ihren Hügeln und Kastellen sich dahinzieht, in der Ferne von den blauen Gebirgen des Apennin begrenzt, während weit hinaus gegen das Neapolitanische hin weiße Bergkuppen sichtbar werden.

Ich habe die meisten Gefilde Italiens durchzogen, ich habe die berühmten Fluren von Agrigent und Syrakus durchwandert, aber trotz aller Farbenpracht jener südlichen Zone muß ich doch bekennen, daß mir die Campagna von Rom und Latium den mächtigsten Eindruck macht. Diese Landschaft, mir so wohl bekannt wie meine Heimat, und auf der ich für die Geschichte

der Stadt Rom im Mittelalter so viel nachforschte, bleibt immer neu und groß für mich, und sie erweckt mir, wenn ich sie verließ, immer wieder dieselbe Sehnsucht, so daß ich nicht vom Monte Mario aus in das Tal blicken kann, welches zwischen Palestrina und Colonna in jene lateinische Campagna führt, ohne das heftigste Verlangen zu fühlen, wieder dort hinüberzugehen. Es ist möglich, daß die großen Erinnerungen der Geschichte jener Landschaft einen so gewaltigen Reiz verleihen; aber auch ohne sie würde dieselbe durch das edle Gepräge entzücken, welches ihr die Natur verliehen hat. Es gibt Gegenden, die vollkommen mythologischen Stils erscheinen; der Wald von Castell Fusano bei Ostia mit seinen hohen Pinien am Meer und der breiten Tibermündung ist eine solche, so daß er die Phantasie von selbst auffordert, ihn mit Gestalten der Mythenwelt zu bevölkern. Andere Gefilde sind vorwiegend lyrischer Natur, andere episch-homerisch, wie Astura und das Kap der Circe. Durchaus von großem historischen Stil und von der feierlichsten Ruhe des Tragischen ist die Campagna von Rom allein. Sie liegt da wie ein erhabenes Theater der Geschichte, eine große Bühne der Welt. Kein Wort des Poeten, kein Pinselstrich des Malers, so viele Bilder davon gemalt sind, kann die verklärte Heldenschönheit Latiums auch nur andeutend denjenigen ahnen lassen, der sie nicht selber sah und empfand. Nichts von Romantik, nichts von phantastischem Reiz — alles still, groß, männlich schön und ernst, und das Antlitz dieser Natur steht vor dem verstehenden Beschauer da wie das der Juno des Polyklet.

Wenn man so über das Volskergebirge aufwärts reitet, höher und höher, unter sich immer tieferes und weiteres, immer herrlicher scheinendes Land, möchte man sich in einen jener Adler verwandeln, die hier die wahren Conti di Campagna sind, und so wie sie durch die sonnigen, alles beseligenden Lüfte kreisen. Diese Prachtgeschöpfe, welche still und königlich auf den Felsen thronen oder so feierlich über ihnen schweben, scheinen auch die große Natur zu haben wie die Landschaft

unter ihnen; sie stimmen so herrlich dazu in ihrem lautlosen und majestätischen Fluge.

Man sieht Segni nicht eher, als bis man es fast erreicht hat, denn der Weg zieht sich in Krümmungen an den steilen Kalkfelsen von rötlicher Farbe fort, und an einer tiefen Bergschlucht entlang. Die Gebirgswände sind in Blöcke zerrissen, welche oft schichtweise in weiten Strecken sich übereinander türmen und nebeneinander lagern, so daß sie einem riesigen Mauerbau ähnlich sehen. Als ich diese Formation des Kalkgesteins betrachtete (es ist durchweg dieselbe Erscheinung in lateinischen Gebirgen), wurde mir plötzlich deutlich, daß es eben diese Natur war, welche den Menschen auf den Bau der Zyklopenmauern führte. Denn in der Tat, sie selbst hat hier überall zyklopische Mauern aufgerichtet, und es bedurfte im Grunde nur der Nachahmung, um jene Bauweise zu bilden, die man die zyklopische nennt. Auf keinem andern Gebirg als einem kalkaren war sie möglich, sie verstand sich hier von selbst.

Die Sonne brannte heiß im Mittag, als ich mich vor Segni befand. Diese uralte Stadt liegt hoch auf einer felsigen Fläche, deren zyklopische Mauerumfassung noch in großen Resten und in langen Strecken erhalten ist. Der erste Anblick der grauen Häuserreihen aus Kalkgestein, über welche hie und da ein unansehnlicher Turm aufsteigt, und die sich hoch auf dem Berggipfel terrassenartig, wie Palestrina, übereinanderschieben, hatte viel Sonderbares, aber wenig Einladendes. Kein Dom, kein mittelalterliches Kastell fällt in die Augen; nur öde Häuser, einförmig bis zur Ermüdung, ohne Schmuck, ohne besondere Gestalt, begegneten meinem neugierigen Blick, und nachdem ich mir Hoffnung gemacht hatte, eine altertümliche und durch Denkmäler ausgezeichnete Stadt zu sehen, fand ich mich enttäuscht. Die Städte im eigentlichen Latium, wie Anagni, Ferentino, Alatri, Veroli, tragen alle mehr oder minder den Stempel des Mittelalters; doch diese uralte Signia zeigte sich als ein durchaus öder, trauriger, völlig unhistorischer Ort. Ja langweilig sah Segni aus, denn dies ist der rechte Ausdruck. Nur

das prachtvolle Grün der Baumgruppen, die es von der einen Seite umgeben, und der Blick in den tiefschattigen Buchenwald, der sich in unmittelbarer Nähe tief hinunter und hoch hinauf in das Gebirge zieht, verheißen reiche Entschädigung.

Ich habe nun freilich die Erfahrung gemacht, daß die volskischen Städte, so viel ich deren eben sah, einen auffallend andern Charakter tragen als die lateinischen. Zunächst liegt dies darin, daß sie wesentlich einsame Gebirgsstädte sind und weder Industrie noch Handel haben. Die meisten von ihnen besitzen nur wenig zur Agrikultur geeignete Felder; sie ziehen dagegen Wein und Öl, auch Baumfrüchte genug. Das Gebirge liefert die trefflichsten Kirschen und Pfirsiche, der Wald die Kastanie und vor allem die Eichel, welche zur Schweinemast dient; denn die Zucht der Schweine (von schwarzer Rasse) wird im Volskischen stark betrieben, und die Schinken jener Gegend sind berühmt und gesucht. Wenn man Städte wie Cori ausnimmt, die schon näher nach Rom und nicht eigentlich mehr im Gebirge selbst liegen, so haben die übrigen volskischen Orte schon äußerlich das Ansehen der Verlassenheit und Dürftigkeit.

Die Häuser in Segni sind aus dem weißen Kalkstein des Gebirgs in abwechselnden Lagen von schwärzlichem Tuff und von Ziegeln errichtet. Dadurch wird ein bunter Charakter hervorgebracht, der wie die erste kindliche und rohe Stufe der Pisaner Bauweise erscheint, welche im Äußern der Dome, wie bekannt, schwarze und weiße Steinschichten abzuwechseln liebt. Ich habe in alten Urkunden oftmals den Ausdruck „Signino opere" von Häusern gefunden und mich in Segni belehrt, daß er von dieser Bauart hergenommen sei. Aber ich kann nicht gerade sagen, daß sie von glücklicher Wirkung auf mich war, als ich Segni sah; vielmehr fand ich den Charakter der Stadt überall grau und monoton, zumal nirgend ein Garten, nirgend ein grüner Baum dieses ewige Einerlei der kalksteinernen Häusermassen unterbricht.

Ich ritt durch die Porta Maggiore, ein Gasthaus auf-

zusuchen. Sie ist das einzige Tor des Ortes, denn nur hier ist die zusammengedrängte, auf drei Seiten von steilen Abhängen umgebene Stadt zugänglich, und kein anderer Weg führt nach Segni. Dieses Tor lehnt sich schon an die zyklopischen Mauern. Über ihm steht das Baronalschloß oder der Palast der Conti, welche einst Segni beherrschten, ein großes Gebäude „signino opere", das indes eher einem Kloster als einem Grafenschloß ähnlich sieht. Es hat nichts Kastellartiges, nicht einmal einen Turm. Ohne Zweifel sah die Burg der Grafen von Segni anders aus, ehe die Söldner Marcantonios die Stadt zerstörten.

Ich habe schon in Valmontone bemerkt, daß die Grafen aus der Familie Innocenz' III., welcher auch Gregor IX. und Alexander IV. angehörten, Segni besessen haben. Nach der Wiederherstellung der römischen Stadtfreiheit oder des Senats im Jahre 1143 wurden Päpste oftmals gezwungen, sich in die festen Orte der Campagna zu flüchten, wo sie dem Haß und der Verfolgung der Römer entgingen. Sie lebten bald in Palestrina, bald in Tusculum, bald in Anagni oder in Segni. Eugen III. flüchtete sich vor dem römischen Senat zuerst nach Segni und baute dort eine päpstliche Wohnung im Jahre 1145. Der berühmte Alexander III., Lucius III., Innocenz III. lebten abwechselnd in diesem Ort, und Innocenz soll dort im Palast seines Vaters geboren worden sein.

Auch später behauptete sich die Familie Conti im Besitze Segnis, wo sie seit 1353 die Gewalt erst des Podestà, dann des Vicarius im Namen des Papstes ausübte. Als sie ausgestorben und die Contische Erbschaft an Mario Sforza übergegangen war, erhob Sixtus V. die Grafschaft Segni zu einem Herzogtum. Die Kriegsvölker Albas eroberten die Stadt trotz ihrer felsenfesten Lage und zerstörten sie am 13. August 1557. Daher hat Segni fast gar keine Überreste gotischer Bauart mehr aufzuweisen. Der Ort richtete sich wieder auf, aber dem Hause Sforza wurde wegen seiner Schuldenlast der Besitz entzogen; Urban VIII. gab Segni seinem Nepoten, dem Kardinal Antonio

Barberini, als Lehen. Ein halbes Jahrhundert hindurch führten deshalb die Sforza Prozeß mit den Barberini, bis sie ihn am Ende des 17. Jahrhunderts gewannen, so daß die Sforza Cesarini noch heutigentags Barone oder vielmehr Herzöge von Segni sind. Dies ist in Kürze die mittelalterliche Geschichte der Stadt; ihre antike Epoche liegt uns so fern, daß wir uns bis in die Urzeiten des Janus und Saturn zurückversetzen müßten, um die Anfänge der uralten Signia zu erreichen.

Wenn ich in einer Campagnastadt bin und mich über die Lage derselben aufgeklärt habe, so pflegt mein erster Gang der in die Hauptkirche zu sein. Die Kirchen solcher Orte sind die wahren Museen ihrer Geschichte, und es ist selten, daß man nicht ein Denkmal mittelalterlicher Zeit darin findet. Meist sind Inschriften darin, welche wichtige Begebenheiten verzeichnen, oder Grabdenkmäler, die mit ihren Skulpturen und lateinischen Charakteren einen großen Reiz für den haben, dem sie als Urkunden der Geschichte dienen. Aber leider zerstört die umwandelnde Zeit alles; sie verwischt den altertümlichen Stil der Gebäude, welche sie nach und nach in ein schlechtes modisches Äußere verhüllt, und sie entfernt aus dem Innern der Kirchen die alten Gräberplatten und Inschrifttafeln. Wie viel sind deren in Rom verschwunden! Hier war einst jede Kirche erfüllt mit Grabdenkmälern des Mittelalters; jede große Familie hatte dort ihre Gruftkapelle. Aber seit Julius II. die Grabmäler selbst der Päpste aus dem St. Peter entfernte, zerstörte und hinauswarf, scheute man sich nicht mehr, Monumente solcher Art überall zu vernichten, wo nur immer eine Kirche erneuert ward. Mit Mühe liest der Forscher nur noch in wenigen Kirchen Roms die Geschichte der Vergangenheit in Inschriften, so viele deren übriggeblieben sind, so im St. Peter, im Lateran, in der Minerva, in S. Maria in Araceli, der berühmten Kirche des mittelalterlichen Senats, und in wenigen anderen, deren Boden nicht völlig umgewühlt worden ist. Erst wenn es zu spät ist, erwacht die Liebe zu dem, was man mutwillig zerstört hat; so in Rom, wo de Rossi, der unermüdliche Erforscher der

Katakomben, so viel altchristliche Inschriften gerettet und in das Museum des Lateran eingefügt hat.

Ich hatte mich auf den Anblick des Doms in Segni gefreut, denn wie altertümlich mußte nicht die Kathedrale einer Stadt sein, welche schon im Jahre 499 als Bistum genannt wird. Aber ein rohes, und doch modernes Gebäude stand vor mir, auch innen im römischen Geschmack aufgeputzt, mit einer gemalten Kuppel, einem überflüssigen Luxus, der in Kirchen völlig verloren geht. Denn kein Mensch gibt sich die halsbrechende Mühe, die Gemälde einer Kuppel zu betrachten. Zwei moderne Statuen stehen in dieser Kirche; beide sind berühmten Männern gesetzt, welche Segni geziert haben, dem Papst Vitalian und dem Bischof Bruno. Vitalianus aus Segni war Papst zwischen den Jahren 657 und 672, also in der Periode Roms, wo die Byzantiner die Stadt beherrschten. Er war es, welcher den Kaiser Konstans II. in Rom empfing, als er im Jahre 663 dorthin kam. Der kostbare Gast raubte damals den letzten Rest der bronzenen Kunstwerke, welche die Vandalen noch übriggelassen hatten; er deckte auch die vergoldeten Bronzeziegel vom Dach des Pantheon ab, um sie nach Byzanz zu schleppen.

Die andere, ebenso mittelmäßige Statue steht jener Vitalians gegenüber[1]. Bruno stammte aus Asti in Piemont, kam nach Rom, wurde Gregor VII. empfohlen und später von Urban II. zum Bischof von Segni gemacht. Wider die Vorschrift des Kanon verließ er seinen bischöflichen Stuhl und ging nach Monte Casino, wo der Abt Oderisius ihn unter die Benediktiner aufnahm. Obwohl Paschalis II. dem Flüchtling befahl, in sein Bistum zurückzukehren, blieb er doch in Monte

[1] Auf ihrem Postament liest man die Inschrift: S. Brunoni Doctori Eucharistico Episcopo Signino Abbati Casinensi Qui Berengario Converso Haeresim Extinxit Henrico IV. Imp. Reducto Schisma Compressit Adulpho Expulso Tyrannidem Abrogavit P. H. M. Mylord Ellis Congr. Casin. Abbas Episc. Signin. S. Q. S. Protectori Exim. P. P. MDCCXII.

Caſino. Er wurde dort ſogar zum Abt gewählt und verfaßte in der Muße des Kloſters ſeine exegetiſchen Schriften.

Infolge des Streits um die Inveſtitur war eben jener Papſt Paſchalis von Heinrich V. gefangen genommen worden; er erließ dann jenes Dekret, womit er dem Kaiſer das Recht der geiſtlichen Inveſtituren zuſprach. Nachdem Heinrich nach Deutſchland zurückgekehrt war, drangen Kardinäle und Biſchöfe in Paſchalis, die ihm gewaltſam aufgenötigte Bulle aufzuheben und ſeinen Eid zu brechen; unter dieſen Fanatikern war Bruno der eifrigſte. Seine Heftigkeit erzürnte Paſchalis; er verbot ihm, zu gleicher Zeit Biſchof und Abt zu ſein. So legte Bruno ſeine Würde in Monte Caſino nieder und kehrte in ſein Bistum zurück, wo er im Jahre 1123 ſtarb. Die Kirche ſprach ihn 1183 heilig.

Ein Engländer Ellis, Abt von Monte Caſino und Biſchof von Segni, ſetzte ſeinem Vorgänger dieſes Denkmal. Die Kirche hier hat noch eine merkwürdigere Beziehung zu dem fernen England. Denn auf einer in ihr gehaltenen Synode wurde im Jahre 1173 Thomas von Canterbury durch Alexander III. ſelig geſprochen, wenige Tage nachdem er ermordet worden war. Eine Inſchrift ſagt dies im Dom.

Lord Ellis wurde im Jahre 1708 Biſchof von Segni. Er erneuerte den Dom und gründete ein Seminar. In dieſe Anſtalt kommen von weit und breit aus Latium Zöglinge, um dort in den humanen Wiſſenſchaften unterrichtet zu werden, ſo daß ſie als ein Gymnaſium betrachtet werden kann. Die Schüler gehen in prieſterlicher Uniform, auch wenn ſie ſich nicht für den geiſtlichen Stand beſtimmen. Das Seminar liegt neben der Kirche S. Pietro, auf der höchſten Höhe und dem denkwürdigſten Punkt der Stadt, dort nämlich, wo im grauen Altertum die volskiſche Zyklopenburg ſtand.

Hier, in einer Höhe, die ganz Latium beherrſcht, ſtanden Burg und Tempel der alten Signia, aber nur wenige Reſte ſind davon erhalten, darunter eine große kreisrunde Ziſterne in der Nähe des Seminars. Die Bewohner der Stadt haben

hier einen ihrer beliebtesten Spaziergänge; sie wandeln dort an den zyklopischen Mauern auf der höchsten Fläche des Gebirgs, wie auf einem großen steinernen Tisch umher, zwischen grauen Felsblöcken, auf denen Moose oder wilde Blumen wachsen. Man kann sich nichts Originelleres denken als diesen Spaziergang in der Wolkenhöhe bei so gewaltiger Felsennatur. Tief unter den Spazierenden (und ich sah, da es Sonntag war, manche geschmückte junge Dame im seidenen Kleid und mit dem Fächer dort auf- und abstolzieren) steigt der Berg lotrecht in die Tiefe nieder, und unten liegt Latium. Das Auge schweift über ein kaum abzusehendes, hinreißendes Gemälde von Provinzen mit ihren Bergen und Städten, die zu zählen man kein Ende findet, und deren jede von historischen oder mythischen Erinnerungen erfüllt ist. Denn dieses Panorama reicht von Rom, das dort fern in der verschwimmenden Ebene sichtbar ist, bis zu Arpino, der Vaterstadt Ciceros, die man weit im Königreich Neapel auf dem blauen Gebirge hervorschimmern sieht.

Die Luft weht hier kühl, fast scharf. Die braunen Halme auf den Felsblöcken, die wilden Rosen und die gelben Ginsterzweige neigen sich auf und ab. Der Geist der Urzeit und der Urwildnis, einer großen schauerlichen, vorgeschichtlichen Welt, weht um diese verwitterten Zyklopensteine.

Ich stieg über die Felsen weiter fort, um die berühmten Zyklopenmauern zu erreichen. Wie in allen Städten Latiums umziehen sie in langen Linien die eigentliche Arx oder Burg und senken sich schräg über die Berghänge herab. Das Gefüge ihrer ungeheuern Steine ist noch so wohl erhalten, als hätte es der Baumeister gestern errichtet; hie und da unterbricht sie eine kleine Pforte in etruskischer Gestalt. Am Ende der einen großen Mauerlinie steht noch das berühmte Zyklopentor, welches man noch heute benutzt. Gewaltige Blöcke von fast viereckiger Form bilden es, so daß die beiden Seitenwände sich oben in einem durch den Schlußstein abgestumpften Winkel entgegenneigen. Das Gigantische dieser grauen Mauern, ihr von Jahrtausenden verwitterter Bau, der wilde Wuchs der

Pflanzen, der darum hängt, die mächtige Gewalt des Gebirgs, an welches sich die Riesensteine anlehnen, und die große Natur umher bringen das Gemüt in einen Zustand von Empfindungen, den ich nicht schildern kann.

Aus jenem Tor führt der felsige Weg tief abwärts längs der andern Seite der Bergwände, wo nun der Blick auf Latium verschwindet. Ich traf unten wiederum eine kreisrunde und noch viel größere in den Fels gehauene Zisterne von mindestens 30 Fuß im Durchmesser. In ihrem weiten steinernen Rande sind viele Kufen ausgehauen, worin die Weiber Segnis waschen. Ich habe in jeder volskischen Stadt solche uralte und wohl erhaltene Zisternen gefunden; sie scheinen jenen Gegenden eigentümlich zu sein, denn ich erinnere mich nicht, sie in Latium irgendwo in dieser Größe und Gestalt angetroffen zu haben.

Ein zweiter Spaziergang der Städter ist das Felsental vor dem Stadttor, welches zunächst zu dem im Walde versteckten Kloster und weiter hinauf in das Gebirge führt. Riesige Kastanien, Ulmen und Eichen beschatten grüne Flächen; hier gibt es Waldeinsamkeit mit Romantik und Feerei, soviel nur das Herz begehrt. Da es Abend geworden war, strömten die Bewohner dort in Scharen hinaus. Die höhere Klasse kleidet sich auch hier schon in französischer Mode, aber das Volk ist der Gebirgstracht treu geblieben. Drunten in Latium tragen die Weiber rote Tücher; die Farbe blüht in der Ebene heller und, wie es scheint, auch das Gemüt, denn das Leben ist dort leichter als auf dem mühsamen, rauhen Gebirge, unter Gewitterwolken. Man trägt hier allgemein die Kopftücher von schwarzblauer Wolle, und die dunkle Farbe dieser Mantillen, wie sie in Sizilien genannt werden, kam mir in der Szenerie Segnis durchaus naturgemäß vor. Blau und schwarz waren die alleinigen Farben, die ich dort vom Volk tragen sah.

So groß und schön nun auch die Lage dieser Stadt ist, so würde ich mich doch nie entschließen, hier einen Sommer zuzubringen. Diese grauen Steine, diese dämonische und schwermütige Natur würden bald die Musen verstummen machen.

Auch weht hier der Wind fast immer scharf herein; die Berge schleudern sommers täglich eine donnernde Wetterwolke hinunter, die ihre plötzliche Regenflut auf Segni ergießt.

Ich wohnte hier gut im Ort; das einzige Gasthaus, welches er besitzt, ist reinlich und billig in den Preisen, wie überall im Gebirge. Die Pfirsiche, von weißlichgelber Farbe, waren köstlich, und der bleich aussehende Wein gut, obwohl stark säuerlich von Natur. Der Dichter Martial sagt von ihm, daß er etwas Zusammenziehendes habe:

Potabis liquidum Signina morantia ventrem;
Ne nimium sistant, sit tibi parca sitis,
Quos Cora, quos spumans inimico Signia musto.

Am Morgen wollten ich und mein Gefährte, der bekannte Aquarellmaler Müller, mit der aufgehenden Septembersonne zu Pferde steigen, um über den Gebirgskamm zu klimmen und dann durch die volskischen Urwälder nach dem alten Norba zu reiten; aber der Himmel war dicht umhangen, die Berge warfen sich donnernd Wolken auf Wolken zu, und es regnete stundenlang. Wir verzweifelten schon an der Weiterreise, bis auf einmal Jupiter Pluvius zu lächeln begann. Wir sprangen daher geschwind auf die Pferde, und unser Führer schritt flink voraus, uns die Wege zu zeigen. Der Wind warf die weißen zusammengeballten Wolken um die Felsen hin und her oder trieb sie wie fliegende Segelschiffe weit in die Luft hinaus; es war ein großes und entzückendes Schauspiel.

Gleich hinter Segni beginnt grüner und dichter Wald. Froh ritten wir da hinein, denn ein Wald im italienischen Lande ist so etwas Seltenes und darum das Heimatlichste, was dem deutschen Wanderer begegnen kann. Doch hier sind keine schwarzen, weihnachtlichen Tannen und keine sausenden Fichten, sondern herrliche Buchen, Ulmen, Eichen und Pinien. Die Pinie klingt wie eine Harfe, wenn der Wind in ihrer Krone spielt; sie saust nicht wie die schwermütige Fichte, ihr Ton hat etwas ganz Wonnesames von geisterhaftem Gesang.

Die Pfade trieften noch, aber wir saßen ja zu Pferde und brauchten uns nicht zu durchnässen wie jene armen Mädchen und Knaben, die mit nackten Füßen im Walde kletterten, Pilze zu lesen, welche der Regen mochte über Nacht hervorgelockt haben. Tiefe Stille und Einsamkeit: hie und da die Schläge der Axt eines Holzfällers — und hier holen wir einen Handelsmann ein, der neben seinem beladenen Maultier einhergeht, um Waren nach Cori zu bringen. Über diesen steilen Gebirgskamm muß der hausierende Krämer mühsam klettern, um in jene Stadt zu gelangen; die Verbindung zwischen Segni und ihr kann daher nicht sehr lebhaft sein.

Nach einem zweistündigen Ritt, teils durch Waldung, teils, je höher wir stiegen, über nackte und schwarze Felsenwände, erreichten wir den höchsten Paß im Gebirge, weideten noch unsern Blick an der Schönheit Latiums zu unsern Füßen und stiegen dann langsam auf die andere Seite nieder. Aber von hier aus sahen wir noch nicht das Meer und die Maritima, denn ein Höhenzug türmte sich vor uns auf, um welchen wir hinwegzureiten hatten. Er bildete mit den Bergen von Segni ein idyllisches Wiesental, Colle Mezzo genannt, welches von Quellen durchrieselt wird. Nichts Lachenderes als diese Bergwiesen, über die wir nun hinritten oder vom Pferde gestiegen in der heitersten Stimmung wanderten.

Nun ging es wieder aufwärts und in den eigentlichen Urwald hinein, durch den wir mehr als zwei Stunden lang ritten. Die Abwechslung von Berg und Tal, die tiefschwarzen Schluchten, in welche bemooste Stämme, wie besiegte Helden, hinabgestürzt waren, dämmernde Wiesen und dunkle Weiher, an denen Viehherden weideten, die üppigsten mit Blüten bedeckten Gebüsche, schattige Hohlwege, in welche das Sonnenlicht spielend einfiel, das alles versetzte uns oftmals in die heimischen Gebirge zurück. Ehe ich südliche Wälder sah, glaubte ich immer, nur in Deutschland oder im Norden sei der wahre dichte „Wald" zu finden. Als ich aber wieder nach der Heimat zurückkehrte und deren Wälder betrat, war ich um den stolzen Wahn betrogen. Dies

darum, weil ihnen die Untergebüsche, die Schlingpflanzen und die reiche Blumenflora fehlen.

Wie prächtig ist der Volskerwald! Ich sah nie zuvor eine solche Wildnis voll poetischen Lebens! Hier ist das Land der Elfen und Feen, und im tiefsten Dickicht, in einer grauen Höhle schläft der alte Saturn mit langem silberweißem Bart. Ich bewunderte die herrlichsten Baumphänomene; die Buche mit ihrem in den blauen Äther greifenden Wipfel gleicht an Farbe ganz und gar dem Felsgestein, auf dessen sanftem Grau die grünen Moose haften. Manchmal schien es, als wäre dieser riesige Baum nur die organische Fortsetzung des Felsens selbst, auf dem er stand.

Wir sprangen an einem schönen Ort von den Pferden und warfen uns ins Gras. Ringsum standen Brombeersträucher mit ihren reifen Früchten bedeckt und boten uns die Nachkost zu einem ländlichen Frühmahl. Nicht weit davon ein grüner Teich, von Schilf und Gras umwoben, in einer träumerischen Versunkenheit. Wie schön muß es hier zu streifen sein, wenn der Mond hoch droben durch die Buchenwipfel wallt und alle Elfen über dem blumigen Grund ihre Ringelreihen tanzen.

Endlich öffnete sich der Wald an dem südwestlichen Abhange, wir kamen auf die andere Seite des Gebirgs, und plötzlich war mir wie einem, dem man die verbundenen Augen löst, daß ihn ein wunderbarer Anblick überrasche. Vor mir lag das strahlende Schauspiel der Maritima, das weite pontinische Sumpfland, ein in sanftesten Farben glühender Teppich, das von der Sonne vergoldete Meer, die fernen Ponza-Inseln in seiner strahlenden Flut, das Kap der Circe, der Turm Astura, die Linea Pia, das Kastell Sermoneta zu unsern Füßen. Der Anblick dieses Gemäldes, eines der schönsten, welches Italien überhaupt besitzt, war, da wir eben aus dem Walddunkel hervorgekommen waren, so überwältigend, daß ich dafür weder damals ein Wort fand, noch heute eines habe. Man hatte mir in Rom gesagt, daß der Ritt über den Kamm des Volskergebirgs und dann der Blick von der Höhe auf die Sümpfe

und das Meer das schönste sei, was der Wanderer weit und breit genießen könne, und man sagte mir nicht zu viel. Ich will jedem Reisenden raten, dies einzige Schauspiel sich nicht entgehen zu lassen, wenn er im Römischen sich befindet.

Wir erreichten nach sechsstündigem Ritt den kleinen Ort Norma. Er steht auf der luftigen Fläche einer hohen, an manchen Stellen schwindelndsteil abstürzenden Bergwand, seitwärts von den zyklopischen Trümmern des uralten Norba. Norma, Norba, Ninfa sind hier die märchenhaften Wesen, die man überall nennen hört, die man aufsucht, und deren dichterische Namen diese Berge mit einem phantastischen Hauch von Mythen umgeben. Norma, Norba, Ninfa, Cori, Sermoneta, welche melodische Namen, wie reizen sie nicht die Phantasie!

Als wir in das Gasthaus zu Norma traten, und der Wirt uns in das Zimmer führte, aus dessen Fenstern all die Herrlichkeit der Maritima übersehen wird, fiel unser Blick tief unten am Rande der Bergwand, und gerade unter uns, auf einen großen Ring wie von efeugrünen Mauern, und darin lagen viele wunderliche Hügel, die alle von Blumen gebildet zu sein schienen. Graue Türme stiegen daraus hervor, Ruinen, alle grün umhängt, und mitten durch diesen seltsamen Kreis sahen wir einen silbernen Quell forteilen, die Pontinischen Sümpfe durchziehen und in einem lichtstrahlenden See fern am Meeresstrand verschwinden. Ich fragte erstaunt, was jener rätselhafte große Blumenkranz und Kreis mit den vielen grünen Hügeln dort unten sei. „Nympha, Nympha!“ sagte unser Wirt. Nympha! das also ist Nympha, das Pompeji des Mittelalters, diese im Pontinischen Sumpf versunkene Stadt und Geisterwelt. Wir werden sie heute am Abend durchwandern, wenn die sanfte Selene sich über die grauen Zyklopensteine Norbas erhebt.

Wir hielten im Gasthaus ein gutes Mittagsmahl und eine erquickende Rast; dann durchschritten wir den kleinen Ort, um Norba zu besuchen. Norba ist der altvolskische Name der Stadt, und erst später entstand daraus Norma, ich weiß nicht in welcher Zeit. Zum erstenmal begegnete er mir so am Anfang des

8. Jahrhunderts, wo der griechische Kaiser Konstantin V. dem Papst Zacharias zwei Grundstücke Nymphas et Normias schenkte, die dem Staat angehört hatten[1]. Schon damals war also (denn so muß ich annehmen) die volskische Stadt Norba verlassen, und in ihrer Nähe mußte sich Normia oder Norma bereits angesiedelt haben.

Die Ruinen der alten Norba liegen nur wenige Minuten seitwärts von Norma entfernt. Sie bestehen aus den noch bedeutenden Überresten der Burg und der zyklopischen Mauern, welche jene umgaben. Die Arx lag auch hier auf einer Felsenfläche, die, schon von Natur befestigt, nach der Seite der Pontinischen Sümpfe in schwindelerregender Steile abwärts fällt. Doppelte Mauern umgeben das innere Viereck der Burg. Noch führt ein altes Tor hinein, an dessen einer Ecke sich eine runde Masse von Zyklopensteinen in einer Höhe von 36 Fuß wie ein Pfeiler oder Turm erhebt. Die Mauern haben bisweilen eine Höhe von 40 bis 50 Fuß und bieten ein gewaltigeres Ganze dar als die in Segni. Sie umziehen in langen Linien den steilen Kalkberg; oben aber auf einer Felsenfläche, welche zu einem ebenen Viereck abgearbeitet worden ist, sieht man noch drei aus Zyklopensteinen aufgebaute große Fundamente, auf denen einst vielleicht die Heiligtümer der Stadt oder andere Gebäude der Burg standen.

Wenn man sich einen solchen Bau, sei es Tempel oder Haus, im Verhältnis zu den Zyklopenmauern selber denkt, so muß er von einem großartigen, obwohl schweren und düstern Charakter gewesen sein. Wir können uns eine Architektur der Art, wenn auch nur aus der Ferne annähernd, etwa aus dem Tabularium Roms wiederherstellen, welches einer Zeit angehört, die an die volskische und etruskische Bauepoche grenzt. Denn es ist irrig anzunehmen, daß jene sogenannten Zyklopenmauern

[1] Donationem in scriptis de duabus massis, quae Nymphas et Normias appellantur, juris existentis publici. Siehe die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter". Band II, S. 292.

einer fabelhaften Urzeit angehören. Von ihnen bis zum Mauerbau der sogenannten servischen Zeit in Rom war nur ein Schritt zu tun, wie ich dies schon bei Alatri bemerkt habe.

Eine antike Zisterne, einige unterirdische Gemächer und Grotten: dies ist alles, was außer der Akropolis und den Mauern vom alten Norba sichtbar blieb. Mir fiel es auf, daß man nirgend Grabmäler oder Loculi in den Felsen bemerkt, wie in den alten Städten Etruriens oder in jeder antiken Stadt Siziliens; und namentlich sind es die sizilianischen Städte, welche, wie Syrakus, Leontium, Agrigent und Enna, eine erstaunliche Menge von Felsengräbern enthalten. In Norba sah ich deren keins, doch ist es möglich, daß sie meinem Blick entgingen. Das Volk in Norma nennt übrigens die alte Stadt Civita la Penna, und ich kann mir nicht erklären, wie dieser Name hierher gekommen sei. Denn aus dem Spanischen scheint er abzuleiten, wo Pegna oder Peña Felsen bedeutet. Der Name Felsenstadt ist passend für das mythische Norba, welches Herkules soll erbaut haben.

In späteren Römerzeiten hing Norba dem Marius an. Es wurde deshalb von Emilius Lepidus, dem General Sullas, belagert; er drang mit Hilfe von Verrätern in die feste Zyklopenstadt, aber die verzweifelten Einwohner stürzten sich selbst, wie die Bürger Numantias, in die Flammen ihrer Häuser. Vielleicht blieb Norba schon seit jener Zeit in Ruinen; wenigstens kennt sie schon Plinius als verödet.

Oben auf der Arx ist das Panorama der Maritima überaus herrlich. Deutlich wird der ganze Ufersaum des Meeres erkannt, welcher von Antium bis zum Kap der Circe bei Terracina reicht; selbst weiterhin werden Ostia, Pratica und Ardea und viele Strandtürme sichtbar, die sich einsam wie Obelisken am Meer erheben. Diese Wachttürme wurden seit dem 9. Jahrhundert gebaut, als die Sarazenen anfingen, die Küste Italiens zu überfallen, und noch heutigentags ist ganz Italien, sind alle italienischen Inseln an ihrem Saum von solchen malerischen Türmen umkränzt. In jedem liegen etwa fünf Mann Artillerie,

welche alte, wunderlich aussehende Kanonen hüten, die nun schon seit Jahrhunderten verrostet sind. Lamoricière, der neue Generalissimus der päpstlichen Armee, hat die Kanoniere aus den Türmen nach Rom gezogen und auch die Feldschlangen abholen lassen, die dort auf den Plattformen ins Meer hinausgähnten, wo nun statt der Sarazenen Garibaldische Freischaren heimlich zu landen versuchen.

Dort sehe ich einen Turm am Meeresstrande schimmern, wo der dunkle Wald ganz nahe herbeikommt: es ist das berühmte Schloß Astura. Eine Meile weiter ein anderer Turm: Foceverde, von dem Fluß so genannt, der dort aus der versumpften Waldeswildnis ins Meer fließt. Weiterhin ein Turm an einem großen See; dessen Wasserfläche leuchtet wie fließendes Gold, und ringsum zieht sich dichter, grüner Wald. Eine geisterhafte Stille umfängt dort den Wandersmann; er steht wie in eine fremde Welt versunken am See und blickt den Fischadlern zu, die darüber hinkreisen, oder dem fieberbleichen Fischer, der auf dem schwanken Nachen schwebt, oder dem halbnackten Blutegelsucher, der dort sein Wesen treibt. Das ist Turm und See Fogliano, einst im Altertum Clostra Romana, wo Lucullus eine Villa besaß. Der Nymphäus, jener reißende Bach, den wir durch die grünen Ringe von Nympha fortstürzen sehen, ergießt sich in jenen See; wir können seinem Lauf durch das ganze pontinische Sumpfland bis dahin folgen. Weiter neben ihm wird der Lago de' Monaci sichtbar, dann der Lago di Crapolace, endlich der große See von Paola mit seinem Turm, und nicht weit von ihm steigt das Kap der Circe inselartig auf.

Wer die Pontinischen Sümpfe nicht auf der Via Appia bis nach Terracina durchreist hat, macht sich die irrigste Vorstellung von ihrer Natur, indem er nur an ekle Moräste denkt. Es gibt dort freilich Sumpf und See genug, aber sie liegen in Wäldern und Büschen versteckt, wo das Stachelschwein, der Hirsch, das wilde Schwein, der Büffel und das halbverwilderte Rind umherstreifen. Im Mai und Juni ist das pontinische

Land ein Meer von Blumen, die, so weit das Auge reicht, sich über die Gefilde ergießen. Im Sommer ist es ein Tartarus, wo das blasse Fieber umherschleicht und die armen Hirten oder Ackerleute auf den Gehöften plagt, die dort ausdauernd ihr Brot erwerben.

Je näher am Meer, desto mehr Wald, und wir sehen ihn von Norba aus deutlich sich bis zum Kap der Circe fortziehen. Es reihen sich von der Tibermündung her aneinander die Wälder von Ostia, von Ardea, von Nettuno, Cisterna und Terracina. Mitten in ihrem Dickicht oder an ihren Säumen liegen einzelne Gehöfte, hauptsächlich für den großen Viehstand bestimmt, aber auch Ackerwirtschaften; so Conca, Campo Morto, Campo Leone, Tor' del Felce und andere. Wo der Wald nach dem Innern zu aufhört, ziehen sich endlose Wiesen hin, dann festes Ackerland, und wir sehen deutlich die von Pius VI. erneuerte Appische Straße die Maritima durchschneiden. Wir sehen an ihr Cisterna, den größten Ort in den Sümpfen, woneben im Altertum Tres Tabernae lag, und weiterhin For' Appio, das alte Forum Appium.

Kein Jahrhundert ist imstande gewesen, die Pontinischen Sümpfe auszutrocknen. Julius Cäsar hatte dies im Plan, aber er starb, ehe er an die Ausführung desselben ging. Die römischen Kaiser, so verschwenderisch in Bauten jeder Art, taten nichts dafür; es ist daher merkwürdig genug, daß erst unter einem Barbarenkönig, dem Erben oder Eroberer Roms, unter dem großen Theodorich sowohl die verfallene Appische Straße hergestellt, als ein Teil der Sümpfe bis Terracina ausgetrocknet worden ist. Noch heute liest man die Urkunden jener rühmlichen Tat eines Goten auf zwei Inschrifttafeln in Terracina. Unter den Päpsten war es erst Sixtus V., ein Mann von praktischem Römergeist, welcher die Austrocknung der Sümpfe wieder unternahm, und ihm folgte darin mehr als zwei Jahrhunderte später Pius VI. Dieser Papst stellte die Via Appia wieder her, zog den großen Kanal neben ihr, ließ andere Kanäle ausgraben, verwandelte einen Teil der Sümpfe in ackerbares

Land und erwarb sich dadurch ein bleibendes Verdienst um diesen Teil der Maritima.

Wir steigen von der Zyklopenburg Norbas nach Nympha hinunter, denn diese verlassene Stadt liegt tief zu deren Füßen, schon am Rande der Sümpfe, und man gelangt zu ihr entweder auf der bequemen im Zickzack hinabführenden Straße Normas, oder man sucht sich selbst einen Pfad auf dem steilen Niederhang des Bergs von Norba. Da wir flink zu Fuße sind, wählen wir den letzten Weg, und es geht mit „Donnergepolter" über die Felsen im Sprung hinab.

Da ist Nympha, die märchenhafte Ruine einer Stadt, mit ihren Mauern, Türmen, Kirchen, Klöstern und Wohnungen halb versunken im Sumpf und begraben unter dichtestem Efeu. Wahrlich dieser Ort sieht reizender aus als Pompeji selbst, dessen Häuser umherstarren, wie halb zerfallene Mumien, die man aus der vulkanischen Asche emporgezerrt hat. Aber über Nympha wogt ein duftiges Meer von Blumen; jede Wand, jede Mauer, jede Kirche, jedes Haus ist mit Efeu verschleiert, und auf allen Ruinen wehen die purpurnen Fahnen des triumphierenden Gottes des Frühlings.

Es macht einen unbeschreiblichen Eindruck, in diese Efeustadt einzuziehen, in den begrasten, blumenbedeckten Straßen, zwischen ihren Mauern umherzuwandeln, wo der Wind in den Blättern spielt, keine Stimme schallt als der Schrei des Raben im Turm, als das Rauschen des schäumenden Bachs Nymphäus, das Lispeln des hohen Schilfs am Weiher, und das melodische Singen und Säuseln der Halme ringsumher.

Blumen wimmeln durch alle Straßen, sie ziehen in Prozession nach den verfallenen Kirchen, sie klettern auf alle Türme, sie liegen lachend und kichernd in allen öden Fensterräumen, sie verrammeln jede Türe, denn drinnen hausen Elfen, Feen, Wassernymphen und tausend reizende Geister der Fabelwelt. Gelbe Kamillen, Malven, duftige Narzissen, graubärtige Disteln, die einst hier als Mönche gelebt hatten, weiße Lilien, die im Leben fromme Nonnen gewesen waren, wilde Rosen, Lorbeer-

sträucher, Mastix, hohe Farren, die Klematiswinde und der Brombeerstrauch, die roten Fuchsschwänze, die wie verzauberte Sarazenen aussehen, die phantastische Kaperblume in den Ritzen der Mauern, der duftige Goldlack, die Myrte und die würzige Menthe, ganz von Gold starrender Ginster, und nun der dunkle Efeu, der alle Trümmer überwallt, der über die Mauern sich ergießt in grünen Kaskaden, — ja, man wirft sich in dies Meer von Blumen, ganz trunken und vom Duft berauscht, und das reizendste Märchen hält die Seele umfangen.

Noch stehen die Mauern der Stadt aufrecht: sie umziehen sie in einem großen Ringe, aber sie sind überall von Efeu dicht bedeckt, und nur hie und da taucht aus ihm eine zerbröckelte Zinne und ein viereckiger zerbrochener Turm hervor. Die Stadttore sind nicht minder von wildem Wein, Efeu und Brombeergestrüpp verrammelt und verbarrikadiert, als fürchteten die Blumen in Nympha einen Feind, der von draußen eindringen wollte, wie ehemals die Sarazenen, oder das Soldheer Barbarossas oder des Herzogs Alba und der Colonna. Sie haben sich hinter Efeuwällen verschanzt; vielleicht sind es nachts die wilden Schwärme von Meteoren und Irrwischen im Pontinischen Sumpf, welche die verzauberte Stadt belagern oder stürmen, um die Blumengeister drinnen in ihre Sümpfe zu entführen.

Mancher Platz und manche Straßen stehen noch da; zu ihren Seiten verfallene, vom Efeu umsponnene Häuser; manche palastartig, mit halbgotischer Architektur, einst Wohnungen des reichen Adels. Wunderbar sehen die Kirchen aus, von denen noch vier oder fünf in Ruinen stehen. Ich sah nie so phantastische Trümmer. Aber wie soll ich sie in Worten malen? Wie soll ich einen solchen braunen, zersplitterten Glockenturm mit den runden, oder von kleinen Säulen geteilten Fenstern, mit seinen mittelalterlichen Friesen von spitzkantigen Ziegelsteinen, und mit dem romantischen Festschmuck von Efeu und im Winde schaukelnden Blumen zeichnen? oder die Trümmer der gewölbten Nischen und der Kirchenschiffe schildern, die alle von Blütenteppichen überhängt sind?

Dieſe Kirchen ſind alt, ſie gehören dem 11. oder 12. Jahrhundert, wenn nicht einem frühern an, denn ihr Stil iſt von einfacher Baſilikenform. In ihren öden Räumen beten nun die Blumen, und die Weihrauchfäſſer ſchwingen die bacchantiſchen Roſen. Von den Wänden, und hie und da aus einer von Efeu umſponnenen Tribüne blicken noch alte Freskobilder herunter. Das ſind alte Chriſten mit ihren Palmen in der Hand und mit den Marterwerkzeugen zu ihrer Seite. Den verlöſchenden Nimbus um das bleiche Haupt, in goldiger Dalmatika, mit der Stola um die Schulter, ſtarren ſie mürriſch aus den Blumenſchleiern hervor und ſcheinen ſich über den Heidendienſt zu ärgern, den die Kinder der Flora in dieſen verlaſſenen Kirchen aufzuführen wagen.

Der Käfer ſummt ſeine Sommerromanze fort und fort, und die Grille ſchrillt unabläſſig ihre anakreontiſchen Liebeslieder. Die Blumen und Käfer weichen nicht mehr aus dieſen Tempeln. Dem heiligen Bernhard wurde einſt geklagt, daß von einer Kirche, welche eben neu geweiht werden ſollte, zahlloſe Schwärme von Fliegen Beſitz genommen hatten und ſie nicht mehr verlaſſen wollten; er riet hierauf: „ich exkommuniziere ſie"; und ſiehe da, als die Boten in die Kirche zurückkehrten, lagen alle Fliegen darin tot. Aber ſchwerlich würde es einem heiligen Beſchwörer gelingen, die Blumen aus den Kirchen Nymphas zu exkommunizieren, und ſo zornig ſich die gemalten Märtyrer darin gebärden, ſchon kommt der Efeu geſchlichen und wird ſie ſelber bald ganz verſchleiert und eingemauert haben. Von manchem iſt bereits nichts mehr ſichtbar als der Zipfel ſeines Gewandes und der Name in alten lateiniſchen Charakteren: Sanctus Xiſtus, oder Sanctus Ceſarius, und Sanctus Laurentius. Ich trat in die letzte dieſer Kirchen ein — welch ein Anblick! Die ehemalige Moſaik des Bodens, mit ihren Arabesken und Kreiſen oder Quadraten, ſchienen nun lebendige Blumen nachzuahmen, und aus der Konfeſſion, wo einſt die Gebeine des Heiligen lagen, wächſt nun fröhlich der indiſche Wein mit ſeinen blauroten Beeren.

So fehlt auch hier nicht das Seitenstück zu Pompeji. Wie sich dort das klassische Altertum in den heitern Freskobildern entschieden ausspricht, redet in Nympha die christliche Epoche der Menschheit auch aus Malereien auf den Wänden der Ruinen. Dort sind es die anmutigen Gestalten des Lebens und der Lust: Amoren, die am Weiher angeln, tanzende Satyrn, Grillen, die ein Wägelchen lenken, schwebende Bacchantinnen in weißen Schleiern, Zimbeln schlagend, oder ein geheimnisvolles Kästchen in den Händen, oder auf einer Fruchtschale saftige Feigen erhebend — doch im Pompeji des Mittelalters stellen die Fresken nur den Tod und den Schmerz dar. Statt jener fröhlichen Bilder sind es die schwermütigen Gestalten der Katakomben, die mythischen Götter der Marter und der Pein, in Flammen, ans Kreuz geschlagen, oder mit gefalteten Händen vor dem Henker kniend, der sein Schwert schon erhoben hat.

Ist es nicht Zeit, alle diese Märtyrer, Heiligen und morschen Kreuzesbilder endlich einmal in Blumen zu bestatten? Auf die Gräber der armen Büßer und Mönche und aller derer, die in der Zeit des finstern Aberglaubens sich geißelten und quälten, streut sie hier die Natur mit vollen Händen aus — ahmte doch auch die katholische Menschheit ihr nach, und gäbe sie den Toten Frieden und ein Blumengrab!

Am Eingange Nymphas ragt noch das Kastell auf, einst Sitz der Barone, in dessen Verließen die Opfer des Feudalismus schmachteten. Hoch steigt der viereckige Turm empor, aus Ziegelsteinen so fest gebaut, wie die Torre delle Milizie in Rom, und wie es scheint gehört er auch derselben Periode an. Er steht ganz nahe an einem Weiher, der hier wie ein stygischer Sumpf am Eingang der Totenstadt sich verbreitet. Ihn umkränzt hohes Schilf. Es ist hier ein mythischer Sitz, wie aus der Schattenwelt des Äneas oder Ulyß. Der finstere Turm und andere Ruinen werfen ihr zitterndes Bild auf das stille Wasser des Sumpfs. Das Schilf rauscht so schwermutsvoll. Manchmal schluchzt tief in ihm die Stimme eines Wasserhuhnes auf, wie die Seele eines Abgeschiedenen, die in diesem Hades

wohnt und nach oben verlangt. Ich sitze auf Trümmern und blicke in dies grüne Geisterreich, dann empor zu den blauen entzückenden Bergen, auf denen die Zyklopensteine Norbas und die Kastelle ragen, dann über die Pontinischen Sümpfe in das abendsonnige Meer, dem funkelnd das Kap der Circe sich entschwingt.

Sollte wohl die Zauberin Circe ihr Schloß drüben verlassen haben? Wohnt sie vielleicht jetzt in Nympha? Wurde sie zur Efeukönigin? So viel Efeu ist hier — mir schien es, als sei dies Nympha die Efeurüstkammer Italiens, und als versorgten von hier die Efeugeister der Geschichte alle Ruinen dieses herrlichen Landes mit ihren Ranken.

Man muß hier sitzen, wenn der Abend diese Efeuhallen und jede Ruine erst in Purpur, dann in Gold taucht und Berge, Meer und das Kap der Circe mit unsagbarem Farbenduft umstrahlt — doch ich will davon nichts sagen, noch es schildern, wie dies Feenmärchen sich gestaltet, sobald der Mond darin zu wandeln beginnt.

Aus dem Weiher stürzt der Quell Nymphäus. Er scheint hier seinen Ursprung zu nehmen, und plötzlich bringt er einen überraschenden Gegensatz jungen, brausenden Lebens in diese grüne Gräberwelt; gleich einem lebendigen Wesen ist er anzusehen, wenn er so blitzend und schäumend durch die Pontinischen Sümpfe dem Meere zufliegt.

Er treibt am Weiher eine Mühle, die in einem Bau des Mittelalters eingerichtet ist, denn ein Teil dieses Hauses hat noch gotisch-römische Säulenfenster. Auf einem Speicher steht geschrieben, daß Franciscus Gaëtani, Herzog von Sermoneta und Herr von Nympha, ihn und den Eingang in den Ort, samt den Mühlen im Jahre 1765 erbaut habe.

Im Altertum soll an der Quelle und dem See ein Nymphentempel gestanden haben, von welchem die Stadt auch ihren Namen erhalten hat. Auf der Stelle jenes Nymphäum soll dann die Kirche S. Michael erbaut worden sein. Im Jahre 1216 gründete hier Ugolino Conti die Kirche S. Maria del Mirteto, vom Myrtenhain.

Die Geschichte Nymphas ist übrigens sehr dunkel. Im 12. Jahrhundert besaßen diese Stadt die Frangipani; der berühmte Alexander III. wurde dort am 20. September 1159 zum Papst geweiht. Dann setzte sich das Geschlecht der Gaëtani seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in den Besitz Nymphas, und die Nachkommen dieses berühmten Hauses haben ihn bis heute behalten. Die Archive der Familie in Rom bewahren noch viele Urkunden, welche zeigen, wie der Nepot Bonifacius des VIII., Pietro Gaëtani, lateinischer Pfalzgraf und Graf von Caserta, nach und nach die Häuser und Güter Nymphas ihren Besitzern abgekauft hat. Ich fand dort kein Aktenstück mehr aus dem 15. Jahrhundert. Aber noch am 22. Februar 1349 ist eine Urkunde in jenem jetzt verfallenen Baronalschloß gezeichnet. Es heißt darin:

Actum Nimphe in scalis palatii Rocce Nimphe presente Nicolao Cillone Vicario Sculcule . . .

Am folgenden Morgen mieteten wir Maultiere in Norma, um nach dem alten berühmten Cori oder Cora zu reiten, welche Stadt man in drei starken Stunden erreichen kann. Ein Fahrweg führt in der Tiefe dorthin, Nympha vorbei, aber wir zogen es vor, den kürzern Felsenpfad zu wählen, welcher sich über die Abhänge des Volskergebirges fortzieht. Denn hier ist die Aussicht groß und schön, weil der Blick über die pontinische Ebene und das Meer, bis nach Rom hinreichen kann. Die Frische des Morgens, der klarste Septemberhimmel machten diesen Ritt entzückend genug, obwohl die Berge, an denen wir hinzogen, einförmig und ohne Leben waren, es sei denn, daß hie und da Schafhirten sich versammelt hatten, ihre Herden zu melken, den frischen Käse am Feuer zu bereiten, oder aus Ginsterzweigen ihre konischen Nomadenhütten zu errichten.

Wenn man so von oben in diese pontinische Landschaft blickt, und zumal gegen den lateinischen Strand gewendet, wo das

uralte Ardea im Land der Rutuler liegt, so ruft die poetisch erregte Phantasie gern die Gestalten aus dem Virgil herbei. Denn dort ist das Land des römischen Troja, dort ist die Szene der Heldenkämpfe der Äneide, und wir sehen über den Wiesenplan oder durch die Wälder die schöne Amazone Camilla jagen, die Heroin des Volskerlandes:

> Hos super advenit Volsca de gente Camilla,
> Agmen agens equitum, et florentes ære catervas,
> Bellatrix.

Die Schilderung ihres Todes und das tragische Geschick von Evanders Sohne Pallas sind die schönsten Blumen in dem Gedichte Virgils. Man muß die melodischen Verse der Äneide auf dem römischen Gefilde lesen, um ihren Zauber erst ganz zu empfinden. So verklärt, so voll ernster Schönheit ist die Poesie Virgils, wie die Campagna von Rom. Diese unsterbliche Dichtung wird als das Seelenhafteste, was von der Römerwelt übrig blieb, durch alle kommenden Jahrtausende diesen Bergen, diesen Wäldern und Fluren Begeisterung verleihen. Turnus, Mezentius, Lavinia, Ascanius, und der treue Achates ... ja hier leben sie ... und welches Gemälde! so episch und groß, wie nur jenes am Skamander sein kann, oder wahrscheinlich erhabener. Denn kann es überhaupt etwas Erhabeneres geben als das Feld von Rom und sein Meergestade?

Durch die virgilischen Erinnerungen ziehen sich hier Troja und Hellas in dies Lokal der Uranfänge Roms hinüber. Die Atmosphäre wird dadurch hellenisch, und immer mehr, je näher man Cori kommt. Denn diese alte Stadt gehört der uritalischen, oder pelasgischen Mythe an. Rom heißt ewig, aber nicht seines Alters wegen; die meisten Städte der Campagna sind viel älter, und nun gar Cori, welches nach den Berechnungen antiker und moderner Topographen eine der ältesten Städte der Welt ist und 1470 Jahre vor Christi Geburt, also sieben Jahrhunderte vor Rom erbaut worden ist.

Nach der Mythe gründete Cori der Trojaner Dardanus, Sohn des Corytus, Königs von Italien, und der Electra, einer

Tochter des Atlas; dann floh er, ein Brudermörder, vor Siculus und seinem Vater nach Asien, wo er Dardania gründete, das erst von seinem Enkel Tros Troja genannt wurde. Im siebenten Buch der Äneide (Vers 670 und folgende) kommt der Name Coras vor:

Tum gemini fratres Tiburtia moenia liquunt,
Fratris Tiburti dictam cognomine gentem,
Catillusque acerque Coras, Argiva juventus.

Die drei Brüder Catillus, Coras, Tibur oder Tiburtus waren nämlich Söhne des Amphiaraus von Argos; sie kamen aus Griechenland nach Italien und gründeten hier Tibur oder Tivoli. Coras soll Cora erbaut haben. Dies ist eine zweite Mythe von der Entstehung dieser Stadt.

Da liegt sie vor uns, eine Pyramide von Häusern auf einem Berge; hoch oben stehen die schönen Reste des Herkulestempels, zu den Füßen der Stadt liegen Fruchtgärten und Olivenhaine. Cori hat gegen 5000 Einwohner. Seit mittelalterlichen Zeiten ist sie ein Lehn des „römischen Senats und Volks", ein Kammergut der Stadt Rom — in der Tat eine köstliche Besitzung.

Ich werde den Leser nicht mit der Beschreibung der Ruinen Coris ermüden, denn er hat davon genug. Aber wohl verdienen die zyklopischen oder pelasgischen Mauern auch hier Bewunderung. Sie sind an vielen Stellen in der Stadt sichtbar; man vergleicht sie mit den Mauern des alten Mykene oder Tirynth. Sie stützen die Akropolis, das Haupt der Stadt. Wenn man dort emporklimmt, findet man sich voll Überraschung vor dem Rest des Peristyls eines Tempels, welcher völlig griechisch erscheint. Es ist ein kleiner, graziöser Bau dorischer Art, sehr wohl erhalten; die blaugraue Farbe, welche der Travertin der Säulen angenommen hat, sieht schön altertümlich aus. Man nennt diesen Tempel vom Herkules, aber wahrscheinlich ohne Grund.

Kastor und Pollux, Fortuna und Diana, die Göttin der pontinischen Jagdgefilde, Sol, Janus und Äolus, Apollo und Äskulap hatten in Cori ihre Tempel. Man zeigt noch tiefer

unten vier schöne korinthische Säulen, welche in einem Hause eingemauert sind, und schreibt sie dem Tempel der Dioskuren zu. Reste von Bädern und Zisternen, eine römische Brücke über den reißenden Bergbach, der von Cori herunterbraust, andere zerstreute Altertümer mögen den Forscher hier beschäftigen.

Das Mittelalter ist in Cori schwach vertreten. Der Dom S. Pietro, in den Trümmern jenes Herkulestempels erbaut, bietet nichts Merkwürdiges dar; dagegen ist Santa Oliva wegen ihrer Architektur der Beachtung wert. Indes alle diese Trümmer, was sind sie gegen den hinreißenden Blick auf die Maritima, den man überall in Cori genießt? Es verlohnte sich wohl, hier sommers zu leben. Die Luft ist kühl und balsamisch, der Wein köstlich, die Früchte sind in solcher Fülle vorhanden, daß ich für einen Bajocco 26 frische Feigen erhielt. Aber Cori wird von den Römern gar nicht besucht. Sie ziehen es vor, in das städtische Albano und Frascati zu gehen, und die wenigsten von ihnen kennen die Reize ihrer eigenen Campagna. Gibt es ein herrlicheres Leben, als die Gebirge der Sabina, der Herniker, der Volsker zu durchstreifen und in der unverfälschten Natur seinen Geist zu stählen?

Ich verließ Cori, zu Pferde steigend, um nach Velletri zu reiten; und wie in Nympha, so gelobte ich auch hier, wiederzukehren und in dieser klassischen Stille einige Zeit hinzubringen.

Von den Ufern des Liris.

Eine friedliche Wanderung durch das lateinische Grenzland von Veroli über Casamari, Isola und Sora, Arpino, Arce und Aquino nach S. Germano und Monte Casino, dies ist es, wozu die Leser eingeladen werden, während Mittelitalien in Waffen steht, die Romagna sich von der päpstlichen Herrschaft losgerissen hat, und die question romaine die Gemüter bewegt.

Jenes Grenzland ist die Fortsetzung Latiums; der Liris sondert nämlich Kampanien in zwei natürliche Hälften; die römische wird vom Sacco durchzogen, bis er unterhalb Ceprano in jenen Strom fällt. Dies ist die eigentliche römische Campagna. Die andere Hälfte, eine Ebene zwischen dem Apennin und dem Volskergebirge, an welchem der Liris hinströmt, ist das neapolitanische Kampanien. Es setzt sich zwar bis über Capua fort, aber die Berge gegenüber S. Germano umstellen dieses Gefilde und sondern es von dem „glücklichen Kampanien" ab. In Monte Casino zeigte man mir eines Tags auf jenen Bergen das Kastell S. Pietro in Fine und erklärte mir diesen Zusatz durch in fine Latii; freilich bemerkte der gelehrte Don Sebastiano Kalefati: er argwöhne, das „in fine" bedeute im Grunde nur das Ende der Diözese Monte Casinos. Doch wir wollen uns darüber keinen geographischen Kummer zuziehen, sondern vor der Weinschenke in Veroli aufs Pferd steigen, um nach den Ufern des Liris hinunterzureiten — an einem lateinischen Oktobernachmittag, während der warme Sonnenschein auf dem Gefilde liegt, die Berge im Farbenspiel des Herbstes strahlen, die klassische Campagna vor uns sich verbreitet, durchströmt vom grünen Liris, dessen Name, der schönste unter den Flüssen, das Gemüt mit lyrischem Wohllaut füllt, indem er durch diese Fluren weit und breit einen poetischen Hauch ergießt.

Als ich aus dem Tor der hohen Felsenstadt Veroli an den zerfetzten Stadtmauern entlang ritt, um dann hinabzusteigen, hatte ich den ersten vollen Anblick des Landes, welches ich durchziehen sollte: rechts in der Tiefe die Gefilde von Ceprano, an dessen Brücke König Manfred verraten ward, darüber hinaus die Volskerberge, eine lange Kette blauer Höhen; links die majestätischen Berge von Sora, die, von den Abruzzen herangedrängt, den Liris oberhalb umstellen. Indes wurde mein Blick besonders von dem breiten Bergzuge vor mir gefesselt, oder vielmehr von einer deutlich auf ihm sichtbaren weißen Stadt. Das ist Arpinum! Da wurden Cicero und Marius geboren!

Es hat einen großen Reiz, zum erstenmal und in noch geheimnisvoller Ferne einen Ort vor sich zu sehen, dem zwei weltberühmte, Epochen bezeichnende und seit der Kindheit bekannte Namen angehören. Da kommen selbst kleine Erinnerungen aus der Jugendzeit herbei und sind geschäftig, den Eindruck zu verstärken — Szenen von der Schulbank, da Cicero erklärt wurde, selbst die Gestalt des zerlesenen Schulbuchs auf grauem Papier mit Ciceros Reden, obenan das donnernde und unvergeßliche Quousque tandem Catilina. Und da liegt denn vor mir Ciceros Vaterstadt, die einmal im Leben zu sehen ich schwerlich geträumt oder gehofft hatte.

Ich mußte vom Pferde steigen, um über den steilen Kalkfelsen Verolis hinunterzugelangen: denn eine fahrbare Straße gibt es hier nicht, außer weiter unten gegen Casamari zu, und überhaupt besitzt dieses römische Grenzland nur einen einzigen großen Verbindungsweg mit dem Nachbarstaat, die Via Latina, die nach Capua geht.

Alle jene Campagnaorte, die wir ringsum bemerken, größtenteils älter als Rom, ja noch der saturnischen Epoche angehörend, stehen schwarz und finster auf ihren Felsenhügeln und befinden sich seit Jahrhunderten in demselben Zustande. Die Grafen und Feudalherren des Mittelalters haben in jedem ihr Schloß gebaut, und ein jedes steht nun verödet als ein Nest für Eulen da. Der Colone baut nach wie vor, einem römischen Fürsten

oder einem Kloſter pflichtig, im Schweiße ſeines Angeſichts Wein oder Öl oder Türkiſchkorn, und ſeine Lage bleibt im Grunde wie ſie war, obwohl er nicht mehr leibeigen iſt. Wenn man die agrariſche Verödung der nächſten Umgebung Roms mit einigem, doch nicht allem Grunde den Einflüſſen der Malaria zuſchreiben darf, ſo findet dieſe Urſache in dem geſunden Latium nicht ſtatt. Es iſt ſehr befremdend, ein Land zu durchziehen, welches ſich von fern wie ein Elyſium dem Blicke darſtellt, und wenig mehr in ihm zu finden, als eine maleriſche, ſpärlich mit Mais bebaute Wüſte, über deren öden, von Ginſter und Aſphodelos ſtarrenden Feldern wilde Falken kreiſen. Man wundert ſich, hier nicht ein tätiges und erfinderiſches Volk in blühenden Städten zu ſehen, während man nur hie und da einen Häuſerklumpen auf einer Anhöhe zuſammengedrängt erblickt. Die Bewohner von Latium, ein ſtarkes, gutherziges und ſchönes Menſchengeſchlecht, ſind ganz primitiv geblieben; ihre Lebensweiſe, ihr Kultus, ihre Bedürfniſſe ſind unverändert, und käme einer ihrer Vorfahren wieder in ſeinen Ort zurück, ſo würde er darin wenig mehr neues entdecken, als etwa den Gebrauch des Tabaks, des Zündhölzchens und des Pulvers. Faſt alle jene Kaſtelle, welche Namen ſie immer haben, Veroli, Poſi, Arnara, Bauco (Babucum), Ripi, dauern ſeit Urzeiten. Man findet ſie in Diplomen des 9. und 10. Jahrhunderts mit ihren heutigen Namen, mit ihren ſelben Kirchen, mit ihren ehemaligen Grafen und Judices meiſt langobardiſchen Stammes erwähnt; aber ich weiß hier keinen Ort zu nennen, der in ſpäterer Zeit neu entſtanden wäre.

Die Nachmittagsſonne brannte noch heiß auf dem dürren Felde, als ich auf entſetzlichen Wegen, auf einem kaum bereitbaren Felſenboden unterwärts weiter zog, Caſamari zu erreichen. Ich kam an einem einſamen Gehöft vorbei, wo ſich eine Geſellſchaft von Einwohnern Verolis vergnügte; der Anblick wohlgekleideter Mädchen, welche mitten in dieſer Einöde ländliche Spiele ſpielten, war eine erfreuliche Überraſchung. Sie glichen einer Schar von Singvögeln, die ſich in der Wildnis zuſammen niedergelaſſen hatten.

Ein guter Fahrweg führte sodann weiter, und ein wohlgepflegter Wein- und Olivenbau zu beiden Seiten kündigte ein größeres wirtschaftliches System an, welches irgendwo in der Nähe seinen Sitz mußte aufgeschlagen haben. Dieses belebende Prinzip enthüllte sich alsbald: Wallfahrer kamen mir entgegen, die Pilgerstäbe in der Hand, die Frauen ihre schwerbelasteten Körbe auf dem Kopf, die Männer unbeschwert daneben schreitend, alle in der bunten Tracht des lateinischen Berglandes. Sie kamen von dem weit und breit berühmten Casamari.

Ich hatte dieses Kloster so oft nennen hören; man sagte mir, daß es nebst Fossanova das schönste in ganz Latium und ein vereinzeltes Wunderwerk gotischer Baukunst sei, und nun sah ich es vor mir liegen, einsam, bedeutend und beherrschend in der Hochebene, eine Masse großer grauer Gebäude, über denen sich der Giebel der Klosterkirche erhebt. All dies umschlossen von einem Hof mit mächtigem römischen Portal, eine Arkade darauf hinführend, als Rest jener arcus deambulatorii der reichen Mönche des Mittelalters; daneben ein fließendes Wasser, die Amasena, mit melancholischen Pappelgruppen — ringsum eine schweigende, sonnverbrannte Wüste.

Ein solches weltabgeschiedenes Kloster zu betrachten, erregt heute ein eigentümliches Gefühl. Denn nirgends ist die Vergangenheit so ganz wirklich und fast greifbar. Die Zeit scheint hier in Wahrheit stillegestanden, die moralische Atmosphäre eines lange verflossenen Jahrhunderts und Menschengeschlechts hier versammelt geblieben zu sein. Womit die Mönche sich damals beschäftigten, singen, beten, schweigen, arbeiten, das tun sie noch heute in gleichen Kutten, in denselben Räumen, mit derselben monotonen Geschäftigkeit. Die Weltgeschichte hat sich draußen verwandelt, sie aber nehmen daran nicht Anteil; es genügt, daß die Kirche, die Bischöfe, der Papst in Rom dauern wie zuvor. Ihre nächste Umgebung ist unverändert geblieben, denn noch stehen Veroli, Posi und S. Giovanni mit ihren Kirchen und Heiligen wie zuvor, und die Wallfahrer pochen an die Klosterpforte wie zuvor. Die Furcht vor den Sarazenen, vor

Raubgrafen und Condottieri quält sie nicht mehr, doch hat sie der Angst vor der Revolution Platz gemacht, die am Ende unerbittlicher sein wird als Raubgraf und Sarazen. Denn ehemals galt es nur Plünderung und Verwüstung mit Feuer und Schwert, aber heute gilt es Sein oder Nichtsein überhaupt. Außerdem: die Klostergüter sind geschmälert, und der Kirche dadurch ihr Wirken nach außen verengt. In der Tat, solch ein Kloster ist wie eine pergamentene Chronik, worauf die alten Miniaturen, als ein Schattenspiel, lebendig werden.

Man hat den Namen Casamari fälschlich durch casa amara erklärt, wie noch Westphal in seiner römischen Campagna tat, als wäre dieses Kloster „Bitteres Haus" genannt wegen des furchtbaren Schweigens, zu dem die Brüder von der Trappe dort verdammt sind. Aber in Wahrheit heißt der Name Casae Marii, die Häuser des Marius, weil die Abtei auf dem fundus Marii, einer alten Besitzung des berühmten Helden von Arpino, erbaut worden ist. So berichtet die Tradition und Rondinini, der die Geschichte des Klosters schrieb: Monasterii S. Mariae et Sanctorum Johannis et Pauli de Casaemarii brevis historia, Romae 1707. Fromme Bürger Veroli haben dasselbe im Jahre 1036 gestiftet. Seine ersten Bewohner waren Benediktiner. Als ihre Zucht verfiel, führte Eugen III. im Jahre 1152 Zisterzienser ein, die auch das benachbarte Trisulti besitzen. Friedrich II. bestätigte im Jahre 1221 die Güter Casamaris in einem aus Veroli datierten Diplom, welches wir noch lesen; aber seine Kriegsvölker zerstörten die Abtei, als er Rom belagerte.

Die Geschichte Casamaris bietet sonst nichts Außerordentliches dar, nur die Wechselfälle von Krieg, Zerstörung, Wiederherstellung, denen alle Klöster ausgesetzt gewesen sind. Kein berühmter Mann ist von dort hervorgegangen. Casamari hat keine eigenen Annalen aufgezeichnet, wie das benachbarte Fossanova, dessen Chronik Muratori herausgegeben hat. Es war niemals reich wie Trisulti, doch besitzt es noch einige Güter in der Campagna. Sein größter Ruhm ist die herrliche Kirche, deren

Grundstein im Jahre 1203 gelegt wurde, also in der Zeit, da man in Italien anfing, gotisch zu bauen.

Als ich in den Klosterhof und vor die Kirche trat, glaubte ich mich enttäuscht; denn die Fassade, zu der eine breite Steintreppe führt, und das Vestibulum mit Bogenöffnungen versprachen nicht viel. In dieser Vorhalle fand ich eine Statue Pius' VI. und eine Gedenktafel für Pius IX., zum Gedächtnis dessen, daß er dem Kloster das Patrimonium hergestellt hat. Nun ins Innere der Kirche tretend, wurde ich lebhaft überrascht; ein dreischiffiger hoher Bau in den reinsten Verhältnissen, von vollendeter Einheit, in den wohlgefälligsten Spitzbogenwölbungen, der Chor nur durch ein Gitter abgetrennt, öffnete sich vor mir. Die Harmonie der Architektur, die Einfachheit des Baues, der sanfte Travertin, die vaterländische Gotik brachten einen tiefen Eindruck hervor. Wenn das Auge seit Jahren nur an die römische Basilikenform mit ihrer platten Decke, oder an den spätern Luxusstil der Kuppelkirchen gewöhnt ward, stellt sich ihm plötzlich die Gotik als ein neues, lebhaft und kühn nach oben strebendes System dar und imponiert durch die Verbindung des Reichtums mit der Einfachheit, der Kühnheit mit der Grazie, der Stärke mit der Leichtigkeit, da das Massenhafte durch ein überall fortgesetztes, geteiltes, dennoch sich bindendes Leben einer und derselben Grundidee überwunden wird. Sonst gewohnt, die Kirchen mit Skulpturwerk, mit barockem und schwerem Schmuck, mit Gemälden und Inschriften oder mit Grabmälern und Altären überladen zu finden, sah ich hier nichts dergleichen, sondern diese Kirche erschien mir als ein reiner und schöner Tempel, einem reinen und bildlosen Gottesdienst geweiht.

Keine Bilder, keine Nischen, keine Kapellen, nur ein einziger Hauptaltar unter einem gekuppelten Tabernakel; so sehen protestantisch gewordene Dome in Deutschland aus. Casamari ist in der Tat sehenswert. Eine gleiche Einfachheit gotischen Stils erinnere ich mich nicht in Italien angetroffen zu haben. Das Mittelschiff hat je sieben Spitzbogen auf zusammengesetzten

Säulenschaften; am fünften beginnen die Schranken, die den saubersten Chor abschließen. Darin war nichts von bizarrem Wesen, nichts von Figuren zu sehen, sondern hinter dem Gitter standen zu seiten des Altars zwei hohe, vollblühende Amaranten in großen Vasen. Man denke sich, wie gut diese Naturerscheinung in einem herrlichen und einfachen Raum wirken mußte.

Die reinere Gotik ist übrigens nur in der Kirche selbst zur Anwendung gekommen; denn im Kloster wird der Stil schon stark romanisch. Der Hof ist ein geräumiges Quadrat, welches halbgotische Öffnungen mit je zwei Doppelsäulen in ihrer Mitte durchbrechen. Er ist nicht besonders schön. Der Kapitelsaal neben ihm macht einen fremdartigen Eindruck. Seine Gotik geht ins Moreske über; seine Decke tragen vier Säulenbündel, aus je acht Säulen zusammengestellt, auf deren achteckigen Platten dann die Spitzbogen ansetzen, um sich von der Decke bis in die Mitte der Wand zu ziehen, wo sie in einem phantastischen Knauf endigen. Die abwechselnde Schichtung des weißen und braunen Steins bringt ein buntes Wesen hervor.

Ich sah nur wenige Mönche im Kloster still und schweigend hin und her gehen, und sie nahmen keine Notiz von mir. Ein Laienbruder reichte mir einen Krug Wassers, und da er hörte, daß ich aus Rom komme, fragte er mich, wie es dort aussehe, und wo Garibaldi gegenwärtig sei. Der langobardische Name dieses tapfern Bandenführers schwebt an der Grenze Neapels von Mund zu Mund, wie vor langen Jahrhunderten derselbe Name des Dux Garibald oder der Herzoge Grimoald, Romoald und Gisulfus von Benevent. Seine Figur, populär auch wo sie statt Hoffnung Furcht erregt, scheint dort auf das Vorstellen wie etwas Dämonisches zu wirken. Dessen sollte ich bald im Neapolitanischen noch mehr gewahr werden. Im Mittelalter gingen so aufregend durch die Campagna die Namen Nicolò Piccinino, Fortebraccio von Montone, Sforza d'Attendolo und anderer Kapitäne, welche durch hundert Märsche, Schlachten und kühne Städteeroberungen ihren Ruf sich verdient hatten.

Sie waren indes nur kühne Räuber, ihr Waffenhandwerk die schändlichste Pest Italiens, während der Volksheld Garibaldi sein Schwert und sein Leben der Freiheit des Vaterlandes geweiht hat.

Ich stieg wieder aufs Pferd, um weiter zu reiten, da der Abend die schönen Berge Arpinos schon dunkler zu malen begann. Vom Kloster ist die neapolitanische Grenze nur eine kleine Stunde entfernt. Es macht immerhin ein besonderes Vergnügen, sich in einem Grenzlande zu befinden. Wo Völker, Staaten, politische und soziale Formen aneinanderstoßen, bildet sich ein mittlerer Raum hüben und drüben, darauf eine gewisse Spannung der Geister, aus Anziehen und Abstoßen erzeugt, bemerkt wird. Grenzbewohner befinden sich in einem natürlichen Stande der Wachsamkeit. Wenn die Menschen in der Mitte des Staats in sichern und eingelebten Formen indolent werden, sind Grenzer immer beweglich, neugierig, erfinderisch, verschlagen, treulos, weil ewig von der Fremde berührt. Ein neuer, halbgeöffneter Horizont reizt ihre Phantasie, erweitert ihr Bewußtsein und zwingt sie, zu vergleichen und zu kritisieren. Das Übergehen eines Zustandes in den andern bringt eine sonderbare Ungewißheit hervor; daher wohnt das Gerücht, die Göttin Fama am liebsten auf der Grenze, wie im Leben Argwohn und Neid in der Regel Bastarddämonen einer moralischen Grenze sind.

Ich erreichte bald die römische Maut, ein einsames Haus an der Straße, wo die Grenzsoldaten vergnüglich da saßen und Zigarren rauchten. Dann bogen wir vom Weg in ein Weingartenland ein und kamen gleich zur Grenze selbst, die durch einen einfachen Stein bezeichnet wird. Friedlich mischt hier der Gott Terminus die Äcker Roms und Neapels, denn sie sind nicht einmal durch eine Furche getrennt.

Von diesem Grenzstein ist es nicht mehr weit bis zum ersten neapolitanischen Ort Castelluccio, einem kleinen Flecken, unterhalb dessen gleich Isola, die reizende Lirisinsel, liegt. Mächtige Baumgruppen, in einem tiefen verschatteten Grunde, der das

Flußbett ahnen läßt, anmutige Villen, Fabrikgebäude, die aus dem Grün hervorsehen, endlich weiter hinauf ein reiches Kulturland verraten schon das Leben, welches ein voller Strom erzeugt. Und über diese mannigfach gegliederten Ufergefilde, die hier in kultivierter Gestalt hervortreten, dort sich in die Tiefen verlieren, erheben sich in unbeschreiblicher Pracht die mächtigen Berge von Sora in nicht zu weiter Ferne. Ich mußte diese vom Abendschein rosig strahlende Gegend mit der goldenen Muschel bei Palermo vergleichen; sie hat wie sie majestätischen Ernst der Gebirgsformen und eine reiche Ebene; nur freilich nicht das Meer, sondern den Strom des Liris oder Garigliano, der von den Abruzzen, wie ein junger Apollo, tönend herunterkommt und diese Gefilde durchwallt, Römer und Neapolitaner tränkend, bis er durch die Volskergebirge sich nach totenstillen Meeresufern die Bahn bricht.

Wenn man die Grenze der „heiligen Republik S. Petri" verläßt, um in das „Königreich" einzutreten, so darf man sich keineswegs auf erfreuliche Dinge gefaßt machen. Denn es ist nicht zu leugnen: einige Spuren der doppelten Größe Roms tragen die Bewohner des Kirchenstaats noch heute. Im Römischen herrscht ein Zug von Ernst, Bedächtigkeit und Maß, von ungezwungener und freier Haltung, ja selbst von Liberalität, zumal in der Rede, die sich hier seit alters frei erhalten hat, und auch sonst bemerkt man wenigstens im Gewährenlassen eine gewisse Sorglosigkeit. Die eigentümliche Verfassung des Kirchenstaats, in welchem alle monarchische und rein politische Gewalt, der Natur des Staats gemäß, nur schwach auftritt, der Mangel einer kräftigen weltlichen Regierung, das von den päpstlichen Untertanen nicht genug geschätzte Glück, daß sie von keiner stehenden Soldatenmacht bedrückt werden, der durch Vertrag und Statuten lange Zeit dauernde Munizipalismus der Orte (er ward erst aufgehoben durch die französische Republik, dann durch die Restauration unter Consalvi), endlich das Nichtvorhandensein einer erblichen Landesdynastie, erklären die wohltuende republikanische Atmosphäre in römischen Landen. Betritt

nun der Wanderer die neapolitanische Monarchie, so darf er darauf gefaßt sein, daß er vieles kleinlicher finden wird; das ernste Naturell der Römer verschwindet mit einem Schlag; die Sprache wird barbarisch und unverständlich; die Menschen minder wohlgebaut, lebhaft, gutmütig, zudringlich, doch furchtsam. Es wimmelt von Soldaten, von Polizisten, Spionen, von Mautbeamten eines argwöhnischen, unsichern, knechtischen Regiments. Kein Mensch redet mehr frei von der Leber weg, und es ist für den Neapolitaner ein äußerstes, wenn er nicht mehr raisonnieren darf.

Isola empfing mich mit einem lauten Wasserschwall und vielem Grün von Hängeweiden am Fluß, doch zugleich mit der Dogane. Um sechs Bücher willen wurde ich hier lange Zeit aufgehalten. Außer einem Horaz betrafen sie alle die Geschichte des Mittelalters, waren also unverfänglich genug, aber die Beamten begriffen ihre Titel nicht. Diese Herren beklagten zu mir den Tod Humboldts, als sei auch die wissenschaftliche Kultur Neapels schwer davon betroffen worden; sie priesen die Bildung des preußischen Staats, wo jeder Mann mit den Schriften der Philosophen vertraut sei, und sie erklärten in demselben Atemzuge, daß meine sechs Bücher Konterbande seien, daß sie dieselben weiter ins Land an eine höhere Behörde schicken müßten, die mich dann nach ein paar Tagen bescheiden würde. Ich bemerkte, daß ich allerdings Ursache habe, mit meinem Vaterland Deutschland zufrieden zu sein, wo man die Reisen wissenschaftlicher Männer erleichtere, statt sie zu erschweren, und daß ich ihre Mautgesetze in diesem Punkt barbarisch finde. Ich pries meinen guten Geist, der mich in Rom gewarnt hatte, meine geschriebenen Materialien nicht nach Monte Casino mitzunehmen, denn ich hätte sie, die Mühe von Jahren, nimmer wieder gesehen. Solchen Zufällen ist der Fremde, der aus Zwecken friedlicher und ernster Wissenschaft reist, im Zeitalter, wo diese blüht, in jenem unglücklichen Lande ausgesetzt. Und es gibt in der Tat weder ein mehr barbarisches noch ein unnützeres Verbot, als dieses gegen das Einführen von Büchern.

Ich kam endlich gut davon, ohne daß der Beamte, ein wackerer und anständiger Mann, seine Pflicht verletzte, denn ich überzeugte ihn endlich von dem Charakter der Bücher. Um wie vieles nun die römische Art liberaler sei, will ich hier zeigen; als ich später von Monte Casino zurückkehrte, mit denselben Schriften, mit dort gesammeltem Material, mit andern Büchern, die mir Don Luigi Tosti zum Geschenk gemacht hatte, und als ich mit dieser Konterbande an der Brücke von Ceprano dem römischen Doganen-Offizianten mich vorstellte, warf er nur einen flüchtigen Blick darauf und sagte mit römischer Gentilezza: passate pure, signor.

Ich hatte demnach die köstlichste Zeit verloren, in vollem Abendsonnenschein Isola zu sehen. Dieser kleine freundliche Ort liegt auf einer Insel im Liris, schön von Bäumen umschattet. Der herrliche Strom, von smaragdgrüner Farbe, gewaltig brausend und reißenden Laufs, stürzt sich am Haupt der Insel, also im Ort selbst, als ein Wasserfall herab. Ein 80 Fuß hoher Fels bewirkt diesen, und auf ihm ragen über dem milchweißen Sturz die Trümmer eines Kastells empor. Schon in der Ferne hört man das Tosen des Wassers, und wo man sich auch hinbewege, überall erfreut sich der Blick entweder an der Bewegung des Stromes selbst, oder an zahllosen Kanälen, die reißend schnell in ihn fallen, während sich tiefschattige Gärten mit prächtigen Platanen, Pinien und all dem reichen Baumwuchs des Südens ringsum verbreiten. Die Fülle des Wassers ist groß, denn oberhalb der Insel stürzt der Fibrenus in den Fluß, in mehrere Arme getrennt. So hat die Verbindung zweier Flüsse ein reiches Kulturleben erzeugt, denn das Wasser treibt hier viele Fabriken von Wolle und Papier, welche die ganze Gegend beschäftigen, Tausende von Menschen ernähren, rüstige Arbeiterkolonien erzeugen und weit in das Land hinein wohltätig wirken.

Sowohl Isola als Sora sind Fabrikorte, und die gute Fahrstraße, welche sie verbindet, ist zu beiden Seiten mit Anlagen, Kasinos und Gärten besetzt. Es ist in der Tat eine

überraschende Kulturoase, die hier seit dem Anfang dieses Jahrhunderts entstand, und der lang entbehrte Anblick industrieller Tätigkeit in so paradiesischer Gegend tut dem Reisenden wahrhaft wohl.

Bei dem vollsten Mondschein fuhr ich nach dem nur eine Stunde entfernten Sora, auf einem Char-à-banc, wie man hier die neapolitanischen Curriculi französisch nennt; denn der Gebrauch dieser Einspänner beginnt schon hier, und man läßt mit derselben rasenden Wut wie in Neapel den armen Gaul in gestrecktem Galopp dahinrennen. Der Mondschein, welcher den Reiz der Straße erhöhte, ließ mir die ununterbrochenen Anlagen schöner erscheinen, als ich sie bei Tageslicht wieder fand. Die moderne Gestalt der Gebäude wirkt sonderbar auf den Reisenden, der eben aus dem Römischen kam, wo alles der Vergangenheit angehört, wo alles Geschichte ist und die finstern Felsenstädte daran erinnern, daß sie dort schon seit dem fabelhaften Janus und Evander stehen.

Die jetzigen Fabriken, meist Papiermühlen in einem großen Maßstab und nach neuestem System, verdanken ihren Ursprung hauptsächlich den Franzosen aus der Zeit Murats, unter ihnen einem Herrn Le Febvre. Dieser Mann kam arm dorthin, aber das Lirisufer wurde ihm zum Eldorado, denn er zog aus der Wasserkraft reines Gold. Er hinterließ seinem Sohn Fabriken und Millionen. Der König von Neapel, ich glaube Ferdinand II., erhob seine Familie in den Grafenstand; sie hat diese Würde reichlich verdient, denn eine bisher wenig kultivierte Landschaft verdankt dem erfindenden Verstand jenes Fremdlings ein reiches Leben, welches nicht mehr schwinden, sondern hoffentlich sich steigern wird. Das schöpferische Wirken eines Mannes in einem bestimmten Kreis der Industrie gehört zu den Erscheinungen menschlicher Tätigkeit, die man mit dem reinsten Anteil betrachten darf; wenn solches in England, Deutschland und Frankreich häufig, in Neapel selten ist, so mag man leicht denken, wie hoch hier die Verdienste dieser Art anzuschlagen sind.

Die zwei Hauptfabriken Le Febvres, die Cartiera del Liri und die Cartiera del Fimbreno, sind schloßartige Gebäude. Es ist ein Genuß, der Tätigkeit jener Menschenschwärme zuzusehen, die dort das Papier bereiten oder vielmehr gießen, denn die aufgelöste Breimasse fließt als ein grauer Strom, wird milchiger, dichter, hemmt sich, kommt über der heißen Walze als Papier hervor, ja als eine endlose weiße Gedankenstraße. So ungefähr hat Gott die Welt geschaffen wie Monsieur Le Febvre das Papier, und hat sie dann den Menschen als ein endloses weißes Blatt hingebreitet, ihren Sinn und Unsinn darauf zu schreiben. Man kann solchen genetischen Papierstrom nicht fließen und gerinnen sehen, ohne daß sich die Phantasie alle die Möglichkeiten vorstellt, die der das Leben beherrschende wunderbare Stoff, welcher Papier heißt, auf sich nehmen wird. Denn dieser papierne Fluß wird einst irgendwo an den Tag kommen als gedrucktes Produkt des Genies oder der Albernheit in Kunst und Wissenschaft, als politische Zeitung, als falscher oder echter Wechsel, falsche oder echte Verfassungskarte, Hiobs- oder Freudenpost, Todesurteil, Friedenstraktat, Trauerspiel, Reisepaß, als ein Pamphlet Le Pape et le Congrès, als Spielkarte in der Spielhölle, als Photographie, Liebesbrief, und in tausendfacher, das Leben verbindender und trennender Gestalt!

Ich war in einer Villa bei Isola empfangen worden; der freundliche Besitzer führte mich in den nahegelegenen Park des Grafen, welcher ihm selbst ehedem gehört hatte. Dieser schöne Garten wetteifert in der Tat mit denen der Villen Roms, wenigstens darf der Fürst Doria oder Borghese Herrn Le Febvre um den Reichtum des Wassers beneiden, der dort nicht künstlich erschaffen zu werden braucht. Denn ein Arm des Fibrenus stürzt sich durch den Park; er bildet, über Felsen kommend, tausend kleine Kaskaden und fließt dann beruhigt als ein grüner Spiegel zwischen duftigen Hainen fort. Seine Ufer bedeckt der üppigste Baumwuchs, den ein ewiger Tau befeuchtet, und malerisch hängt die Weide ihre Zweige in ihn hinab. Dunkle Gänge, Höhlen, elysische Ruhesitze, blühende Gebüsche laden zum Wandeln

am Fluß, zum Schlafen und zum Nachſinnen ein; kurz hier iſt ein kleines Tivoli und Nymphenparadies ſchön zuſammengefaßt.

Sora, die erſte neapolitaniſche und biſchöfliche Stadt auf dieſer Seite, erreichte ich vor 10 Uhr abends, und ich übernachtete in einem guten Gaſthof. Wie ſchnell die politiſche Grenze auch zu der des Gebrauchs und der Sprache wird, zeigte ſich hier in unmittelbarer Nähe des Kirchenſtaats. Der Kellner nannte mir eine Liſte von Speiſenamen, die kein Mann im Römiſchen mehr würde verſtanden haben; auch wird hier ſchon das Don gehört.

Am Morgen enthüllte ſich Sora als eine ziemlich ſaubere und moderne Stadt mit einigen guten Straßen, mit Induſtrieleben und lebhaftem Verkehr. Sie liegt am Liris, der hier ſmaragden grün zwiſchen hohen Pappeln, wie ein deutſcher Fluß träumeriſch und ſanft daherkommt. Eine hölzerne Brücke führt darüber und an den Kai. Entzückende Stellen am Ufer lockten mich, und ich fand hier manchen Ort, wo ich gern würde verweilt haben. Denn ringsum breitet ſich eine reichbebaute Campagna, ein vieldurchſchnittenes Garten- und Weinland aus, durch welches treffliche Straßen in die Nachbarſtädte führen.

Sora liegt flach in dem ſich weit in die Berge ziehenden Liristal, welches im Hintergrund ein Gebirgskranz ſchließt. Es verengt ſich an einigen Stellen, und die Berge rücken vor. Unmittelbar über der Stadt erhebt ſich ein durchaus pyramidenförmiger Berg, hoch, ſteil, wildzerriſſen, und völlig nackter brauner Fels. Er trägt auf ſeiner Spitze die maleriſchen Reſte der uralten Burg, Sorella genannt, welche ſo tiefbraun ausſehen, wie das Geſtein ſelbſt. Im Schatten jener natürlichen Pyramide liegt Sora harmlos und idylliſch da, jetzt ganz neu von Anſehen, doch einſt eine mächtige Volskerſtadt, die ihren Namen niemals verändert hat. Sie wurde ſpäter ſamnitiſch, dann lateiniſch, dann römiſch. In der römiſchen Periode zierten ſie als ihren Geburtsort die drei Decier, der berühmte Attilius Regulus, das Geſchlecht der Valerier, unter ihnen der Redner

Q. Valerius, dann Lucius Mummius, Namen, die hinreichend sind, diesem Ort Glanz zu verleihen.

Während des früheſten Mittelalters findet ſich Sora als Grenzſtadt erwähnt, welche die Langobardenherzoge von Benevent oftmals überfielen und plünderten. Sie mochte damals byzantiniſch ſein. Abwechſelnd von Grafen langobardiſchen Stamms beherrſcht (denn die ganze Landſchaft um den Liris war von Langobarden erfüllt), fiel ſie in die Gewalt des Kaiſers Friedrich II., der ſie zerſtörte. Sie gehörte ſpäter den mächtigen Grafen von Aquino, die faſt alles Land zwiſchen dem Vulturnus und Liris beſaßen. Dann machte Karl von Anjou die Cantelmi, Verwandte der Stuarts, zu Grafen von Sora, und Alfons von Aragon erhob Sora zum Ducat, deſſen erſter Herzog Nicolò Cantelmi war. Nun hatten jedoch die Päpſte längſt nach dem Beſitz der ſchönen Grenzlandſchaft getrachtet; ſie erlangten ſie unter Pius II., deſſen Hauptmann Napoleon Orſini Sora eroberte. Der König Ferdinand I. von Neapel beſtätigte den Beſitz; aber Sixtus IV. entzog ihn der Kirche im Jahre 1471, als er ſeinen Nepoten Lionardo della Rovere mit der Nichte des Königs vermählte, welche nun das Herzogtum als Morgengabe erhielt. Später kaufte Gregor XIII. Sora, im Jahre 1580, vom Herzog von Urbino für ſeinen Sohn Don Giacomo Buoncompagni, und ſelten hat ein römiſcher Nepot einen reizenderen Beſitz gehabt. Dieſes Ländchen verblieb den Buoncompagni-Ludoviſi bis zum Ende des 18. Jahrhunderts wo es wieder an Neapel fiel, und von jener römiſchen Nepotenherrlichkeit blieb in Rom nur der Palazzo di Sora und nur der Titel eines Duca di Sora übrig, den heute der erſte Sohn des Prinzen Ludoviſi-Piombino führt.

Unter der Herrſchaft der Rovere wurde hier ein merkwürdiger Mann geboren, Cäſar Baronius, die letzte Berühmtheit jener Landſchaft. So entzückend, melodiſch und träumeriſch ſind jene Ufer des pappelreichen Liris, daß es uns wundernimmt, warum hier nicht irgendein poetiſches Genie, ein Horaz, oder Ovid, oder Arioſt, ſeine Wiege gefunden hat. Jedoch dieſe

Fluren erzeugten Kriegsmänner, endlich Redner, und freilich für Rhetoren sind sie immerhin vorbildende Umgebungen von unerschöpflicher Naturberedsamkeit im Wechsel der Bilder und Tropen.

Cäsar Baronius wurde am 31. Oktober 1538 geboren. Er ist der Muratori der Kirche, deren Annalen (von Christi Geburt bis zum Jahre 1198) er geschrieben hat. Ihr erster Band erschien im Jahre 1588, ein Werk riesiger Mühe, vatikanischen Materials, unschätzbar an Stoff, in vielen Partien, namentlich in den dunkeln Jahrhunderten des Mittelalters, unbrauchbar und lückenhaft, weil ihm damals noch nicht die Quellen zu Gebot standen, die der Wissenschaft heute geöffnet sind — an Geist unfrei und ungerecht, geschrieben unter der Erbitterung der großen katholischen Reaktion gegen die Reformation. Von seinen Landsleuten, jenen Rednern, hatte Baronius kein attisches Salz, keine Urbanität, nicht den Geist philosophischer Diskussion, nicht die Sprache geerbt. Tullianisch kann man an ihm nur die Breite nennen. Aber er besitzt eine gewisse Großartigkeit, welche um so größer erscheint, weil die Leistungen seiner Fortsetzer Rainaldus, Laderchius und Theiner so tief unter ihm geblieben sind. Er hatte seine Schule in Veroli empfangen, dann in Neapel studiert; in Rom wurde er der eifrigste Schüler des wunderlichen Heiligen Filippo Neri, in dessen Oratorium S. Maria della Vallicella er auch als Mönch sein Leben zubrachte. Er wurde Kardinal; die Papstkrone schwebte über ihm nach dem Tode Clemens' VIII., aber der nicht ehrgeizige Mann setzte sie seinem Freunde Leo XI. Medici aufs Haupt. Nach zwei Jahren starb er am 30. Juni 1607 und ward begraben in jener Kirche der Väter des Oratoriums zu Rom. Er bleibt ein Stolz der Wissenschaft der Kirche, und seine Arbeitskraft ewiger Bewunderung wert.

Ich fordere den Leser auf, den Blick nach jenem hohen uns noch sichtbaren Veroli umzuwenden, von dem wir den Ausgang genommen haben. Wer weiß oder hörte nicht von einer berühmten italienischen Schrift: „Von der Wohltat Christi"?

Im Jahre 1542 in Venedig erschienen, in zahllosen Exemplaren, in Übersetzungen verbreitet, war dieses Büchlein schon nach dreißig Jahren spurlos verschwunden, von tausend geschäftigen Händen beiseite gebracht, von tausend Scheiterflammen verzehrt. Wir erlebten es in den vierziger Jahren, daß plötzlich in einer Bibliothek zu Cambridge ein Exemplar davon gefunden wurde; nun ist es in England, in Deutschland und Italien wieder gedruckt. Aonio Paleario aus Veroli war der Verfasser dieser berühmten Schrift, und ich wende nun die Gestalt dieses Mannes jener des Baronius entgegen, seines jüngeren Zeitgenossen, fast seines Landsmannes, da nur zwei Stunden Wegs ihre Städte trennen. Paleario starb nicht als Kardinal, er endete nach dreijährigem Inquisitionskerker am Galgen und wurde auf dem Scheiterhaufen im Jahre 1570 verbrannt.

Wir begreifen heute kaum, wie ein Mann hingerichtet werden konnte, weil er mit der Inbrunst eines Heiligen die Rechtfertigung durch den Glauben an Christum lehrte; aber wenn in späteren Jahrhunderten ein glücklicheres Menschengeschlecht diese fromme, nur auf die Lehren des Evangeliums gegründete Schrift wieder lesen wird, so möchte es an der Wirklichkeit der Tatsache zweifeln, daß sein Autor dafür von Christen selbst konnte mit dem Tode bestraft werden. Es war die Zeit, wo auch Carnesecchi, der Freund Clemens' VII., hingerichtet wurde, die Zeit der italienischen Reformatoren, der Juan Valdez, Bernardino Ochino, der Vergerii, Paolo Ricci, Antonio Flaminio, die Zeit, wo auch Kardinäle wie Contarini, Morone und Pole vor die Inquisition geladen wurden. Die Flammen des Scheiterhaufens, die einen Aonio verbrannten, haben den Geist des Baronius erhitzt, und seine Annalen der Kirche sind angeflackert von solchem Schein, denn unter ihrem Lichte schrieb er sie.

Die Stadt Sora war gerade von Militär erfüllt, wie alle Orte der neapolitanischen Grenze, um welche ein Soldatenkordon gezogen ist. Gebirgskanonen standen auf einem der Plätze, Lanzenreiter sprengten daher, und kurz vor meiner Abreise rückte das siebente Linienregiment aus Capua ein, welches

die Straßen mit Bajonetten erfüllte. Ich fand, daß die Infanterie sehr gut und besser als die Reiterei aussah, namentlich bemerkte ich unter den Offizieren manche blühende Gestalt. Die Kleidung der Kavallerie wie der Infanterie ist durchweg von blaugrauer Leinwand, was ein trauriges Ansehen gibt. Die vielen funkelnden Bajonette, die mohrenhaft verbrannten Gesichter, der dichte weiße Staub auf allen Kleidern, das Drängen in die Quartiere und das Kommandorufen gaben ein kleines kriegerisches Bild, und so war ich denn hier allerdings auf die question romaine gestoßen. Diese Truppen marschierten nach den Abruzzen. Wenn sie eine Vorstellung von einem Feinde haben, so verkörpert sie sich in der Person Viktor Emmanuels und Garibaldis. Die verschiedenartigsten Berichte kreuzen sich hier; man wußte sich zu erzählen, daß Garibaldi bereits in die Abruzzen eingefallen sei; andere versicherten: die Franzosen bewegten sich durch Latium gegen Ceprano. Die völlige Absperrung Neapels, die Unterdrückung der Zeitungen und Nachrichten begünstigten und begünstigen noch diese aufregenden Gerüchte, um so mehr als die militärischen Maßregeln völlig nach Krieg aussehen.

Ich traf auf meiner Weiterreise überall marschierende Truppen, aber ich traute meinen Augen nicht, als ich bei der Heimkehr von Arce ab bis fast an die Brücke von Ceprano auf der friedlichsten Heerstraße wirkliche Vorposten aufgestellt fand, als stände der Feind schon an der Grenze. Diese ängstlichen Vorsichtsmaßregeln erregten lautes Gelächter im Römischen. Ihr könnt nicht denken, so sagte man mir in Ceprano, wie groß die Furcht der Neapolitaner vor Garibaldi ist; wir haben vor einigen Tagen hier ein Kirchfest gefeiert und, wie üblich, ein paar Böller abgebrannt und Raketen steigen lassen — was tun diese Neapolitaner? Sie blasen und trommeln gleich Allarm in Arce und Isola. — Was meint ihr, so sagte mir ein Römer, von diesen Neapolitanern? Wenn wir nur 500 Mann irgendwo in ihr Land hineinwerfen, so reiten sie mit Hurra durch ganz Neapel, ma bisogna che sieno buoni parlatori, sapete (aber

sie müssen tüchtige Schwätzer sein), eine Phrase, die echt italienisch ist und dasjenige freilich trifft, was Not tut.

Die Kriegswolke hatte sich in die Quartiere verzogen, und ich setzte mich auf einen Schnellfahrer, um in die Vaterstadt des Marius zu fahren. Wie toll rannte dieses winzige Fuhrwerk davon und warf gleich an der Brücke ein Weib um; ich schrie auf, doch glücklicherweise erhob sich die arme Frau sogleich, und mein Wagenlenker jagte wieder fluchend und das Tier peitschend davon. Um von Sora nach Arpino zu fahren, muß man die Straße bis hart vor Isola wieder zurücklegen. Wir nahmen hier zwei Herren aus Arpino auf; solange nun unsere Fahrt dauerte, waren sie sehr gesprächig, obwohl ich jedem politischen Gegenstand auszuweichen suchte; sobald wir aber ihre Stadt erreicht hatten, kannten sie den Fremden aus Furcht nicht mehr.

Nahe bei Sora kamen wir an der einst berühmten nun verfallenen Klosterkirche S. Domenico vorbei. Sie liegt auf einer Insel des Fibrenus oder Carnello, wie der Fluß genannt wird, kurz vor seiner Mündung in den Liris, an einem wahrhaft entzückenden baumreichen Ort. Hier stand die Villa Ciceros, wo er und sein Bruder Quintus geboren wurden.

S. Domenico war ein Heiliger des 10. Jahrhunderts, ein Zeitgenosse des S. Nil und Romuald. Im Jahre 951 zu Foligno geboren, wurde er Benediktiner in Monte Casino unter dem Abt Aligern; er stiftete dann viele Klöster in der Sabina, und auf Bitten des langobardischen Grafen Petrus von Sora dieses Kloster um das Jahr 1011. Die Urkunde seiner Stiftung lesen wir noch. Dominicus war hier Abt, und unter ihm lebte hier als Benediktinermönch Gregor VII., wie wenigstens die Tradition behauptet.

Oft mag dieser wunderbare Mensch in träumerischen Betrachtungen auf dieser schönen Insel Ciceros unter den Flüsterpappeln gesessen, aber wohl niemals geträumt haben, daß einst ein Kaiser im Büßerhemde an seiner Türe stehen werde, und daß seiner in Rom, ja in der Weltgeschichte eine größere

Aufgabe warte, als ſie Marius oder der ſchwache Cicero gehabt hatten.

Trotz der Erinnerung an Gregor löſten die Mönche von S. Domenico ſpäter ihre Zucht in Wohlleben auf, verführt durch die Sirenenſtimmen einer zu ſchönen Natur; denn es iſt gefährlich, Mönche, ſtatt auf rauhen Bergen, wie Benedikt tat, im Paradies der Ebene anzuſiedeln. Honorius III. vereinigte daher im Jahre 1211 S. Domenico di Sora, den hortus deliciarum, wie er ihn in ſeiner Bulle nannte, für immer mit Caſamari. Fünf Jahrhunderte lang blieb das Kloſter geſchloſſen, bis Clemens XI. Trappiſten dorthin ſchickte; ſie vereinigten ſich mit denen von Caſamari. Der König Ferdinand II. ſchenkte endlich S. Domenico dem Kapitel der vatikaniſchen Baſilika, die gegenwärtig eine kleine Rente davon bezieht.

Die gotiſche Kirche liegt in Trümmern, und das Kloſter hat nichts Merkwürdiges mehr; nur die Erinnerung an Cicero macht es zu einer Stelle, an der man gern verweilt.

Hier war es, wo Cicero, Quintus und Atticus das Geſpräch führten, welches wir als die drei Bücher de legibus beſitzen. Sie wandern ſpazierend von Arpinum nach dem Fibrenus, ſie gelangen nach der insula quae est in Fibreno, ſie wollen hier ſitzend weiter philoſophieren. Atticus wundert ſich über die Schönheit des Orts, und Cicero, welcher bemerkt, daß er hier gerne nachdenke, leſe oder ſchreibe, ſagt ihm: er habe außerdem noch einen beſondern Reiz für ihn, denn er ſei ſeine eigene Wiege: quia haec est mea et hujus fratris mei germana patria; hinc enim orti stirpe antiquissima, hic sacra, hic gens, hic majorum multa vestigia. Schon ſein Großvater, ſo erzählt er, habe dieſes Landhaus beſeſſen; ſein kränklicher Vater, der es vergrößert, ſei dort in den Studien alt geworden. Beim Anblick ſeiner heimiſchen Stätte geſteht Cicero, daß ihn das Gefühl überſchleiche, welches Odyſſeus gehabt, da er den Anblick Ithakas der Unſterblichkeit vorgezogen. Er bekennt, daß Arpinum ſeine Heimat als civitas ſei, daß er aber dem arpinatiſchen Ager angehöre, und Atticus malt

nun die schöne Lage der Insel in den Armen des Fibrenus, welcher das Wasser des Liris erfrische und so kalt sei, daß er es kaum mit dem Fuß berühren dürfe. Sie sitzen nieder, um sich über die Gesetze weiter zu unterhalten, und wir sehen lieber der Gruppe dieser drei Männer von römischer Urbanität und feinster Bildung in ihren Togen zu, als jener Gesellschaft von Mönchen in Kutten, da Gregor VII. neben einem Heiligen mit verwildertem Bart sitzt, im 11. Jahrhundert, der Zeit der tiefsten Barbarei Roms. Wie würden ein Cicero, Atticus und Quintus die Menschen des elften Säkulum von Rom angestarrt haben!

So umstanden die Wiege Ciceros die redseligen Pappeln des Fibrenus. Ja! eine recht beneidenswerte Geburtsstätte hat Cicero gehabt; aber was hilft's denen davon zu reden, die nicht selbst einen Blick in dieses nymphäische Land eines ewigen Frühlings werfen können? Ringsumher, welches Panorama von Bergen, die braun oder hyazinthfarbig in stiller Majestät sich in die Fernen verlieren! Cicero war ein Kind der Ebene, nicht des Gebirges; sein großer Verstand sammelte in sich wie ein breiter Strom die Bäche des Wissens seiner Zeit auf; aber Marius war ein Sohn des Bergs, oben in Arpinum auf den Mauern der Zyklopen geboren, und dahin wollen wir uns nun aufmachen.

Ich habe selten einen so unruhigen und geschwätzigen Boden durchzogen als diese ciceronische Heimat, denn überall hier Quellen, Kanäle, reißende Bäche, bald blau, bald grün, bald milchweiß, dazu das Klappern von Mühlrädern, das Rufen der Arbeiter, und unser wie proskribiert und auf der Flucht toll dahinschießender Char-à-banc. Über lachende Fluren, immer an Kasinos, an Gärten ging es eine Zeitlang fort, dann verließen wir das Fibrenustal, und die gute Straße stieg bergan. Neue Blicke auf die ferne Campagna Roms und die Ebene von Pontecorvo in hinreißender Mannigfaltigkeit.

Die Fahrt von Sora nach Arpino beträgt sieben Millien; vier davon fährt man aufwärts über ein ölreiches Bergland,

tief unter sich den Liris. Der Anbau wird auf der Höhe sparsamer, und nur selten steht am Wege ein Landhaus.

Ich erreichte endlich auf der im Zickzack fortgehenden Straße Arpino um 1 Uhr nachmittags und fuhr durch das alte römische Stadttor ein.

Die Vaterstadt des Cicero und Marius zählt heute 17000 Einwohner. Ihre Straßen sind eng, ihr Platz ist klein, an palastähnlichen Häusern fehlt es nicht. Indes alles sieht hier abgestorben aus. Die Städte im Römischen pflegen altertümliche Kirchen auszuzeichnen; Arpinum hat deren keine, obwohl die Kathedrale einst ein Tempel der neun Musen gewesen ist. Nun gehört sie den neun Engelchören, denn so vieler massenhafter himmlischer Musik und so vieler Musikanten bedurfte es, um die süßredenden heidnischen neun Jungfrauen vom Olymp durch das Christentum zum Schweigen zu bringen.

Arpino zerfällt in zwei Teile, die Altstadt oder hochgelegene uralte Burg, und die eigentliche Stadt zu ihren Füßen, die sich über der Höhe fortzieht. Diese Einteilung ist uralt und allen volskischen und latinischen Städten gemein. Daß übrigens das neue Arpinum auf dem Lokal des alten steht, lehren noch heute die zyklopischen Mauern, die sich von der Burg herunterziehen. Schon das Stadttor selbst zeigt sich als ursprüngliche zyklopische Anlage. Die Mauern gleichen denen in Segni und andern Städten Latiums. Sie sind in sehr langer Strecke erhalten, da sie von der alten Burg herabkommen. Zu dieser führt ein steiler Weg im Zickzack auf den öden von Kalkgestein starrenden Berggipfel, welchen Olivenbäume schmücken. Ein schöner grüner Hang sinkt von ihm zur Stadt hinab. Hier oben lag die zyklopische Arx, im Mittelalter die langobardische Grafenburg.

Noch steht ein von Efeu umsponnener Turm aufrecht, in dessen unmittelbarer Nähe sich in mächtigen Lagen diese saturnischen Mauern erheben, die man nicht ohne Staunen betrachten kann. Sie bilden auf der Burg ein Viereck, und noch sieht man hier ein merkwürdiges Zyklopentor. In der Regel schließen solche

Tore mit einem ſpitzen oder geſtumpften Winkel ab, wie in Alatri, Segni und Norba; aber dieſes hier läuft in einer beinahe gotiſchen Linie aus. Doch liegt auch auf ſeiner Spitze der Schlußſtein, ſo daß die Wölbung durch zufällige Senkung entſtanden ſein kann. Die Wände beſtehen aus dreifach nebeneinander geſtellten Blöcken, zu ſechs in jeder Reihe, ſo daß das Tor acht Schritte breit, ſieben Schritte innerhalb lang und etwa fünfzehn Fuß hoch iſt. Seine Kalktuffſteine von ſehr poröſer Art ſind faſt quadratiſch behauen.

Von dort ziehen ſich die Mauern wie in Segni in ſanfter Neigung abwärts, hie und da durch ein viereckiges, etruskiſches Tor unterbrochen und durch mittelalterliche Wehrtürme verſtärkt. Efeu umſpinnt ſie, Oleaſter und blühende Kräuter hängen in ihren tiefen Spalten, und ihr verwittertes Ausſehen verſetzt in jene Urzeit Italiens, mit der die Hiſtoria Miscella beginnt: „Zuerſt herrſchte in Italien Janus, dann Saturnus, der vor ſeinem Sohn Jupiter aus Griechenland in die Stadt Saturnia floh. Weil nun dieſer Saturn in Italien ſich verſteckte (latuit), wurde das Land von ſeinem Verſteck Latium genannt.“

Die Arpinaten behaupten, daß der König Saturnus ihre Stadt gegründet habe (und welche hätte er in Latium nicht gebaut), und daß er auch dort begraben ſei; und ſo zeigen ſie dem Fremden an der Porta dell' Arco ein altes koloſſales Grabmal und nennen es dreiſt „Grab des Saturn“. Eine moderne Inſchrift auf der Burg lautet alſo: „Arpinum a Saturno conditum, Volscorum civitatem, Romanorum Municipium, Marci Tullii Ciceronis eloquentiae Principis et Caji Marii septies Consulis patriam ingredere viator; hinc ad imperium triumphalis aquila egressa urbi totum orbem subjecit; ejus dignitatem agnoscas et sospes esto.“ So uralten Städten iſt ihr munizipaler Stolz ſchon zu verzeihen; zumal wenn ſie Saturn, Cicero und Marius für ſich haben. Das heutige Wappen der Stadt beſteht aus zwei Türmen, über denen der Adler des Jupiter oder der Legionen Roms ſchwebt.

Man mag mit heiterer Zustimmung in jenem alten Grabmal den grauen Saturn begraben sein lassen, aber alle Grenzen übersteigt doch die Naivetät, mit welcher die Arpinaten dem Fremdling das Haus des Cicero zeigen. Man führte mich auf der Burg, worin sich einige Häuser und eine Kapelle angesiedelt haben, zu einem solchen aus Backsteinen, in Weise der Hirten-Capannen, aufgebauten Stall, und das war denn la casa del famoso Cicerone!

Ich setzte mich oben auf die zyklopischen Mauern und betrachtete bewundernd die latinische Landschaft, denn die sehr hohe Lage der Burg macht die Aussicht ringsum weit und groß. Der Berg von Sora erschien nur als kleine Pyramide, wie eine derer am Nil; in seinem schwarzen Schatten lag die Stadt; völlig dem Blick offen das Liristal, welches hohe Berge umziehen. Dort liegt la Posta, von woher der Fibrenus niederkommt, dort Sette Frati, Siebenbrüder, den Söhnen der Felicitas geweiht, wo jener wunderliche Alberich die Vision hatte, welche der Danteschen voraufging und vielleicht wirklich zugrunde liegt. Viele andere Orte und Burgen flimmern im blauen Dufte der Bergreihen; im Römischen zeigt sich Veroli, Monte S. Giovanni, Frosinone, Ferentino, und seitwärts ragt ein Bergobelisk auf, welcher die Burg Arce trägt; ein anderer, auf dem der schwarze, einzelne Turm Monte Negro steht. Alle jene Burgen sind saturnischen Ursprungs, und man genießt das wunderbarste Schauspiel, selber sitzend hoch auf efeuumstrickten Zyklopenmauern, über denen die Elemente von Jahrtausenden hingegangen sind.

Auf diesen selben Mauern kletterte einst der junge Plebejer Cajus Marius umher, seine wilden Kräfte übend, oder er saß hier, in der Zeit, da alle Völker von Kalabrien bis zum Liris und zum Adriatischen Meer um das Bürgerrecht rebellierten, auf Latium blickend, nach dem großen Rom sich sehnend, wohin die Gedanken aller kräftigen Geister in den Provinzen strebten, ihr Glück zu machen. Ich mußte mir sagen, daß dieses zyklopische Arpinum eine dem Marius wohl angemessene steinerne

Wiege sei, die Wiege eines Giganten, dessen schreckliche rohe Natur etwas ungeschlacht Zyklopisches hat, zumal neben dem feinen Aristokraten Sulla, der seine Wege wie ein Fuchs durchkreuzt und ihm beständig das Glück zu stehlen weiß.

Die Atmosphäre in Arpinum wird von den Namen Marius und Cicero ganz durchdrungen. Man befindet sich hier auf einer jener Stellen in der Geschichte, die man mit demselben Anteil aufsucht, wie in der Natur das steinerne Quellenhaus von Strömen, von denen Bewegung und Leben durch Länder und Zeiten kommt. Das Wissen Ciceros hat sich als ein Hauptstrom der alten Literatur durch die Jahrhunderte des Mittelalters ergossen, und noch heute wird aus ihm geschöpft — ein unsterblicher Ruhm, der durch die Schwächen und Eitelkeiten des Menschen nicht geschmälert wird. Aber Cajus Marius war einer der Blutströme der Geschichte Roms und des Reichs. Man denke, welchen Stoß dieser Mann Rom und der Welt gegeben hat. Ohne ihn war kein Kaisertum, und Augustus, Tiberius, Caligula, wie die ganze Reihe der Despoten oder Helden der Proskription der Menschheit, entsprangen aus den Blutspuren des Marius. So ist Arpinum die wahre zyklopische Drachenhöhle der römischen Kaisergeschichte zu nennen.

Die afrikanische Gestalt Jugurtha, sein schreckliches Ende im Verließ des Kapitols, die Cimbern und Teutonen, welche den einstigen Fall Roms durch die Germanen weissagen, die fürchterlichen Bürgerkriege, die asiatische Gestalt Mithridat, Marius im Sumpf von Minturnä versteckt, Marius finster auf den Trümmern Karthagos als Flüchtling dasitzend, Marius triumphierend in Rom einziehend, ein zweiundsiebzigjähriger Greis, das Abschlachten der Proskribierten — und wunderbar, eines solchen Mannes ruhiger Tod — all dies zieht hier am Blicke vorüber und stimmt so merkwürdig mit der Umgebung überein. Dann erscheint Cicero, ein Jüngling, als jener grau war, und führt vor uns den Fall der Republik auf, welchen die Bürgerkriege unter Marius und Sulla einleiteten. Um ihn steht die wissenschaftliche, die rednerische, die staatsmännische

Blüte der sinkenden Republik; mit ihm werden Namen und Gestalten lebendig wie Pompejus, Cäsar, Antonius, Octavian, Brutus, Cassius, Cato, Atticus, Agrippa, — dann Ciceros Kopf aufgestellt auf der Rednerbühne, wo er so oft und so viel gesprochen hatte.

Der Leser mag diese historischen Betrachtungen ausführen, welche als natürliche Streiflichter in jene Gegend fallen, und er würde sie selbst auf der Burg Arpinum gemacht haben. Wie gewisse Höhenpunkte eine landschaftliche Aussicht dem Blicke darbieten, so haben andere ein historisches Panorama um sich her. Arpinum ist ein solcher Höhepunkt, und ich verlasse diese Burg nicht, ohne an das kurze und gute Bild zu erinnern, in welchem Valerius Maximus die Laufbahn und Natur des Marius zusammengedrängt hat. „Aus jenem Marius," so sagt er, „einem so niedrigen Arpinaten, einem so ignobeln Menschen in Rom, einem gleichsam zum Ekel werdenden Kandidaten, ging jener Marius hervor, welcher Afrika unterjochte, welcher den König Jugurtha vor seinem Wagen hertrieb, der die Heere der Teutonen und Cimbern vernichtete, dessen zwiefache Trophäen in der Stadt gesehen werden, dessen sieben Konsulate die Fasten verzeichnen, der aus einem Exilierten Konsul, aus einem Proskribierten ein Proskribierender wurde. Was ist widerspruchsvoller als seine Lage? Ja, dies ist ein Mann, der, rechnet man ihn unter die Elenden, als der Elendeste, unter die Glücklichen, als der Glücklichste erscheint."

Den rohen Marius, den listigen Sulla mit dem blassen schlaffen Gesicht, entnervt, blasiert, alle Verhältnisse durchschleichend und beherrschend, alles verachtend und verwirrend, doch begleitet von der feilen Metze Glück, hat Rom als typische Gestalten der Geschichte aufgestellt. Indes auf dem Platz in Arpinum weiß man nichts von jenen Römerzeiten — es ist heute, am 4. Oktober, des Königs Franz II. und der Königin Geburtstag. In einer grell und kulissenhaft ausgeschmückten Loge des Stadthauses hängen die Porträts des jungen Königspaars, hängt das Bild einer bayerischen Prinzessin, einer Enkelin

jener Teutonen und Cimbern, welche der furchtbare Marius ehedem von Rom zurückgeschlagen hat.

Dort steht auf demselben Platz ein großes Gebäude, in dessen Fassade die Büsten des Marius, Cicero und Agrippa in Nischen aufgestellt sind, denn auch Agrippa soll nach dem Glauben der glücklichen Arpinaten ein Sohn ihrer Stadt sein. Die stolze Inschrift sagt: Arpinum a Saturno conditum Romanorum Municipium, M. Tullii Ciceronis, C. Marii, M. Vipsanii Agrippae Alma Patria. Und dieses Gebäude heißt Collegium Tullianum; es ist das Jesuitenseminar. Die Weltgeschichte hat sich seit Cicero ein wenig verändert. Alle Fenster jenes Hauses stehen offen, in allen liegen Jesuiten in ihrer schwarzen Tracht, die allmächtigen Günstlinge und Garden der bigotten Dynastie Bourbon, und schauen dem Feste zu. Eine Bande in harlekinmäßigem Putz spielt auf dem Platz. Man ruft Evviva il rè! Die Bande geht, den Richter oder Giudice einzuholen, und dieses munizipale Haupt Arpinums erscheint hinter der Musik, nicht in einer purpurverbrämten Toga, sondern in schwarzem Frack und Glacéhandschuhen, neben sich den Sindaco und den Primo Eletto, welche ebenfalls in schwarzen Röcken stolz einhergehen. Man ruft wieder: Evviva il rè! und man zieht in die Kathedrale. Abends Musik, oder vielmehr Gelärm der Bande auf dem Platz, welches il concerto genannt wird; Feuerwerk, oder vielmehr Raketen und Abbrennen von Böllern, wie man sonst bei Festen der Heiligen zu tun pflegt.

Ich will nicht vergessen, daß Arpino noch eine moderne Berühmtheit hat, einen Maler, Giuseppe Cesari, der unter dem Namen il Cavalier d'Arpino bekannt ist. Wie Marius und Cicero ging auch er nach Rom, um sein Glück zu machen, und er malte dort viel, namentlich im Palast der Konservatoren, dessen großen Saal er mit Freskobildern aus der römischen Geschichte verziert hat. Seine Wandgemälde gehören zu den besseren vom Ende des 16. Jahrhunderts. Die Kathedrale in Arpino bewahrt als einen Schatz eine Madonna von seiner Hand.

Ich verließ Arpinum auf einem Char-à-banc, um Monte Casino zu erreichen. Die Fahrstraße steigt über ein ölreiches Hügelland ab. Man blickt auf die nahe römische Grenze und fährt unter dem hochgelegenen Monte S. Giovanni den Liris entlang, dessen grünes Wasser hie und da aus Pappeln hervorscheint. Das große Bergland zur Linken ist ziemlich öde; bisweilen auf einem Felsengipfel ein mittelaltriger Turm, so Monte Negro, so die steile Burg Santo Padre. Nun kommt man über einen niedern waldigen Höhenzug, die Wasserscheide des Melfa und des Liris, und nahe an einigen Felsenstädten vorbei, ohne sie zu berühren, so an Fontana, dann an Arce. Wenn man diese schwindelerregend steile, höchst seltsame Burg Arce betrachtet, so erscheint sie wie ein wahres Aornos. Sie galt in der Tat als unersteigliche Festung im Mittelalter; und dennoch erkletterten und eroberten sie die wilden Provenzalen Karls von Anjou so flink, wie Zuaven unserer Zeit. Ihr Fall schreckte alle ghibellinischen Städte im Königreich, und er war das böse Omen für Manfreds Untergang.

Diese uralte Arx der Volsker erhebt sich auf einem wolkenhohen, wildzerrissenen und grauen Felsenberge; darauf stehen die finstern Reste der Burg, die sich an Zyklopenmauern lehnt, während unten am Abhang des Bergs die neuere Stadt Arce liegt. Die Anlage dieser Orte ist also überall gleich; hoch oben die Zyklopenburg, tiefer unten die Stadt. Auf die Burgen flüchteten sich im Mittelalter Städte- und Landbewohner vor den Ungarn und den Sarazenen Afrikas. Wer diese Lirisufer durchreist, wer zumal weiterhin die lachende Ebene von Aquino vor sich sieht, erinnert sich der fürchterlichen Zeit, als die Sarazenen hier hausten. Dreißig Jahre lang behaupteten sie ihre Raubburg am untern Garigliano oder Liris bei Minturnä und drangen von hier verheerend durch Kampanien bis nach Tuskien und der Sabina hinauf; sie legten die schönsten Klöster in Asche, Monte Casino, S. Vincenz am Vulturnus, Subiaco und Farfa, zerstörten ihre Bibliotheken und Archive — ein unersetzlicher Verlust. Dann bezwang sie, durch eine

italienisch-byzantinische Liga, der kraftvolle Johann X. im August 910, und ein Papst schmückte sich mit dem Ruhm, der Retter Italiens gewesen zu sein.

Unterhalb Arce ist eine Mauth, Le Muratte genannt; man forderte meinen Paß, aber man visitierte zu meinem Trost meine Bagage nicht. Ein mir kostbares Buch und mein Reisejournal hatte ich zuvor mit Hilfe meines kühnen Wagenlenkers, eines lustigen jungen Arpinaten, im Wagen versteckt gehabt; hinter der Mauth zog er es dann lachend hervor, und ich schloß es wieder in mein Gepäck ein.

Überall sah ich Truppen, welche auf diesem uralten Kriegstheater sich gut ausnahmen und mich noch lebhafter zu Betrachtungen über die Schicksale dieses schönen Landes anregten. Denn hier beginnt das Gebiet der süditalischen Geschichte. Im früheren Mittelalter zerfällt sie in drei Gruppen; in die der langobardischen Staaten Benevent, Salerno, Capua, in die des byzantinischen Kalabriens, und in die Geschichte der Seerepubliken Neapel, Amalfi, Gaëta, Sorrent. Später wird all dieses Land normannisch. Indem nun hier so viele streitende Mächte um den Besitz ringen, Langobarden, Griechen, die Kaiser Deutschlands, die Päpste, die Republiken, die Sarazenen, wird die Geschichte Süditaliens ein wahres Chaos. Die Hölle Dantes ist nur ein schwaches Schattenspiel gegen all die Leidenschaften und Verbrechen, die in Wirklichkeit in den Staaten und an den Höfen dieses heißen Landes gespielt haben. Ihre Geschichte fehlt noch; sie ist ein Labyrinth. Monte Casino hat noch viele Schätze dafür in seinen Diplomataren, namentlich dem von Gaëta. Die berühmte Geschichte Giannones, in den Partien über Justiz und bürgerliche Einrichtungen trefflich, ist doch im ganzen nicht gründlich und unter die Forderungen der heutigen Wissenschaft herabgesunken.

Da ist die Brücke über den Fluß Melfa, der seinen alten Namen nicht geändert hat. Er fließt noch im Oktober als ein fast vertrockneter Bach in seinem weißen breiten Kieselbett dem Liris zu. Man glaubt, daß er einst die Grenze des

Kirchenſtaats oder römiſchen Ducats gegen das langobardiſche Herzogtum Benevent gebildet habe, aber dies iſt zweifelhaft, und wahrſcheinlich war die alte Grenze, wie noch heute, der Liris. An der Brücke lagern Reiter um einen Heuſchuppen, ihre Lanzen mit den roten Fähnchen rings angelehnt — ein prächtiges Bild für Niederländer.

Bald nachdem man die Brücke hinter ſich hat, öffnet ſich die blühende Campagna von Aquino und Pontecorvo, die man auf der herrlichſten der Straßen, der von Capua, durcheilt. Links hat man ganz nahe die Kette des Apennin mit dem hohen Cimarone, mit den Felſenorten Caſtello, Rocca Secca, Pallazuola, Piedemonte; weiter ſteht der gewaltige Berg Cairo, das Ziel unſerer Reiſe, und hoch neben und unter ihm ſehen wir ſchon die palaſtartigen Gebäude und die Kuppel von Monte Caſino, dem mittelalterlichen Athen in der Nacht langer Jahrhunderte. Dort oben ſchrieb Paul Diaconus ſeine Geſchichte der Langobarden.

Auf der rechten Seite der Ebene die blauen Reihen des Volskergebirgs in ähnlicher Bildung wie die Berge von Segni und Gavignano; auf ihnen mancher Ort, S. Giovanni in Carico, Pontecorvo, die kleine päpſtliche Enklave, einſt Beſitz Bernadottes, ferner Oliva, Rocca Guglielma und andere. Der Liris fließt zu Füßen der Berge durch das reiche Gefilde, das er nur zögernd zu verlaſſen ſcheint, denn er windet ſich in vielen Krümmungen hin und her; rauſchende Bäche ſtürzen ſich noch von allen Seiten in ihn hinein, und es iſt wahrhaft entzückend, ſeinen ſonnengoldigen Waſſerſpiegel hie und da aufleuchten zu ſehen.

Wie mögen hier die Sarazenen geſchwelgt haben! Denn wohnlichere Ufer fanden ſie weder am Guadalquivir, noch am Sebethus oder am Fluß Cyane. Viele Völker zogen ſeit den Römerzeiten verheerend durch dieſes Paradies: die Weſtgoten Alarichs und Ataulfs, die tapfern Goten des Totila und Teja, Iſaurier, Hunnen, Sarmaten, Griechen; die furchtbaren Fremdenhorden des Leuthar und Bucelin; die bildſamen Langobarden,

welche dieses Land endlich erfüllten, kolonisierten, wieder blühen machten; die Araber, die Ungarn, die Normannen, Franzosen, Spanier, Deutsche — alle hat dieses Gefilde als Feinde in ihren blutigen Zügen in das untere glückliche Campanien gesehen; denn es ist der Schlüssel der neapolitanischen Landschaft.

Da sehen wir auch im Hintergrunde die Berge gegen S. Germano über, auf denen Rocca d'Evandro (eigentlich Bantra), S. Pietro in Fine, S. Elia stehen, und wo der hohe Aquilone hervorragt. Der größte Teil der alten Diözese Monte Casino lag in dieser schönen Ebene, und jenem Kloster verdankten viele Orte ringsumher ihr Entstehen. Dieses „letzte" Latium hat keineswegs den großen Ernst der römischen Campagna; alles ist hier südlicher, wärmer an Farbe, weicher, besser bebaut; alles näher zusammen und auch weniger von Hügeln durchschnitten.

Da eben Fiera in S. Germano gewesen war, zogen mir viele Landleute entgegen. Ihre Tracht gleicht noch der im Saccotal; Ciociaren oder Sandalenmänner sind noch sichtbar, aber die Frauen tragen statt des Busto einen weichen Latz an Achselbändern und zwei Kleider übereinander, deren oberstes wie eine Schürze von hinten umgenommen wird, was sehr gut aussieht.

Ich lade nun den Leser ein, die capuanische Straße zu verlassen und rechts ab nach dem nahen Aquino zu fahren, welches mitten in der Ebene liegt. Wir durchschneiden mit Vergnügen die frisch gelegten Schienen der Eisenbahn, die bis hierher fast beendigt ist. Leider wird ihre Eröffnung sich verzögern; wir rühmen die neapolitanische Regierung, daß sie mit dieser wichtigen Bahn vorrückte, und wir beklagen, daß von der römischen Grenze her ihr noch nicht entgegengekommen wird. Denn die Campagnabahn führt dort erst bis unter Albano.[1]

[1] Seit dem Frühling des Jahres 1862 ist die ganze Bahnstrecke von Rom bis Neapel in Gang gesetzt, und zwar verdient die päpstliche Regierung das Lob, daß sie mit ihrer Linie bis Ceprano früher fertig war, als die italienische mit der Strecke von Capua bis zur Lirisbrücke.

Auf einem Feldweg zwischen Maisäckern hinfahrend erreicht man Aquino in einer Viertelstunde. Die zur Römerzeit große Stadt Aquinum ist zu einem langen und schmalen Borgo zusammengeschrumpft, aus dem ein einzelner Kirchturm hervorragt. Ihre ganz ebene Lage an einem Bergwasser hat nichts Ausgezeichnetes, aber das Grün der Bäume und Gärten umher macht sie idyllisch schön, und der Horizont ist unvergleichlich. Seitwärts liegen die Trümmer der römischen Stadt, Tore, Mauern, Überreste von Tempeln der Ceres und der Diana, doch sie bieten nichts Merkwürdiges dar. Nahe am Wasser eine mittelalterliche Kirche des 11. Jahrhunderts, Santa Maria Libera, in Ruinen, von trefflichem Stil, eine dreischiffige Basilika, über deren Portal eine byzantinische Madonna in Mosaik noch sehr gut erhalten ist. So grenzen die Trümmer der zwei Epochen Aquinos, des Altertums und des Mittelalters, aneinander, und ihnen gehören auch die Berühmtheiten der Stadt.

Ein Kaisername verherrlicht kaum Aquino; es ist Piscennius Niger, der hier aus niederm Stande wie Marius geboren war. Der tüchtige Mann schwang sich zum Befehlshaber Syriens auf, nahm nach des Pertinax Ermordung den Purpur und erlag bald dem Afrikaner Septimius Severus, der ihn schlug, ergriff und enthaupten ließ. Größern Ruhm erwarb Aquino durch zwei andere Söhne. Sie sind Charaktergestalten jener beiden Epochen und stehen hier so nebeneinander wie die Ruinen eines römischen Tempels und der Basilika S. Maria Libera.

Gibt es grellere Gegensätze, als welche durch die Namen Juvenal und S. Thomas von Aquino ausgesprochen werden, des größten Satirikers heidnischer Fäulnis Roms, und des größten Philosophen scholastischer Theologie, welchen man den Doktor Angelicus nennt? Es scheint, als hätten sich die schneidenden Widersprüche in Aquino hervorgefordert, wie die römische Verderbnis die christliche Buße gefordert hat.

Juvenal führt uns unmittelbar in den Zustand Roms ein, den jener Marius von Arpino einleitete und das julische Geschlecht

nach dem Sturz der Republik befestigte — Rom eine Blutlache, ein moralischer Sumpf, eine einzige Lüge — alles darin verpestet, geistig und physisch krank, und alles feil; der Adel, die Bürger, alle schwelgend oder hungernd um die Tafel eines einzelnen Despoten — die Alleinherrschaft das furchtbare Fatum der Welt — der Gedanke, die Schrift, die Tribune geknebelt, nur die Schmeichelei frei — nichts als Sklavensinn, Genußsucht und grenzenlose Prostitution der Natur — in dieser von Wollust und Furcht gequälten Masse einige in sich gekehrte stoische Geister, welche ihrem moralischen Ekel in Satiren und Geschichtsbüchern Luft machen, sobald es ein milderer Despot erlaubt.

Juvenal war in Aquino geboren, doch sein Leben ist dunkel, wie das der meisten Poeten des Altertums, und diese Dichter sind deshalb nicht zu beklagen. Ihre Gestalt tauchte schön in die Mythe hinab. Kein indiskreter Erbe, Freund oder Verwandter edierte ihre Briefe, kein Journalist beschrieb mit tantenhafter Sorgfalt ihr Aussehen bis zum kleinsten Muttermal, noch begleitete er jeden ihrer Schritte von Kindesbeinen an, noch zählte er ihre Tugenden, Schwächen, Fehler und Schulden bei Juden und Christen und andere Verlegenheiten auf. Das dunkle Leben des Horaz, Virgil und Ovid umfaßt ein paar Blätter; von des Äschylus und Euripides Tode erzählt nur die Mythe; der feine Terenz erlosch in der Stille irgendwo in Hellas am Stymphalischen Sumpf.

Daß Juvenal in Aquino geboren sei, erfahren wir aus einem einzigen seiner Verse. War er in Ägypten oder in Schottland verbannt? Wo starb er? Die Götter wissen es allein. Sein langes Leben wurde durch die Zeiten des Claudius, Nero, Galba, Otho, Vitellius, Vespasian, Titus, Domitian, Nerva, Trajan und Hadrian erfüllt, verfinstert und erhellt; worin er also die schrecklichsten Widersprüche sah, eine Reihe von wüsten Teufeln, eine Reihe von guten Genien auf dem Thron der Welt, die in Wahrheit elendeste, die unwahr „glücklichste" Epoche des Menschengeschlechts.

Es läßt sich kaum ausdenken, was ein fühlender Mensch über das Leben gedacht und empfunden haben muß, der das verzerrte Antlitz eines Nero und das milde Angesicht eines Titus leibhaftig gesehen hat.

Wenn nun jene Doppelreihe von Imperatoren umgekehrt in sein Leben gefallen wäre, wenn er statt unter Claudius unter Titus wäre geboren worden, so besäßen wir vielleicht Juvenals Satiren nicht; aber die Eindrücke der Jugend bestimmen die Richtung des Geistes, und im Grunde: die römische Gesellschaft war zu Titus' Zeit wie sie zu jener Neros gewesen war. Unglücklicher Juvenal! weil verdammt, der Dichter seiner Epoche zu sein. Seine Sprache, seine Darstellung, unter dem Druck der römischen Atmosphäre, unter dem Krampf seiner Erbitterung schon dunkel, schwer und gezwungen wie die des Tacitus, gleicht klassischen Gebilden, für deren Form nicht Marmor oder Ton, nein Kot den Stoff hergab. Wer wird ohne Ekel seine zwei Satiren über die Männer und Frauen Roms lesen? wer nicht einen reichbegabten Geist beklagen, für den die Quelle der Begeisterung der Sumpf des damaligen Geschlechts sein mußte? Facit indignatio versum, qualemcunque potest.

Man hat Juvenal mit seinem edlern und größern Zeitgenossen Tacitus verglichen, und darin ist manche Wahrheit; aber den Geschichtschreiber jener Epoche befreite doch einigermaßen das Bewußtsein von dem tragischen Gericht, welches an der Despotie stets vollzogen wird. Was dagegen erlöst den Satiriker oder Unzuchtmaler von der endlosen breiten Masse der Gesellschaft, die er voll Abscheu schildern muß? Und doch, wie hoch steht selbst ein Geist wie Juvenal über heutigen Roman- und Dramenschreibern, welche, lüsterner als Petronius, doch schwächlicher, das Laster mit süßlich sentimentalen Reizen malen und feile Metzen als engelhafte Ideale schildern. Preisen wir Deutsche uns doch wenigstens darin glücklich, daß wir weder einen Juvenal, noch einen Sue oder Dumas in unserer Literatur zählen, sondern Schiller, dem hochherzigen Dichter der

Freiheit und des Menschenideals, noch frische Kränze auf das Haupt setzen dürfen.

Beide Römer, Juvenal wie Tacitus, seufzten nach der verlorenen republikanischen Freiheit Roms; beide verzweifelten an der Zukunft, die ihnen nur als Abgrund erschien, doch mehr noch Juvenal als Tacitus. Vor beiden stand das von ihnen schon erlebte, noch als Judensekte verachtete unverstandene Christentum als ein verschleiertes jugendliches Menschheitideal. Es sollte einst die Despotie und Lüge Roms durch die Germanen zertrümmern, deren Naturfrische und heroische Einfalt Tacitus bewundert hat.

Das Christentum . . . wir stehen in den Trümmern von Aquino . . . ein berühmter Heiliger, der Doktor Angelicus, tritt aus den Ruinen der S. Maria Libera hervor, ein Mann in der Dominikanerkutte, Bücherrollen unter dem Arm, von hoher, trockener Gestalt, doch gekrümmt, mit einem mächtig großen Kopf, das Gesicht dunkelbraun und runzelig, aber von weichlichem Fleisch, molli carne quae acumen ingenii et excellentiam indicaret.

Tausend Jahre und mehr waren nach Tacitus und Juvenal vergangen, als, nicht in Aquino, sondern dort oben in der malerischen Burg Rocca Secca, Thomas im Jahre 1224 geboren wurde. Dieses Castell hatte der Abt Manso von Monte Casino auf dem Berg Aspranus am Ende des 10. Jahrhunderts gebaut. Es gehörte dann den langobardischen Grafen von Aquino aus der alten Familie Landulf. Der Vater des Thomas war der Graf Landulf, seine Mutter Theodora Caracciolo, sein Oheim Landulf aber war Abt von Monte Casino. Als der Knabe fünf Jahre alt geworden, brachten ihn die Eltern oben im Kloster dem S. Benedict dar, aus Eitelkeit, denn sie hofften, daß er einst Abt sein werde. Es war immer Sitte bei den Benediktinern, Kinder zarten Alters unter die Mönche aufzunehmen, und sie ist es noch. Don Luigi Tosti, heute ein berühmter Geschichtschreiber Italiens, Don Sebastiano Kalefati, der gelehrte Bibliothekar, beide würdige Männer, deren Namen mancher deutsche Gelehrte mit Freude be-

grüßen wird, kamen schon mit acht Jahren dort oben ins Kloster.

Sieben Jahre blieb Thomas dort, dann ging er nach Neapel, wo er ebensolange Theologie studierte; er wurde Dominikaner, er studierte in Paris, er ging nach Köln, Weisheit von dem Wundermann Albertus Magnus zu lernen; er ward Professor in Neapel, und er starb am 7. März 1274 bei Piperno im Zisterzienserkloster Fossanova, nur wenige Stunden von seiner Heimat entfernt. Dies also ist der große Mann des Mittelalters, der die Philosophie eigentlich in die Theologie eingeführt oder diese zu einem philosophischen System erhoben hat.

Wenn man heute den Namen der Scholastik nennt, so denkt man nicht mit Unrecht an ein Labyrinth, welches der nüchterne, kleinliche, zerteilende, wieder einschachtelnde und verdumpfende Verstand in einer öden Muße von Jahrhunderten gebaut hat. Wer wird heute noch in die „Summa" des Thomas von Aquino hineintauchen, wer sich in diesen finstern Geisterwald wagen, in dessen Dickicht der aristotelisch-christliche Gedanken-Minotaurus liegt? Diese kolossale Gotik der Philosophie betrachten wir heute wie ein staunenswürdiges Altertum, und ihre haarscharfen Distinktionen, ihre moralischen und spekulativen Untersuchungen, ihre weit von jedem Lebenszweck abliegenden Probleme beschäftigen ein praktischer oder materieller, oder im Denken freier und einfacher gewordenes Geschlecht nicht mehr. Doch vergessen wir nicht, daß auch jene Systeme Fundamente für die Wissenschaft des Denkens sind, und gestehen wir außerdem, daß der Mensch des 19. Jahrhunderts den höchsten Fragen, die der Geist aufwerfen mag, gerade so ratlos gegenübersteht, wie ein Scholast des Mittelalters oder wie der erste Mensch im Paradies.

Scheiden wir denn von Aquino, froh, auch solchen Boden gesehen zu haben. Wir kehren auf die Straße von Capua zurück, von wo uns eine kleine Stunde an den Fuß des Cairo bringt; wir rollen um den Berg; das römische Amphitheater bei S. Germano, diese freundliche Stadt selbst, die berühmte

Burg Janula über ihr, liegen vor uns, und Monte Caſino dort oben erwartet uns. Indes es iſt genug, und dieſer Blätter ſchon zu viel. Wenden wir uns aber zurück, zu überdenken, was alles der Wanderer auf einer ſo kurzen Wegesſtrecke, als wir durchmeſſen haben, betrachten darf, ſo müſſen wir den Reichtum dieſes Landes beſtaunen. Keines in der Welt iſt ſo ganz von Geiſt durchdrungen und beſeelt. Natur und Geſchichte haben ihr vollſtes Füllhorn über Italien ausgeſchüttet, und jede Epoche hat ihre Entwicklungsformen in ihm dargeſtellt. Iſt doch Italien die Mutter des Abendlandes und die Pandora ſeiner Kultur, im guten wie im böſen Sinne. Wenn es ſich nun immer wieder erhebt und von den Völkern, die es zum Teil einſt gebildet hat, und von denen allen es reichlich genoſſen, ausgebeutet, beherrſcht worden iſt, endlich ſeinen ſelbſtändigen Sitz unter den Nationen Europas begehrt, ſo fordert es nur ſein unbeſtreitbares Recht zurück. Ja! dies Land iſt edel und der Liebe des Menſchengeſchlechts wert. Selbſt mitten in dem grenzenloſen Chaos der Gegenwart, bei der ekelhaften Vermiſchung von Trug und Wahrheit, ſelbſt heute nicht können wir Deutſche die Stimme des wärmſten Mitgefühls für die Befreiung dieſes Landes, noch werden wir je ſie unterdrücken.

Aus den Bergen der Herniker.

In der Campagna Roms liegen einige Orte, die durch Alterthum, Schönheit der Gegenden, Charakter des Volks und manche merkwürdige Denkmäler zum Besuche einladen. Das Land, welches ich im Sinne habe, gehört zur Legation Frosinone und breitet sich, oberhalb des Flusses Sacco, auf den Abhängen des Apennin aus. Die Hauptstädte in diesem Gebiet der alten Herniker sind Anagni, Ferentino, Alatri, Veroli und Frosinone — Orte, die ein höheres Alter haben als Rom, ja deren Anfänge in die mythischen Zeiten des Saturn und der mauerbauenden Zyklopen sich verlieren.

Es war mein Plan, diese Städte zu besuchen, zugleich aber hoch in die Wildnis hinaufzugehen, um die berühmte Kartause Trisulti kennen zu lernen, und in ihrer Nähe die Grotte von Collepardo, wie den seltsamen Felsentrichter Santalla zu sehen, welcher unter dem Namen „Brunnen Italiens" weit und breit genannt, aber nur selten besucht wird. Ich ritt demnach in Begleitung meines braven Campagnolen Francesco Romano, der mir als Führer und Diener zur Hand sein sollte, von Anagni aus in dies schöne Land hinein.

Wenn man von der Höhe herabkommt, hat man in einer Weite von acht Millien die Stadt Ferentino vor sich. Sie erscheint als ein ansehnlicher Ort, auf einem langgestreckten Hügelzuge gelagert, dessen Fuß reiches Grün von Weinreben und Gartenpflanzungen bedeckt, während braune Türme, Klöster und Kirchen malerisch von den Gipfeln aufsteigen. Die lateinische Straße ist bis Ferentino sehr einförmig, wenn sie nicht durch Wanderzüge von Ciociaren belebt wird. Ihrer begegnet man manchen; denn die Via Latina führt der Stadt Rom die

Produkte nicht allein der Landschaften, sondern auch der neapolitanischen Grenzstädte zu, und die Landsleute des Cicero und Marius, die Arpinaten, bringen gern ihre Hühner auf den Markt der Hauptstadt. Ich sah mehrere dieser Züge jener Gegenden, Reihen von großen, plumpen, zweirädrigen Karren, die man Barocci nennt, und welche von hochgehörnten weißen Ochsen gezogen werden. Einige waren mit Korn, andere mit Wolle beladen, die meisten aber mit Hühnerkörben befrachtet. Die Campagnolen, welche sie führten, machten in ihrem spitzen Hut, in der langen roten Weste und den Sandalen von Eselsleder eine gar stattliche Figur.

Als ich Ferentino erreichte, hoffte ich hier auf die Gefälligkeit einer städtischen Familie, an welche ich einen Auftrag hatte. Ein junger Mann meiner Bekanntschaft, Gerichtsherr eines sabinischen Orts, wo ich mich längere Zeit aufgehalten, hatte in Ferentino seine Schöne. Dieses zärtliche Verhältnis war in der letzten Zeit eingeschlafen, der junge Mann wollte es wieder aufnehmen, und da er selbst verhindert war, mich, wie er erst gewollt, auf meinem Ritt zu begleiten, so ersuchte er mich, die Rolle des Galeotto oder Liebesboten zu übernehmen, was ich ihm gern zusagte. Er gab mir also eine sauber geschriebene Epistel, mit dem ausdrücklichen Bemerken: sie der Freundin nicht in Gegenwart ihres Bruders, eines Priesters, zu übergeben, sondern in aller Heimlichkeit, wie einem Mittler geziemt. Kaum war ich nun am Gasthause der Stadt abgestiegen, so ging ich nach dem mir bezeichneten Hause; die Schöne lag im Fenster, ich eilte die Treppe hinauf, und da wir uns in dem ersten Zimmer, welches ich betrat, allein befanden und nichts von Priestern zu sehen war, so richtete ich erst in bester Form die Grüße des Freundes aus und zog dann den Brief hervor. Die junge Dame war jedoch in sichtlicher Verlegenheit; sie wurde blaß und rot, und ohne ein Wort zu sagen, eilte sie in ein Nebenzimmer, woraus sie bald zurückkam, mich zu bitten, in jenes zu kommen. Kaum dort eingetreten, sah ich den Priester vor mir, faul auf ein nicht sauberes

Bett gestreckt und den Liebesbrief in den Händen, welchen er eben aufmerksam las.

Ich erkannte, daß die Arme unter dem despotischen Einfluß ihres Bruders stand, daß schlimme Szenen im Hause mußten gespielt haben, und dies Mädchen nicht die moralische Kraft besaß, sich der Tyrannei des Priesters zu entziehen. Dieser Mann, der mir sonst in Beziehung auf Geschichte und Sehenswürdigkeiten seiner Vaterstadt hätte nützlich sein können, empfing mich kalt und ängstlich, und ich verließ das Haus mit Unwillen darüber, diesen Liebeshandel vielleicht noch mehr verwirrt zu haben. Indes fand ich mich mit Hilfe anderer in Ferentino zurecht und durchwanderte diesen alten Ort Latiums nach allen Richtungen.

Die ansehnliche bischöfliche Stadt besteht aus einem Gewirr enger Straßen, die nur hie und da durch einen Platz unterbrochen werden. Die ländliche Stille, die Verkommenheit der Geschäfte, die Wüstheit der meisten Häuser bringen einen sonderbaren Eindruck mittelalterlichen Wesens hervor, während zugleich Säulenstümpfe, Grabcippi und andere Postamente mit römischen Inschriften an das klassische Altertum erinnern. Ich setzte mich auf einem kleinen viereckigen Platze nieder, der sich nach der Campagna öffnet und einen herrlichen Blick in das Volskerland gewährt, und versank dort bald in einen Zustand idyllischen Behagens. Ich sah den Frauen zu, die dort um eine graue Zisterne geschart dastanden, eine jede ihren blechernen Tubus am Strick hinunterlassend und emporziehend — eine langweilige und mühevolle Arbeit; denn Fontänen besitzt Ferentino nicht, und besitzen überhaupt die wenigsten dieser Landstädte Latiums. Der Reisende hat oftmals Mühe, sich in diesen Orten aus jenem Torpor träger Beschaulichkeit emporzuraffen, in welchen heiße Sommerluft und verzaubernde Lebensstille so leicht versenkt. In solcher fremdartigen und doch zugleich traulichen Einsamkeit zieht dann wohl Erlebtes, Empfundenes und was in weiter Ferne liegt, schattenhaft und leise an der Seele vorüber. Doch ein Blick auf eine römische Inschrift dicht neben

mir ermunterte mich und mahnte mich an mein Vorhaben, die alten Mauern Ferentinos aufzusuchen. Diese Stadt hat davon noch sehr ansehnliche Überreste.

Wie manche andere Orte Latiums umgab sie ursprünglich ein Ring von Zyklopenmauern, während sich oben auf der höchsten Höhe die in gleicher Weise befestigte Burg befand. Daß diese Werke einer von uns unbegriffenen Urzeit erster, doch schon bestimmt geformter Zivilisation sich noch in bedeutenden Resten erhalten haben, ist kein Wunder, vielmehr befremdet ihre teilweise gänzliche Vertilgung. Denn an vielen Stellen sind diese ungeheuern Steingefüge völlig abgetragen, an andern sind auf ihre Reste römische Mauern von länglichen Quadern gesetzt, über welchen dann hie und da noch Mauerwerk des Mittelalters in der „Saracinesco" genannten Bauweise angefügt worden ist — so daß man mit einem einzigen Blick drei weit voneinander getrennte Kulturperioden und ihre Charaktere vereinigt sieht. Am besten zeigt sich dies neben dem Tor von Frosinone und an der Porta Sanguinaria, einem merkwürdigen uralten zyklopischen Bau, welchen die Römer hernach zu einem gewölbten Tor verändert haben, und worauf sich endlich die schlechteste Arbeit des Mittelalters angesetzt hat. Die riesigen, vieleckigen Steine, fest ineinander gefügt, bilden bis zu einer beträchtlichen Höhe die Grundlage.

Sehenswürdig ist die alte Burg von Ferentinum mitten in diesem Mauerringe, der die Stadt umgab und umgibt. Diese Arx steht hoch auf einem Felsenhügel und war ursprünglich durchaus von Zyklopenmauern umringt. In der Römerzeit stand hier eine mit Toren und Türmen versehene Befestigung, deren Unterlagen aus großen Quadersteinen sich noch erhalten haben. Eine solche Festung mußte uneinnehmbar sein, und selbst noch heutigentages ließe sich dort mit geringer Mühe ein tüchtiges Werk dieser Art herstellen. Während der Herrschaft der Römer stand hier der Palast des Präfekten. Im Mittelalter behauptete sich diese Burg in manchen Kämpfen und Belagerungen. Noch sieht man die Reste des obern Kastells,

namentlich zwei ſtumpfe Türme, welche ehemals ein viereckiges Gebäude bewehrten. Sie ſind von überaus maleriſcher Wirkung.

In faſt allen Städten Latiums kann man bemerken, daß ſich die Kathedralen auf den Bergen niedergelaſſen haben, und kein paſſenderer Platz konnte für ſie gefunden werden. Die Biſchöfe bauten zugleich daneben ihre Paläſte, und ſo waren ſie imſtande, von dem Kaſtell aus die Stadt zu beherrſchen. Ferentinum iſt eins der älteſten Bistümer jener Gegenden; die es gründeten, wählten dazu mit Einſicht die Burg, indem ſie den alten Palaſt der römiſchen Präfekten in die biſchöfliche Wohnung verwandelten, den Dom aber aus den Materialien alter Monumente errichteten.

Wenn man durch das römiſche Tor, ein Werk von erſtaunlich feſter Anlage, getreten iſt, ſo hat man unmittelbar neben ſich ſowohl den Dom der Stadt als die daran ſtoßenden biſchöflichen Gebäude. Alles dies macht den Eindruck des reinſten Mittelalters. Die Kirche iſt klein, doch von guten Verhältniſſen, reich an Inſchriften und Fragmenten wunderlicher Skulpturen, die noch bis ins 10. Jahrhundert hinaufreichen mögen und bald in den Wänden, bald auf dem Boden ſichtbar ſind.

Überhaupt hat Ferentino einige ausgezeichnete Denkmäler des Mittelalters, worunter ich nur die ſchöne Kirche S. Maria Maggiore nenne. Sie ſteht unten in der Stadt auf einem kleinen Platz und iſt eins der vollkommenſten Werke gotiſch-römiſchen Stils aus dem 14. oder 15. Jahrhundert, welche man in Latium antrifft. Ihr ganz ähnlich an Charakter ſollen die Kirchen in Foſſanova und Caſamari ſein, welche ich noch nicht geſehen habe. Obwohl mich dieſe mittelalterlichen Bauten hauptſächlich beſchäftigen, und meine Aufmerkſamkeit auf Inſchriften gerichtet war, die jener Epoche angehören, ſo verſäumte ich doch nicht, mich zu den übrigen römiſchen Altertümern führen zu laſſen, welche hie und da zerſtreut liegen. Indes ihrer ſind nicht viele, noch ſehr bedeutende. Der Stolz Ferentinos in dieſer Hinſicht iſt das ſogenannte „Teſtament“. Mühſam kletterte

ich über Felsen und durch Brombeergewinde eines Weinbergs, um diese Merkwürdigkeit zu erreichen, und sah endlich eine große Tafel vor mir, welche in den lebenden Stein selbst eingehauen ist. Eine lange Inschrift in trefflichen Charakteren verkündet, daß Aulus Quinctilius, Quatuorvir und Ädil, der Wohltäter seiner Vaterstadt gewesen, die er testamentlich mit Gütern beschenkt, und die ihn selbst dankbar verehrt hat, indem sie seine Statue öffentlich auf dem Forum aufstellen ließ.

Als ich von diesen Wanderungen ermüdet in meine Herberge am Tor von Frosinone zurückgekehrt war, fand ich das ganze Haus in lärmender Bewegung. Es war an diesem Tage das öffentliche Examen im Gymnasium der Stadt gehalten worden, und die wohlhabenden Familien vieler volskischen und lateinischen Orte der Umgegend waren gekommen, um ihre Söhne zu den Herbstferien nach Hause zu nehmen. Mütter, Väter, Kinder füllten alle Gemächer des Gasthauses, und der tobenden Freude von jung und alt war kein Ende: die einen reisten ab, die andern rüsteten das Nachtmahl oder richteten sich zum Übernachten ein; es kostete mir die äußerste Mühe, mein Zimmer zu behaupten, welches ich von vornherein für mich ausbedungen hatte. Einzuschlafen indes gelang mir nicht, weil die Frauen und Mädchen, die Kinder und Dienstboten in beständiger Bewegung und fast schreiender Unterhaltung blieben. Kaum aber hatte sich in tiefster Nacht dieser chaotische Wirrwarr gelegt, als draußen feierliche und sonderbar tönende Gesänge erschallten. Es waren Pilgerzüge, die vorüber kamen, Menschen, welche in der Nachtkühle nach irgendeinem entfernten Wallfahrtsort wanderten. Ihre Litaneien hallten trauervoll durch die Stille und brachten eine mächtige Wirkung hervor; denn nichts ist reizender, als solchem Gesang in dem nächtlichen Schweigen zuzuhören, da die Phantasie den Ziehenden folgt, welche das Auge nicht sieht, und von denen man nicht weiß, von wannen sie kamen und wohin sie mitten in der Nacht ihre Reise richten. War nun ein Zug vorüber, so schallte schon das Ora pro nobis eines andern aus der Ferne hervor und verschwebte, dem Haus

vorüberkommend, dann wie jener in die Weite. Und so wiederholte sich dies die ganze Nacht hindurch.

Ich war endlich froh, den Morgen hereinschimmern zu sehen, und die Sonne war noch nicht über die Berge gekommen, als ich frischen Mutes durch die Stadt ritt, um nach Alatri hinaufzureisen. Es ging erst zwischen vielen Weinbergen, dann auf felsigen und rauhen Wegen durch ein verwildertes Hügelland fort, welches von riesigen Kastanienbäumen beschattet und von muntern Quellen bewässert wird. Aber je weiter wir vordrangen, desto wüster wurde das Gestein, desto einsamer die Landschaft, bis wir endlich den Fuß eines hohen Bergkegels erreichten, auf dem sich ein schwärzlicher und melancholischer Ort erhebt, einige zersplitterte Türme und zerfallene Mauern emporstreckend. Dieses Kastell reizte meine Vorstellung in nicht geringem Maße. Ich hatte es bereits von Anagni aus mit Verlangen betrachtet und nicht gewußt, daß mein Weg nach Alatri mich ihm so nahe bringen würde. Es ist das alte Fumone, der Kerker Cöleſtins V.; hier starb er nach einer peinlichen Haft von zehn Monaten am 19. Mai 1296, im hohen Alter von 81 Jahren.

Indem ich Fumone betrachtete, konnte ich mir vorstellen, daß nicht leicht anderswo ein so trauriger Verbannungsort mochte zu finden sein. Jedoch die Einsamkeit schmerzte jenen Gefangenen nicht, welcher sein Leben als Eremit in Höhlen und Wildnissen hingebracht hatte. Ich mußte mich begnügen, dies Kastell anzuschauen, wie es, einem finstern Räubernest ähnlich, über meiner Straße herabdrohte. Ich wanderte diese fort; zwei mächtige Berge steigen zu ihren beiden Seiten auf, und eine Höhe sperrt den Mittelgrund. Sobald ich diese erreicht hatte, öffnete sich dem Blick ein Panorama von hoher Schönheit, da sich die herrlichste Apenninlandschaft mit Ebenen und Hügeln und dahinter große Bergreihen entfalteten, worauf Städte, wie Vico und Guercino, in der Ferne sichtbar waren.

Die Straße senkte sich jetzt sanft abwärts und führte in die reiche Campagna Alatris, welche bedeutende Stadt ich endlich

vor mir sah, als ich um einen Hügel bog. Durch die altersschwarzen Mauern hinreitend — es war ein sonniger Vormittag — erfreute ich mich an der Lebendigkeit des Orts, wie an der Menge stattlicher Paläste, welche auf ein blühendes Gemeinleben der Vergangenheit schließen lassen. Keine gleich ansehnliche Stadt hatte ich noch in den Bergen Latiums gesehen, noch irgendwelche von so hervortretendem Charakter gotisch-römischer Architektur.

Alatri ist ein Fabrikort für Wolle, Teppiche und Tuch, ein großer Verkehrsplatz der lateinischen Bergciociaren, die dort ihre Wämser und jene spitzen schwarzen Filzhüte kaufen, welche in Latium allgemein getragen werden. Zudem war es Markt; Straßen und Plätze, bedeckt mit Früchten des August, mit Feigen, Pfirsichen, Aprikosen und großen Birnen, gewährten einen reichen Anblick und wimmelten von Volk. Die hochgewachsenen Bergbewohner in ihren roten Westen und mit Sandalen, den mit Blumen geschmückten Filzhut keck auf dem Scheitel, erinnerten mich daran, daß ich in dem Latium ferox des Virgil sei, dessen robuste Bevölkerung auch das ganze Mittelalter hindurch ihre Eigenart behauptet hat.

Die Straßen sind meist enge und finster, denn alle Häuser sind aus dunkelm Tuffstein erbaut und nur selten mit Kalk übertüncht. Unter ihnen überraschte mich eine nicht geringe Menge palastähnlicher Gebäude; Palast aber nennt man in den römischen Städten jedes Haus mit einem Portal, und um so mehr beansprucht es diesen Namen, wenn es einem alten Adelsgeschlecht angehört. Zahlreiche Familien des Mittelalters müssen demnach in Alatri während des 15. und 16. Jahrhunderts geblüht haben, da die meisten Paläste der Stadt dieser Epoche anzugehören scheinen. Sie sind in der Regel mit einem platten Dach von sehr starker Ausladung versehen. Die Fassade besteht aus einem Gefüge von sauber behauenen viereckigen Tuffsteinen, deren schwarze Farbe die schönste Wirkung hervorbringt. Die Türen sind gotisch mit leichtem Bogenbruch; ich bemerkte deren sechs an einem schönen Palast, über ihnen ein feines

Gesims, worauf sechs Fenster in den angenehmsten Verhältnissen die Wand durchbrechen. Diese Fenster sind alle im gotisch-römischen Stil gebaut, gleich jenen, welche die älteren Kirchtürme Roms gliedern, da sie aus zwei Bogen bestehen, die in der Mitte durch eine kleine Säule geteilt werden. Diese Bauart verleiht der Stadt einen imposanten Charakter. Es gibt dort Gebäude, welche mich an die toskanischen Republiken, namentlich an Siena, erinnerten. Der Palast Jacovazzi zeichnet sich vor allen andern durch seine turmgleiche Höhe und seine Fassade halbgotischen Stils aus. Da er gegenwärtig Eigentum der Stadt ist, so bildet er als das Comunalhaus ein prächtiges Zentrum dieser Bauten.

Ich war von Rom aus an eine der angesehensten Familien Alatris gewiesen, welche ehemals durch Reichtum und Einfluß in der Geschichte der Stadt eine nicht unbedeutende Stellung gehabt hatte. Ich suchte also den Palast Grapelli auf, und in der Tat verdiente dieses alte Haus, so zu heißen. Ein geräumiger innerer Hof, stattliche Treppen von Stein, ein prächtiger Saal, in welchem eben ein Liebhabertheater aufgestellt war, viele Zimmer mit gemalten Decken und Fresken auf den Wänden, endlich über zerstörten Nebengebäuden ein verfallener Turm, der einst dieses Haus zur Festung machte, zeigten mir, daß es die Besitzung reicher Signoren gewesen sein mußte. Nun aber war alles im Zustande der Verwilderung, die innere Einrichtung höchst ärmlich, nur aus Resten alter Wohlhabenheit zusammengesetzt; man sagte mir auch, daß die Familie, wie so manche andere des Orts, zu großer Armut herabgesunken sei. Indes die Jugend, die sich im Hause zeigte, blühte von Kraft und Gesundheit, und ich betrachtete mit Vergnügen die muntern Mädchen, welche in dieser frischen Bergluft herrlich emporgewachsen waren. Sie entbehrten hier vielleicht nicht ungern die langweiligen Freuden Roms, in kleinen städtischen Kreisen sich heiter bewegend, und ihre Abende bringen sie mit Tanz und Spiel zu.

Als ich nach den Sehenswürdigkeiten Alatris fragte, machte

man mich vor allen andern auf die Kirche Santa Maria Maggiore und die zyklopischen Mauern aufmerksam, um derentwillen ich allerdings die Reise unternommen hatte. Jene Kirche, auf einem von mittelalterlichen Gebäuden eingefaßten Platz gelegen, ist klein und von römisch-gotischem Stil. Sie war auf zwei Türme berechnet, von denen indes nur einer, und zwar unvollendet oder halb zerstört, aufrecht steht. Römische Bogenfenster gliedern ihn. Eine unregelmäßige Fassade von drei gotischen Türen macht den sonderbarsten Eindruck, da über dem Portal ein ganz außerhalb der Verhältnisse angelegtes rundes Fenster eingebrochen ist. Seine Rosette ist mit gemaltem Glas ausgefüllt. Das Gesims der großen Türe zeigt Zieraten von Akanthusblättern, und ihr Bogen ruht auf übereinander vorspringenden Säulen.

Als ich in das Innere der Kirche trat, wurde ich enttäuscht; denn obwohl ihre drei Schiffe, von je vier großen Bogenspannungen gebildet, halbgotischen Stils sind, zeigte sich doch alles von modernem Ungeschmack entstellt, mit falschem Marmor belegt und mit sehr bunten Farben, wie man sie jetzt in Rom liebt, selbst bis in die Kreuzgewölbe hinauf bemalt. Das Mittelschiff wird durch zwei Rosettenfenster von jeder Seite erhellt, und auch die Tribüne ist von einem ähnlichen durchbrochen. Vergebens suchte ich nach alten Bildwerken; das einzige, was der Betrachtung wert sein konnte, war ein Taufstein, eine Vase von Gips, getragen von drei Karyatiden in der rohesten Arbeit des Mittelalters.

Ich wanderte zu den zyklopischen Mauern empor. Wie Ferentino war auch Alatri rings von solchen umschlossen gewesen; aber der städtische Ring ist beinahe gänzlich zerstört worden, und nur die Mauern der Burg haben sich erhalten, ein erstaunliches Denkmal jener Kulturepoche, ohne Gleichen unter allen Städten Latiums, so daß ein so wunderbares, ägyptischen Bauten völlig zu vergleichendes Werk gesehen zu haben eine tagelange mühevolle Reise belohnt.

Die alte Burg Alatri (man nennt sie heute Civita, die

Stadt an und für sich) ist der höchste Hügel des Orts und gegenwärtig der Dombezirk, denn auch hier, wie in Ferentino, hat sich das Bistum auf der alten Befestigung niedergelassen. Dieser Hügel nun, auf dessen großer, durchaus geebneter Fläche die Hauptkirche steht, ist von allen Seiten umfaßt, gestützt und bekleidet von Zyklopenmauern in einer Höhe von 80 bis 100 Fuß. Als ich diese schwarzen titanischen Steingefüge sah und umschritt, welche so wohl erhalten sind, als zählten sie nicht Jahrtausende, sondern nur Jahre, wurde ich zu weit größerer Bewunderung menschlicher Kraft hingerissen, als mir der Anblick des Kolosseums in Rom eingeflößt hatte. Denn in vorgeschrittener Kultur, mit ausgebildeten Mitteln der Mechanik, lassen sich Amphitheater, oder Thermen wie die des Caracalla und Konstantin auftürmen, ohne daß der Menschenkraft Übermäßiges zugemutet wird, und selbst die Dionysischen Mauern in Syrakus, das Großartigste solcher Bauten, was ich bisher gesehen hatte, machen nicht so sehr erstaunen. Hier sehen wir Mauern vor uns, von denen jeder Stein nicht ein großes Quaderstück, sondern ein geglätteter Felsblock ist, von unregelmäßiger Form, mehr- und vieleckig; und wenn wir verwundert nach der Mechanik fragen, welche imstande war, so große Felsenstücke übereinander zu erheben, so begreifen wir noch weniger, wie man es vermochte, diese Vielecke so kunstvoll aneinander zu fügen, daß sie ohne ausgefüllte Zwischenräume auf das genaueste aneinander passen, und so die sauberste Riesenmosaik herstellen.

Die Sage versetzt diese Gattung urlateinischer Bauten in die Zeit des Saturnus und rückt sie damit überhaupt über die geschichtliche Zivilisation hinaus; die wissenschaftliche Forschung aber, welche sich so viel mit Indogermanen und Pelasgern in Italien zu tun macht, ist zum Geständnis verdammt, daß sie nichts von den Völkern weiß, welche jene Werke aufgetürmt haben. Ihr Anblick zeigt, daß ein Menschengeschlecht, welches solche Mauern baute, im Besitz einer schon bedeutenden materiellen Kultur war und geordnete staatliche Verhältnisse besaß.

Da diese zyklopischen Städte sich nahe beieinander und über ganz Latium zerstreut finden, so ergibt sich daraus, daß sich hier eine große Anzahl für sich bestehender Republiken oder Gemeinden in uralten Zeiten anbaute, deren Verbindung miteinander wir nicht kennen. Aber so ungeheuere Befestigungen lassen auf beständigen Krieg der Städte untereinander schließen, und überhaupt auf räuberische, unsichere und vereinzelte Zustände. Wollte man nun zu den Dimensionen der Werke auch die Kräfte der Menschen in ein passendes Verhältnis bringen, so müßte man wahrhafte Giganten in denen sehen, welche sie errichteten oder mit feindlicher Gewalt zu stürmen kamen; indes diese Bauten deuten nur die Periode des Kolossalen an, womit die menschliche Kultur bei allen Völkern und in allen Weltteilen beginnt, bis sie dann von dem materiell Erhabenen zu dem hinabsteigt, was sich als Wohlgefälliges und Schönes mit ausgebildeten Mitteln herstellen läßt. Überhaupt dürfte man jene zyklopischen Werke in keine zu dunkle Zeit hinaufrücken; vielleicht wurden deren noch in Latium gebaut, als bereits Rom gegründet war, und der Schritt von dieser vieleckigen Konstruktion zu den Quadermauern der Etrusker und Römer ist keineswegs ein großer.

Aus den Mauern dieses Kapitols des alten Alatri führte ein Haupttor, welches noch heute vorhanden ist, ein ungeheurer aus horizontalen Steinen zusammengefügter Bau; außer ihm zeigt sich noch ein kleinerer Eingang, und drei in der südlichen Mauer angebrachte viereckige Nischen lassen auf Götterbilder schließen, die dort aufgestellt gewesen sind, während zugleich ein zyklopischer Überrest mitten auf der Burg für den Gemeindealtar gehalten werden kann, auf dem die festlichen Opfer vollzogen wurden.

Bis zum Jahre 1843 waren diese Mauern unter Schutt und Schlinggewächsen halb begraben, und kein Weg führte um sie herum. Ein Besuch Gregors XVI. brachte die Alatriner auf den glücklichen Gedanken, so unvergleichliche Monumente des höchsten Altertums zu reinigen und zu befreien; es arbeiteten

demnach 2000 Menschen zehn Tage lang, den Schutt zu entfernen, und so wurde die Akropolis nicht allein wieder bloßgelegt, sondern ringsum mit einer Straße versehen, Via Gregoriana genannt. Damals wurde auch das große Tor ausgegraben und der Aufstieg wieder eröffnet. Dieser breite, ganz ebene Burgplatz ist nun von einer steinernen Wehr umfaßt, die sich über den Zyklopenmauern erhebt; da er keine Gebäude außer dem Dom enthält, gibt er dem Blick die weite Aussicht in die Gebirgslandschaft frei. Es ist ein so hinreißend großes und schönes Gemälde umher verbreitet, daß ich nicht versuchen werde, es in Worte zu fassen oder nur die Linien der Gebirge anzudeuten, die sich in dem sonnigen Blau über paradiesischen Gefilden entfalten. Bei einer vollkommenen Stille, ja einer wahrhaften Einöde auf dieser rätselhaften Stätte uralter Menschenkultur ist der Eindruck des Erhabenen ein doppelt wirksamer.

Ich sage auch nichts von dem kleinen Dom, der sich auf der einen Seite des Burgplatzes einsam erhebt, mit einem bizarren Glockenturm und einer Fassade, die dem Geschmack des 18. Jahrhunderts angehört. Eine breite steinerne Treppe führt zu dem Eingang empor. Leider ist im Innern alles modernisiert, und so erkannte ich mit Bedauern auch hier, daß selbst in den abgelegensten Ortschaften Latiums der falsche Ehrgeiz der Priester oder der Gemeinden das Ehrwürdige und Altertümliche durch das Neue zerstört. So wie die Modesucht allmählich die national ererbte Tracht der Bewohner vertilgt, so greift sie auch die Gebäude überall an, bedeckt sie mit nüchternen Fassaden und entstellt ihr Inneres mit grellen und kindischen Farbenbildern wie im heutigen Rom, wo man in Geschmacklosigkeit mit den Sizilianern wetteifert.

Ich durchwanderte die Straßen Alatris, und immer besser gefiel mir die Stadt. Eine ziemlich reiche Kultur von Gärten umher, und drinnen ein rüstiges und arbeitsames Leben, deuteten auf behagliche Zustände. Da in allen diesen Orten aus der Beschaffenheit des Brotes und des Weins, als der hauptsächlichsten

Nahrungsbedürfnisse, mit Recht ein Schluß auch auf andere Verhältnisse gezogen werden kann, so überzeugte ich mich, daß die Alatriner nicht Mangel leiden.

Ich erinnere mich nicht, in Alatri von Bettlern angesprochen worden zu sein, wie man sie überall in der Sabina und im Albanergebirg scharenweise nach sich zieht. Doch, dort betteln aus ihrem Kerker heraus Gefangene — ein wunderlicher Anblick, den man übrigens in fast allen römischen Orten haben kann. Während unsere strengen Systeme des Gefängniswesens darauf hinzielen, den Schuldigen soviel als möglich von der Welt abzusondern, ja ihn wie einen verpesteten Gegenstand in die Zelle einzumauern, gönnt ihm hier die Toleranz des Südens wieder einen zu großen Spielraum. Ich hörte oft Gefangene in römischen Städten die heitersten Lieder hinter ihren Gittern singen, in Ritornellen denen auf der Straße antworten, oder ich sah sie mit der Gebärdensprache zum Fenster hinaus Geschichten erzählen, die der Fremde freilich nicht versteht. Nun aber ist ihnen selbst das Betteln noch im Kerker gestattet. Diese Verbrecher, oft nur um geringe Vergehen bestrafte Nichtstuer, strecken ein langes Rohr aus dem Gitter heraus, an welchem mittels eines Fadens ein leinenes Beutelchen befestigt ist. Zwei, drei, vier solcher Rohrstangen sieht man zu gleicher Zeit in Bewegung, und die sie herausstrecken gleichen den Anglern, welche mit der größten Seelenruhe ihr Rohr in den Händen halten, um es heraufzuziehen, wenn der Fisch angebissen hat. So baumeln dort die leeren Beutelchen in der Luft hin und her; geht nun jemand an dem Gefängnis vorüber, so senkt sich Angelrohr und Beutel ihm vor der Nase nieder, und der Gefangene bittet um der Madonna willen ihm ein Geldstück hineinzulegen. Er ist nicht minder vergnügt, wenn man ihm eine Zigarre hineinsteckt, die er dann mit Wohlbehagen hinter den Eisenstäben rauchen wird; hat er aber ein paar Bajocchi erhascht, so läßt er sich Wein holen, oder was ihm sonst wünschenswert erscheint. Ich konnte diese klassische Art zu betteln niemals ohne Heiterkeit betrachten und mußte mich stets der

Sage erinnern, welche von Beliſar erzählt, daß er aus dem Fenſter ſeines Turms die Vorübergehenden angebettelt habe — wenigſtens zeigt dieſe Fabel, daß jene Toleranz ſehr alt iſt, und vielleicht ſtreckten die Gefangenen aus den Kerkern ſchon in alten Römerzeiten ſolche Rohrangeln hervor.

Ich brach von Alatri auf, um die Grotte von Collepardo zu beſuchen, von deren Schönheit ich mir ſo viel hatte erzählen laſſen. Ein Gebirgspfad führt zu ihr hin; denn wenige Millien hinter der Stadt verwandelt ſich der Charakter des Landes, die Kultur verſchwindet, nackte rote Kalkfelſen führen in das Gebirge, deſſen wilde Einſamkeit nun den Wanderer umfängt.

Ein Kohlenbrenner aus dem kleinen Gebirgsort Collepardo, welcher in Alatri ſeine Laſt abgeſetzt hatte und zufällig mit mir zuſammentraf, wurde mein Begleiter und Führer durch die Berge. Ich hörte gern den Erzählungen dieſes gutmütigen Menſchen von der Ärmlichkeit, aber Genügſamkeit des Lebens in ſeiner Heimat zu, obwohl ſein Bergdialekt mir das Verſtändnis etwas ſchwer machte.

Die Felſenmaſſen wurden rauher und rauher, die Täler romantiſcher und wilder, und wir kamen nun über den Fluß Coſa, welcher mit Gewalt durch dieſe Berge herunterbrauſt. Sein Waſſer, grünlich an Farbe, wie der Inn im Engadin, wimmelt von Forellen. Dieſe Lebensader des Gebirgs zieht den einzigen ſchmalen Kulturſtreifen durch die Felſenwildnis; nach einem jähen Lauf ſtürzt ſie ſich in den Saccofluß und eilt mit ihm dem Liris zu.

Hoch über der Coſa, wo ſie am Fuß einer ſteilen Felſenwand ſich durch enge Schluchten zwängt, liegt Collepardo. Nichts Melancholiſcheres mag man ſehen: kleine Häuſer aus Kalk ſtehen in geſtreckter Reihe beiſammen, durch eine bizarre Kirche unterbrochen, und eine ſchwarze zerſplitterte Mauer zieht ſich ringsumher — ein Beweis, daß auch dieſe arme Ortſchaft nicht vor dem räuberiſchen Feinde ſicher war. Wenige Gärten, Olivenbäume und Weinreben gaben hier äußerſte Dürftigkeit zu erkennen; denn außer der kleinen Fläche, worauf Collepardo

ſteht, ſchien ringsumher alles von Felſen zu ſtarren. Der wackere Kohlenbrenner lud mich ein, in ſeinem Hauſe abzuſteigen, was ich gern tat, da ich ſonſt wegen des Unterkommens in Verlegenheit geblieben wäre. Ich richtete mich in dem ärmlichen Gemach ſo gut ich konnte ein, um die Sonnenhitze vorübergehen zu laſſen. Nun traf es ſich mir äußerſt erwünſcht, daß einige Herren aus Velletri eben zu Pferd angekommen waren, welche die gleiche Abſicht, die Grotte zu ſehen, hierher geführt hatte, denn ſo wurde es mir möglich, dieſes Wunder auch bei Fackelbeleuchtung zu betrachten.

Die Höhle liegt tief unterhalb Collepardo. Eine ſteile Bergwand führt zu ihr hinab; hier brauſt der Coſafluß durch eine Schlucht; man reitet eine Zeitlang an ſeinem Ufer hin, welches Kaſtanienbäume beſchatten, und hat zu beiden Seiten Felſenwände in den großartigſten Formen. Zur Linken ſteigt der Berg Marginato auf und ſtreckt ſeine verwitterten Maſſen in die Luft hinaus, tiefe und ſchwarze Schatten in das Waſſer werfend, welches um das Geſtein mit Wut ſiedet und kocht. Rechts erhebt ſich eine nicht minder abſchüſſige, von Baumwuchs umbuſchte Felſenhöhle, in welcher eben die Grotte liegt.

Schon der Eingang zu ihr verſpricht etwas Außerordentliches. Ein ſchwärzlicher Schlund gähnt aus finſtern Blöcken hervor, und ein kalter Luftſtrom ſcheint aus der tiefſten Tiefe heraufzuquellen. Wir hüllten uns ſorgſam ein, ehe wir hinabſtiegen. Die Führer mit den Fackeln waren vorausgegangen, und bald zeigten uns leichte Rauchwolken, die aus den Spalten der äußern Wand hervorſtiegen, daß jene drinnen ſeien. Ich habe ſehr viele Grotten im Gebirge geſehen und bin für dieſe Naturſpiele im ganzen nicht mehr empfänglich; ich verſprach mir daher auch nicht viel von der Grotte bei Collepardo, als ich ſie betrat. Indes machte ſie doch Eindruck auf mich, und dies zumal deshalb, weil ſie ſehr großen Raum hat. Sie beſteht nämlich aus zwei Hauptteilen, gleichſam zwei ungeheuern Sälen, die in der Mitte durch eine zerriſſene niedrige Mauer getrennt ſind. Die Farbe der Wände und des Bodens iſt

schwarz oder gelbbraun; große Felsen liegen umher, die man zum Teil erklettern muß, und von den unregelmäßigen Wölbungen der Decken hängen Stalaktitenbildungen in mannigfaltigen Formen herab, während andere wieder vom Boden selbst in bizarrsten Gestalten und Gruppen ihnen entgegen zu wachsen scheinen. Die seltsamsten Gestaltungen haben sich in dem hintern Teile der Grotte gebildet; ihn völlig zu übersehen, ließ man uns im vordern Raume so lange warten, bis jener erleuchtet war. Denn viele Männer und Knaben hatten sich nicht allein mit ihren Fackeln hie und da aufgestellt, sondern auch große Haufen von Werg an verschiedenen Orten angezündet. Als ich nun in den so erhellten Zauberſaal hineinblickte, war es allerdings ein befremdender Anblick. Bald schien man in einen ägyptischen Tempel von schwarzen Säulen einzutreten, zwischen denen Bildwerke von Sphinxen und Göttern standen, bald schweifte man in einem Wald von steinernen Palmenkronen und andern phantastischen Gewächsen, und wieder starrten hier Lanzen und Schwerter, oder hingen Rüstungen von Riesen und Zwergen von den Wänden nieder. All dies lebte und flackerte vom Schein der Fackeln, welche hier die Massen grell heraustreten ließen und dort um so mächtigere Schatten erzeugten. Die wallenden Rauchwolken zogen wie Schleier hin und wieder, und durch die feuchte Luft warfen sich mit wildem Schrei die aufgestörten Fledermäuse und Nachteulen hervor. Es ist von solchen Höhlen kein Bild zu machen, denn die Einbildungskraft eines jeden sieht sie auf besondere Weise und bevölkert sie mit Phantomen. Natürlich fehlt es nicht an Benennungen einzelner besonders hervortretender Tropfsteingebilde, von denen mir nur die sogenannten „Trophäen der Römer" im Gedächtnis geblieben sind. Ohne Zweifel enthält die Höhle von Collepardo noch einen größeren Zusammenhang von Gemächern und erstreckt sich tief in den Berg hinein; aber man hat es noch nicht möglich gemacht, weiter vorzudringen.

Überhaupt finden sich in dieser Gegend viele Höhlenbildungen im Kalkgestein, die ehedem manchen Einsiedler mögen

beherbergt haben. Noch im Jahre 1838 wohnte bei Collepardo in einer Grotte des nahen Berges Avicenna ein Eremit. Es erschien dort im September jenes Jahrs ein junger Franzose, der sich Stefan Gautier nannte und erklärte, Eingebungen des Himmels zu folgen, welcher ihn in diese Wildnis berufen habe, um ein Anachoretenleben zu führen. Der Fremdling richtete sich in jener Höhle ein; man brachte ihm Speise und Trank; er betete und kasteite sich, und man sah ihn oft in Collepardo, in Veroli oder in der Kartause Trisulti, wo er die Kirchen besuchte und mit den Mönchen verkehrte. Seine Lebensweise war untadelhaft, ja die eines angehenden Heiligen, obwohl er noch bei jungen Jahren war. So hatte Gautier bereits zwei Jahre in jener Einsamkeit gelebt, als eines Tages Häscher seine Höhle umstellten, ihn ergriffen und gefangen mit sich führten. Niemand wußte die Ursache, und niemand konnte nachher von dem Schicksal des Eremiten eine bestimmte Kunde geben; man wußte nur, daß der Heilige in die Hände der französischen Justiz ausgeliefert worden sei; ein Gerücht sagte, er sei an einem der Attentate gegen das Leben Louis Philipps beteiligt gewesen.

Die Natur hat viel Merkwürdiges um Collepardo zusammengedrängt, denn nur eine kurze Strecke von der Stalaktitenhöhle entfernt liegt jener berühmte Brunnen Italiens, der Pozzo di Santulla, hart an der Straße nach der Kartause. Diese aber wollte ich noch vor Abend erreichen, um die Gastfreundschaft der Mönche anzusprechen. Nach einem halbstündigen Ritt zwischen Gärten und auf einer steinigen Hochfläche sah ich mich plötzlich an dem Rande einer kreisförmigen Vertiefung, welche auf das lebhafteste an die großen Latomien in Syrakus erinnerte. Bei einem Umfange von ungefähr 1500 Schritten versenkt sich dieser rätselhafte Brunnen in eine Tiefe von 150 Fuß und zeigt in seinem Grund einen dunkelgrünen Wald von Baumwipfeln und Schlinggewächsen, welche, wenn ein Lüftchen sich hinunterwagt, sanft wie die Wellen eines Sees auf- und niederschwanken. Die Sonne ließ von dem klarsten Himmel Streif-

lichter in dieſe Tiefe fallen, und ich ſah weiße Schmetterlinge munter hin und her über dem verſunkenen Walde ſpielen. Blühende Ranken hingen über den Zweigen dieſer Bäume, welche, wie man verſichert, mehr als 30 Fuß hoch aus der Tiefe emporſteigen und von oben geſehen dennoch nur Sträuchern ähnlich ſind. Die unerreichbaren Blumen in dieſem Grunde, die wilden labyrinthiſchen Pfade im dunkeln Dickicht, das Flattern des Geflügels, welches dort ſein Weſen treibt, locken die Phantaſie hinunter; ſie ſtellt ſich in dieſem unterirdiſchen Zauberhain ein Feenparadies und einen Luſtgarten für Oberon und Titania vor. Reichlich ſickern dort Quellen geheimnisvollen Laufs und ernähren ein immer grünes Kraut, während dieſes Becken den Tau der Nacht zu ſich niederzieht. Mit Bewunderung ſenkt ſich dann der Blick längs den Wänden in die Tiefe; in bizarren und phantaſtiſchen, tropfſteinähnlichen Formen und Figuren ſtürzen ſie ringsum herab, überbuſcht von goldblumigem Ginſter und von Maſtixſträuchern. Sie ſind mit einem bunten Irisſpiel von Farben geſchmückt, denn bald iſt das Geſtein zart ſilbergrau, bald brennend rot, wieder dunkelblau, gelb und tiefſchwarz. Die wilde Bergſzenerie um dieſen Brunnen bildet ein ſeltſames Theater: hier die braune Ortſchaft Collepardo hinter grünen Bäumen ſchwermütig gelagert, dort lange Blicke in abſinkende Felſentäler; weiterhin rieſige Berge von majeſtätiſchen Formen, um deren nie betretene Gipfel einſame Goldadler ſchweben, oder phantaſtiſche Nebel ihre weißen Schleier ziehen.

Wild ausſehende Hirten, Sandalenmänner des Gebirgs, mit lanzenähnlichen Stäben, waren am Rande des Brunnens mit ihren Kletterziegen gelagert und brachten Leben in die große Szene, während einige kräftige Buben ſich vergnügten, Steine hinabzurollen. Sie fielen mit dumpfem Gekrach in den Wald hinunter und ſchreckten dann die grauen Tauben aus ihren Neſtern auf, ſo daß ſie aus den Wipfeln emporſchoſſen und verzweifelt hin und wider fuhren. Obwohl dieſe Hirten mir einbilden wollten, daß in dem geheimnisvollen Brunnen ſich

ein Tiger aufhalte, so gestanden sie doch, daß sie dann und wann Ziegen an Stricken hinunter ließen. Diese Tiere finden dort Wasser und Kraut in Fülle und bleiben drunten monatelang, bis sie wohlgenährt wieder heraufgeholt werden.

Läge der Pozzo in Deutschland oder in Schottland, so würde ihn die Phantasie des Volks ohne Zweifel mit den fabelhaftesten Wesen bevölkern; aber die Italiener haben im ganzen keinen Sinn für das Märchen- und Geisterhafte, weil es die Klarheit der Lüfte bei ihnen nicht gedeihen läßt. Und so war mir auch die Erzählung von dem Ursprunge dieses Brunnens charakteristisch, wie ich sie aus dem Munde der Hirten hörte, denn sie ist eine Legende. Der Pozzo, so sagten sie mir, war ehemals eine große kreisrunde Tenne; eines Tags erfrechten sich Leute, dort Getreide auszustampfen, obwohl das Fest der Assunta der heiligen Jungfrau gefeiert wurde. Madonna erzürnte über diesen Frevel; sie versenkte plötzlich die Tenne mit allem, was sich auf ihr bewegte, und so sei der kreisförmige Pozzo entstanden. Vulkanische Erscheinungen zeigen sich übrigens nirgend, daher mag wohl die Ansicht richtig sein, daß dieser Brunnen ehedem eine Höhle war, deren Gewölbe einstürzte. Nur ungern riß ich mich von dieser merkwürdigen Erscheinung los; ich dachte mir mit Verlangen das magische Schauspiel nächtlicher Beleuchtung, wenn der Mond durch diese große Bergwildnis schwebt, und sein dunstiges Licht von den Kraterwänden auf den Geisterwald dort unten niederquillt.

Die Ziegenhirten führten mich und meinen Campagnolen auf steinigen Pfaden seitwärts weiter, bis wir die betretene Felsenstraße erreichten, welche man einschlagen muß, um nach der Kartause Trisulti zu gelangen. Diese weit und breit berühmte Abtei sollte etwa eine deutsche Meile vor uns liegen; sie war nicht sichtbar, aber man zeigte mir oben in der hohen Bergregion, die zu ersteigen war, den finstern Streifen eines Eichenwalds, hinter welchem ich sie, ein wahres Kulturwunder des Gebirgs, finden würde. Ich erinnerte mich kaum einer wilderen und schöneren Berglandschaft, als jene war, die ich

nun absteigend durchritt. Der Blick fiel bald in schwindelnde Tiefen, aus denen dumpfen Schalles das Getöse des Cosaflusses emporkam, bald erhob er sich wieder zu prächtigen Bergpyramiden, unter denen die Monna gigantisch gen Himmel ragt.

Wir zogen hinunter, hie und da an grauen Felsenobelisken vorüber, welche, den Weg versperrend, sich einzeln vorgeschoben hatten, und nach einer beschwerlichen halben Stunde waren wir unten an dem Fluß angelangt. Er hat hier zwei Berggebiete durchrissen, und donnernd stürzt er seine Schaumwellen durch finstere Schluchten weiter. Die Sonne war schon hinter die Berge gesunken, sie vergoldete noch mit verschwebender Glut die Gipfel ringsumher. Nun stiegen wir über breite Flanken des Gebirgs empor. Ich wandte mich nach jener Richtung um, von der ich gekommen war, und sah in nicht zu großer Entfernung acht bis zehn Soldaten mit raschem Schritt den von mir zurückgelegten Pfad herunterkommen. Waren es Banditenjäger? Ich bezweifelte es, denn die berüchtigte Räuberbande des Gasperone trieb ihr Wesen in diesen Bergen nicht mehr, wo man noch an mancher Stelle Räubernamen lesen soll, welche jene Briganten mit ihren Dolchen in die Felsen eingegraben haben. Diese Soldaten, so sagte mein kundiger Begleiter, kommen aus Alatri zum Besuch nach der Kartause, bei den Mönchen Nachtlager und Kost zu finden. Denn Ihr müßt wissen, daß die reichen Weißkutten durch ein Gesetz gezwungen sind, jeden Wegwanderer drei Tage unentgeltlich zu verköstigen; und wenn ein ganzes Heer in ihre Kartause einrückte, so dürften sie ihr Klosterhaus ihm nicht versperren. Da ich nun wußte, daß jene Gesellschaft, mit der ich die Grotte von Collepardo gesehen, die vorige Nacht auf Unkosten der Mönche gelebt hatte, da ich hinter mir her halbverhungerte Soldaten sah, welche schon in Gedanken das Kloster durchschwelgten, und weil ich die gleiche Absicht hegte und mir eines rücksichtslosen Hungers bewußt wurde, so stiegen mir einige Besorgnisse auf. Komm denn, Francesco, sagte ich, und laß uns die Schritte verdoppeln, damit uns jene Soldaten nicht

überholen und die Gesichter der Mönche für uns finster machen, wenn auch wir an ihre Türen pochen, Speise, Trank und Herberge zu begehren. Francesco lachte, und wir trieben uns rüstig vorwärts.

Ich hatte die Höhe erreicht, auf welcher die Kartause von Trisulti steht; es ist die breite Absenkung herrlicher Bergpyramiden, welche sich unmittelbar über ihr auftürmen. Aber noch entdeckte ich das Kloster nicht, der schönste Eichenhain verbarg es meinem Blick. Ihm zureitend, sah ich schon von fern zwei weißgekleidete Klosterbrüder in ihm auf und nieder gehen. Diese heiligen Männer wandelten nachdenklich in dem kühlen Schatten majestätischer Bäume, so daß ich die philosophische Ruhe beneidete, die sie genossen. Wenn irgend das menschliche Gemüt sich in Ergebung, Ernst und hoher Betrachtung sammeln mag, so dürfte es hier in einer der erhabensten Einsamkeiten sein, welche ich irgend sah. Ein Abendlüftchen rauschte durch die tiefschattigen, jahrhundertalten Wipfel, und rings standen in feierlicher Majestät ewige Berge umher. Die Glocke des Klosters scholl plötzlich über den Wald her; ich fühlte den Geist des Mittelalters mächtig auf mich wirken.

Ich trat auf einen der Mönche zu, kündigte mich als Reisenden an und bat um Gastfreundschaft für eine Nacht. Der stattliche und wohlgenährte Bruder wies mich ans Kloster selbst, wo ich mich beim Guardian zu melden hätte. Nachdem ich nun eine kurze Strecke den Hain durchritten hatte, enthüllte sich die Kartause meinen Blicken. Auf solcher Höhe eines unwegsamen Gebirgs, über dessen rauhe Felsenwände der Wanderer mühsam kletterte, plötzlich vor einer blühenden Oase der Kultur sich zu finden, dies hat etwas unbeschreiblich Reizendes. Das kleine Himmelreich und Eden der Heiligen schimmerte aus grünem Laub hervor, phantastisch, heimlich und wunderbar; nicht ein einzelnes Gebäude, sondern ein Verein von saubersten Kapellen, Kirchen, umschlossenen Höfen, Anlagen verschiedenster Art, im wohnlichsten Zustande, Reichtum und friedliches Glück verkündend. Ringsumher alte schattige Bäume,

einzeln oder in Gruppen, umfriedete Gehege, Rinder, Schafe, Ziegen, Mönche auf und ab gehend, arbeitende Dienstmannen, ein lebhaftes Treiben von vielerlei Menschen, welche das Kloster ernährt.

Der Guardian, ein großer und ernster Mann mit langherabwallendem Bart, nahm mich am Tor des Vorhofs freundlich an und bedeutete mir, dem Superior mich vorzustellen, welcher dann die weitern Befehle für meine Aufnahme erteilen würde. Ich wurde in den innern Hof geführt, ein großes Viereck, welches die Klostergebäude und die Fassade der Kirche umschließen. Alles ist hier in der aufmerksamsten Reinlichkeit gehalten und gepflegt, aber die Gebäude haben nichts Altertümliches, sondern zeigen den Luxusstil des 18. Jahrhunderts. Im Innern lange und luftige Korridore, zu deren beiden Seiten die Zellen der Brüder sich befinden. Den Superior fand ich in einem geräumigen Gemach hinter einem Schreibtisch beschäftigt, Dienstleuten zuhörend, welche irgendein Anliegen vorzutragen schienen. Er genehmigte gern meine Bitte um Aufnahme, ohne mich nach Vaterland oder Konfession zu fragen; freilich genügt den Mönchen ein flüchtiger Blick auf Gestalt, Physiognomie und Ausdrucksweise des Fremdlings, um den Katholiken oder Protestanten zu erkennen.

Nachdem mir der Superior einen Laienbruder zugewiesen, verließ ich ihn und ward in die Foresteria geführt. So nennt man die abgesondert gelegenen Gastzimmer, welche in solchen Klöstern für die Herberge der Fremden bestimmt sind: sie sind ersten und zweiten Ranges, je nach dem Stande des Gasts. Denn wer zur anständigen Klasse gerechnet wird, erhält ein Zimmer in der Foresteria nobile oder de' Signori; wer niedriger taxiert wird, begnügt sich mit einem bescheidenen Unterkommen, und die unterste Stufe der menschlichen Ansprüche führt endlich zu den Kammern der Knechte, oder in die Stallungen, wo das arme Wandervolk sich auf Stroh ausstrecken mag. Man hatte mir ein gutes Zimmer neben dem Gastsaal angewiesen. Ein reinliches Bett, frisch bezogen, verhieß ein bequemliches Lager,

und der Diener, ein gewandter junger Mensch, welcher in verschiedenen Städten Gasthauskellner gewesen und nun in den Dienst der Foresteria gekommen war, tröstete mich mit der Aussicht auf ein Abendessen, welches er mir zur vorschriftmäßigen Stunde in jenem Saal auftischen werde. Bis dahin, so sagte er, könnte ich mich in aller Ruhe mit Besichtigung der Klosteranstalten vergnügen.

Der Laienbruder führte mich umher und machte den Erklärer. Der Merkwürdigkeiten gab es in der Kartause wenige, denn leider ist alles Altertümliche verschwunden, so daß ich für meine Wißbegierde nicht viel zu verzeichnen fand. Die Lage im Gebirge, die Lebensweise der Mönche in ihrer einsamen Republik, ihre praktische Wirkung auf die Gesellschaft, die Geschichte dieses seltsamen Ordens gaben indes reichen Stoff zu Betrachtungen. Bruno, einer jener Heiligen, welche die Epoche der Kreuzzüge erzeugte, hatte die Regel der Kartäuser gestiftet, gegen das Ende des 11. Jahrhunderts. Dieser Orden, geselliges Mönchtum und Anachoretenleben in sich vereinigend, zur äußersten Strenge der Entsagung verdammt, erhielt seinen Namen von dem Ort la Chartreuse bei Grenoble, wo er seine Anfänge nahm. Seine Statuten (Consuetudines Cartusianae) sind vom Jahre 1134, seine Bestätigung durch den Papst erlangte er im Jahre 1170. Die Kartäuser breiteten sich bald in vielen Ländern aus. Schon im Jahre 1208 siedelten sich diese Väter in Trisulti an, welchen Ort ihnen Innocenz III. übergab. Sie fanden hier ein verfallenes Kloster vor, das ehedem den Benediktinern gehört hatte, und errichteten aus dessen Trümmern im Jahre 1211 die ursprüngliche Kartause. Man sagt, ein Kastell Trisalto habe jener Gegend den Namen gegeben, welcher gewöhnlich a tribus saltibus, von drei waldbewachsenen Höhen, erklärt wird.

Obwohl das Gelübde der Armut den Mönchen durch die Regel aufgelegt wird, schließt sie dennoch den Reichtum des Klosters nicht aus, und Trisulti wurde mit der Zeit in Besitz großer Landgüter in der Provinz Frosinone gesetzt, die es

noch heute behauptet. Es prangt freilich nicht, wie jenes bei Pavia, durch Schönheit der Gebäude und Kunstwerke, vielmehr hat es einen durchaus ländlichen Charakter. Auch werden nicht so glänzende Räume in ihm gefunden, wie sie die Kartause Roms in den Thermen Diocletians aufzuweisen hat, welche übrigens eine junge Stiftung des 16. Jahrhunderts ist und diese alte und ehrwürdige Certosa Trisulti als ihre Mutter anerkennt. Die kleine Klosterkirche, von Innocenz III. im Jahre 1211 gebaut, endlich im Jahre 1768 erneuert, ist mit buntem Marmor und vielen Bildern geschmückt. Über dem Eingange erinnert ein Gemälde an die Stiftung der Certosa, da Innocenz III. dargestellt ist, wie er die Kartäuser in den Besitz derselben setzt. Auf beiden Seiten im Innern ist das Marthyrium der Maccabäer, und ihm entsprechend die Verfolgung zu sehen, welche die Kartäuser in England unter Heinrich VIII. erlitten. Im prachtvoll geschmückten Priesterchor sieht man Moses die Quelle aus dem Felsen schlagen, und ihm gegenüber Bruno, der dasselbe erquickende Wunder wiederholt.

Das Refektorium, passend geschmückt mit einem Gemälde, welches die Brot- und Fischvermehrung darstellt, ist ein geräumiger Saal. Hier versammeln sich die Brüder zu einem gemeinschaftlichen Mahle an Festtagen, denn sonst schreibt die Regel das einsame Essen in der Zelle vor. Man zeigte mir die saubere Küche und die Bäckerei, wo ein schmackhaftes Brot von feinerer und gröberer Qualität in Menge bereitet wird. Ein Wasserbecken, aus dem sich ein Kanal ergießt, versorgt die Mühle in einem nahen Hof. Das Sehenswürdigste jedoch, was man mir mit dem gerechtesten Stolz zeigte, ist die Apotheke, und ich betrat sie mit größerer Andacht, als mir die Kirche eingeflößt hatte. Die Vereinigung des medizinischen Heils mit der Sorge für die Seele ist eine natürliche und uralte Aufgabe dieser Klosteranstalten in einsamen Gegenden; die Mönche, welche der Arzneiwissenschaft obliegen, üben eine Tätigkeit aus, die weithin wirksam und wahrhaft preiswürdig ist. Die Natur der Berge ladet sie zu unausgesetztem Studium der Heilkräuter

ein, die hier in Fülle wachsen, und welche angenehmere Beschäftigung kann es geben, als in diesen Gebirgen an Fels und Fluß zu botanisieren, wunderwirkende Balsampflanzen zu sammeln und medizinisch zu bereiten?

Ein schöner Mönch, mit einem langen rötlichen Bart, so daß er einen Magier des Mittelalters trefflich darstellte, empfing mich in dem saubersten Tempel Äskulaps, den man sich vorstellen mag. Dieses Haus liegt nicht weit vom Eingange zum Kloster innerhalb der Ringmauer. Vor seiner offenen Galerie erfreut Auge und Sinn ein wohlgepflegter botanischer Garten voll von frischen duftigen Gewächsen mannigfaltiger Art, unter denen es auch nicht an Zierblumen fehlt. Blühende Stauden in großen Vasen schmücken die Terrasse. Tritt man durch die Glastüre in das Innere, so sieht man sich in einem reichen Apothekerladen. Der gelehrte Mönch zeigte mir mit Zuvorkommenheit seine Schätze in Flaschen und Gefäßen und machte mich bedauern, daß ich ihn nicht durch medizinische Teilnahme zu unterhalten verstand. Mittlerweile erschienen Landleute, sich Medikamente zu holen, welche unentgeltlich gereicht werden. Die Apotheke Trisulti ist weit und breit als eine Heilanstalt in diesen Bergen verehrt, so daß ihre Wohltat bis tief hinein in die fiebervolle Campagna Latiums empfunden wird.

Wenn nun die Orte der Umgegend vielfachen Gebrauch von den Heilkräften dieser Apotheke machen, so wird sie von den Klosterbrüdern selbst wenig in Anspruch genommen. Ich erinnere mich nicht leicht, Mönche so kräftigen Aussehens gefunden zu haben. Die Ruhe des Gemütes, eine immer gleich strenge Diät, und vor allem andern die köstliche Bergluft erhalten sie im Wohlsein, und ihre Nächte und Tage, durch wiederholtes Gebet und Kirchendienst unterbrochen oder ausgefüllt, werden sonst nicht in geistigen Anstrengungen hingebracht. Das Kloster besitzt zwar eine kleine Bibliothek, und es gibt Mönche, welche gelehrte Studien betreiben, aber im ganzen gedeihen solche in dieser Wildnis nicht. Ich überzeugte mich davon, als ich mit dem Bibliothekar, im großen Hof umherspazierend, mich

unterhielt, und da meine Fragen diesen würdigen Mann in Verlegenheit zu setzen schienen, so hielt ich es für passend, dergleichen Gespräche nicht fortzuführen. Ich verabschiedete mich von ihm, setzte mich in einem der Höfe nieder und betrachtete die Gestalten der umherwandelnden Brüder. In ihren schneeweißen Kutten nahmen sie sich stattlich aus. Es fiel mir auf, daß sie weder Bart noch Haare tragen. Denn jeden Monat wird zweimal auch das Haupt geschoren, bis auf die Korona oder den Haarkranz, welcher stehen bleibt. Nur die Laienbrüder tragen einen langen Bart, wie die Kapuzinermönche. Überhaupt gibt es hier manche Abstufungen unter den Brüdern, gleich jenen des mystischen Bundes der Pythagoräer.

Die in ihre Zellen verschlossenen Heiligen des äußersten Grades sah ich nicht. Das Schweigen, in welches diese sich hüllen, muß als das höchste von selbstquälerischer Entsagung betrachtet werden, wozu der fanatische Mensch es gebracht hat. Indem sie das Wort, den Schlüssel des Lebens und der Dinge, von sich werfen, bannen sie die Seele in eine entsetzliche Geistesstille, welche völliger Blindheit gleichkommt. Ein memento mori unterbricht sie nur als schauerlicher Gruß, den sie, einander begegnend, sich zurufen. Man sagt, daß diesen wandelnden Toten, oder Gespenstern bei lebendigem Leibe, gestattet sei, ihre Zellen mit einigen Liebhabereien zu schmücken; der eine erzieht sich Blumen in Scherben, mit denen er schweigende Gespräche führt; der andere weidet seinen Blick an einem geliebten Heiligenbilde, oder er pflegt einen Vogel im Bauer und horcht seinem Gesange, wenn überhaupt ein Vogel in solcher Geisterzelle singen mag. Bisweilen durchbricht die empörte Natur gewaltsam den Bann, der ihre göttlichste Lebensoffenbarung verschließt, und der Schweigende beginnt zu reden; dann wird er öffentlich mit Geißelschlägen gestraft. Es mag sein, daß in diesen ernsten, stummen Bergen die Qual des Schweigens erträglicher ist; denn hier scheint die Stimme Gottes allein zu reden, im Rauschen des Waldes, im Brausen der wilden Cosa, im Sturm und Donner der Wetterwolken, die sich um

die Berggipfel rollen. Und welche düstere Gemüter mag hier die Natur, die Zelle und die Klosterregel erziehen? Vermöchte der Blick in diese verschlossenen Seelenzustände hinabzudringen, er würde wohl das Ungeheuerste gewahren.

Aus solchen Betrachtungen erlöste mich glücklich das Abendessen. Mein flinker Diener meldete mir, daß es angerichtet sei, und Appetit wie Neugierde waren gleich groß. Keine Fleischspeise wird im Kloster genossen, der Gast muß sich eben der Regel fügen; Öl und Essig mag er dagegen zum Überdruß haben. Nun bestand mein Tisch aus folgenden Speisen: in Öl gesottene Makkaroni, vortrefflich zubereitet und mit Bergkräutern statt des Parmesankäses gewürzt; kalte grüne Bohnen in Öl und Essig; eine Flasche ungenießbaren essigsauren Weins; zur Nachkost ein Stück in Öl gebackener Torte. Obwohl ich meinen Wirten alle Ehre zu machen suchte, konnte ich doch nur wenig von diesen Speisen zu mir nehmen; ich begnügte mich mit Makkaroni und dem vortrefflichen Brot. Ich ging gesättigt hinaus, nachzusehen, wie mein Campagnole versorgt worden sei; er sagte mir, man habe ihm ein Brot und einen kalten Fisch zu essen gegeben.

Es war tiefe Nacht geworden, der volle Mond stand an dem klarsten blauen Himmel und erleuchtete das herrliche Bergtheater ringsumher. Die in Licht getauchten Bäume, die schwarzen Schatten der Felsen, schimmernde Dämpfe in den Tälern, das schauerliche Schweigen, durchbrochen vom melancholischen Ruf des Upupa, der großen Bergeule, oder von dem dumpfen Rauschen der Cosa — all das wirkte magisch um das Kloster her.

Um Mitternacht weckte mich die Glocke vom Turm: man läutete die Matutine — ich wußte, daß nun der Exzitator von Zelle zu Zelle ging, um die Mönche zu wecken. Nun beten sie die ersten vier Bußpsalmen, dann gehen sie hervor in die Kirche, wo sie drei Stunden lang die Matutine singen. In ihre Zellen zurückgekehrt, setzen sie auch dort noch die Gebete fort, und dann ist ihnen zur Erholung eine kleine Pause des

Schlafs gestattet. So geht es Nacht für Nacht. Ich horchte den Glockenklängen, die seltsam und gespensterhaft zu klingen schienen, und gern wäre ich zur Kirche hinuntergegangen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, die Heiligen zu stören. Ich schlief über den Gesängen ein, und als der Morgen graute, pochte mein Führer schon an meine Zelle, mich zum Ritt nach Veroli zu wecken.

Ich verließ das Kloster, ohne dem Superior meinen Dank sagen zu können, denn keine Seele zeigte sich außer dem Pförtner und dem Gastbedienten, welcher sich entschuldigte, mir den abends vorher zugesagten Kaffee nicht bringen zu können, denn auch für das Frühstück schreibe die Regel eine bestimmte Stunde vor. Dies war mir sehr unlieb, weil der Weg durch das Gebirge bis nach Veroli lang ist, und wir Kulturmenschen fühlen uns selten am Morgen in völliger Nüchternheit wohl aufgelegt. Indes tröstete mich Francesco mit einem Stück Brot, welches er zu sich gesteckt hatte, und die schmackhaftesten Brombeeren wurden mir von einem Strauch in unmittelbarer Nähe des Klosters gastlich dargeboten.

Der Morgen in dieser Alpennatur war von einer entzückenden Schönheit, der Blick in die wechselvollen Berge immer neu belebend. Eine Stunde lang ging es neben Abgründen fort, welche die Cosa durchrissen hat, dann senkt der Pfad sich zu langen und anmutigen Alpenwiesen nieder. Dies alles ist Eigentum der Kartäuser. Die Pferde des Klosters weideten dort rudelweise, und von Zeit zu Zeit sah man Ziegenherden; die Hirtenfamilien waren ums Feuer geschäftig, die saure Milch in Käse zu verwandeln. Kleine Meiereien, von denen viele Klostergut sind, unterbrechen bisweilen die Einsamkeit; ich fand deren von so reizender Lage in grünen Tälern und an frischen Bergquellen, daß ich die Menschen glücklich pries, die dort in Frieden ihre Tage zubrachten. Sie alle sahen wohlgenährt aus, und keiner bettelte den Reisenden an.

Nach mehreren Stunden erreichte ich, das Gebirge hinter mir lassend, die fruchtbare Campagna von Veroli und sah diesen

großen Ort auf einer wahrhaft bedeutenden Höhe vor mir. Er beherrscht ein erhabenes Theater, da der Blick über Latium bis ins Königreich Neapel dringt, und überall auf den blauen Vorhöhen in Ferne und Nähe weiße Kastelle und Städte sichtbar sind.

Veroli ist eine bischöfliche Stadt von einiger Betriebsamkeit; sie versorgt die Gegenden umher besonders mit Teppichen einer geringen, aber vielbegehrten Art, welche aus bunten Tuchstreifen gewebt werden — eine echt national-ciociarische Ware. Die Straßen sind enge und vielfach gewunden, manche Viertel von ganz labyrinthischer Anlage und voll von kleinen bizarren Häusern, die meist offene Galerien haben. Ich fand die Plätze mit Früchten des Sommers bedeckt, deren Wohlfeilheit hier nicht in Erstaunen setzt. Um diese Zeit bringt man hauptsächlich die großen Wassermelonen zu Markt, deren ich hier vortreffliche fand. Ein ausgedienter Soldat, Veteran noch aus napoleonischen Zeiten, hörte zufällig in dem Café, wo ich mich niedergelassen hatte, daß ich von der Certosa komme, und indem er sich zu mir setzte, brach er in eine wahrhaft begeisterte Schilderung des paradiesischen Lebens in jener Klostereinsamkeit aus; er sagte, daß es der letzte Wunsch seines Alters sei, dort als Laienbruder Aufnahme zu finden. Er würde sich, meinte er, sofort in die Pension des Klosters begeben, wenn er die Summe besäße, die man in die dortige Kasse einlegen müsse. Und hierauf nahm das Gespräch die gewöhnliche Wendung: er überschüttete das päpstliche Regiment mit all den Invektiven, die man täglich und aus aller Munde hören kann. Der ehrliche Veteran machte mich neugierig, das große Landgut der Kartäuser unterhalb Veroli zu sehen. Die Zeit drängte mich; ich beschloß demnach, die Stadt Frosinone, die mir so nahe lag, beiseite zu lassen und über jenes Gut nach Ferentino zu reiten.

Ich verließ Veroli während eines prächtigen Gewitters. Die Volskerberge und der Apennin standen in düsteres Blau gehüllt, und hastige Sonnenstreiflichter brachten auf diesem

finſtern Grund eine bezaubernde Wirkung hervor, wenn ſie dieſen oder jenen Berg, und hier und dort ein Schloß oder Kloſter, in hellſtem Widerſchein hervorhoben. Ich eilte, ſchon vom Regen erreicht, durch eine üppige und flache Landſchaft, zwiſchen Obſt- und Weingärten, und befand mich bald vor der Wirtſchaft der Kartäuſer. Sie würde in der Tat einem römiſchen Fürſten alle Ehre machen. Die Wirtſchaftsgebäude ſind anſehnlich, höchſt ſauber gehalten, und ſie vereinigen das Kloſterartige mit dem Schloßähnlichen. Auch hier ſchreibt die Kartäuſerregel vor, dem anpochenden Reiſenden Speiſe und Trank zu reichen und im Notfall Herberge zu geben. Ich begehrte weder das eine noch das andere, aber ich bat um die Erlaubnis, die Wirtſchaft beſehen zu dürfen. Der Inſpektor, ein robuſter Laienbruder in weißer Kutte und langem Bart, gab mir Einlaß und führte mich ſelbſt umher. Indem ich nun aus dem Vaterlande daran gewöhnt war, mir unter einem Gutsverwalter einen Menſchen von ziemlich derbem Weſen, mit hohen Stiefeln und Sporen, die Reitpeitſche in der Hand und den Fluch im Munde, vorzuſtellen, ſo erſchien mir ein Ökonom in der Mönchkutte und mit allen Manieren eines Heiligen als etwas höchſt Sonderbares. Es war auch der erſte Schritt, den ich in ſeiner Begleitung machen mußte, der Gang zur Kirche, die unmittelbar in die Wirtſchaftswohnungen hineingebaut iſt. Als wir in dieſe Kapelle traten, erkannte mein Führer nur zu bald, daß er einen Ketzer neben ſich habe, und der heilige Ökonom warf ſich mit einem tiefen Seufzer auf die Knie, in welchem ich mein Schickſal nach dem Tode und ſein wohlgemeintes Gebet um Errettung meiner armen Seele zu vernehmen glaubte.

Das Gut der Kartäuſer (Tiechiena genannt) iſt eine der reichſten Beſitzungen der Campagna. Tauſend Colonen gehören ihm an, arbeitspflichtige Menſchen, welche für den Genuß von Äckern einen Zins in Handdienſt und Frucht zahlen. Sechs Laienbrüder bewirtſchaften das Gut, ab und zu dort wohnend. Korn, Wein, Öl, Früchte werden in Menge gezogen; der Erlös

fällt den Zwecken des Kloſters anheim, von denen die erſten die der Wohltätigkeit ſind. Und im ganzen Lande wird dieſe der Kartauſe Triſulti nachgerühmt; ja, man ſagte mir, daß vor mehreren Jahren bei einer ſchweren Teuerung die Campagna durch eine geraume Zeit von dort aus mit Lebensmitteln verſorgt worden ſei. I certosini hanno governato la campagna per moltissimo tempo, dieſes Lob habe ich oft und an vielen Orten gehört. Und ſo will ich aus Dankbarkeit, wie einem Gaſt geziemt, mit ihm dieſe Blätter beſchließen.

Das Kap der Circe.

Von Terracina aus, wo ich die Ostern zubrachte, wollte ich nach dem Kap der Circe hinüber, wenn auch nur zu einem flüchtigen Besuch. Es liegt drei Stunden von dieser Stadt entfernt, obwohl die Durchsichtigkeit der Luft es weit näher erscheinen läßt. Wie an einem Bande scheint das herrlich geformte Vorgebirge an der langen Düne zu schweben, und diese läßt überall einen Strandsaum frei, auf welchem man wie über einen Teppich von Samt fortschreiten kann.

Es lockte mich sehr dies zu tun und zu Fuße nach dem Kap zu gehen. Aber Fischer in Terracina beredeten mich diesen Plan zu ihren Gunsten aufzugeben, und dies tat ich nur aus dem Grunde, weil ich nicht darüber gewiß war, daß der Strand von Büffelherden wirklich und an allen Stellen frei sei.

Diese Fischer waren eben über einen seltnen Fang erfreut: sie standen am Ufer mit anderm Volk, und alle folgten sie mit den Blicken einem Gegenstande, der sich von Weile zu Weile aus dem Wasser erhob und augenscheinlich mit einem Seile zusammenhing, welches an einem Pflock befestigt war. Es war eine gewaltige Meerschildkröte, die sich in den Maschen des Netzes verfangen hatte. Das arme Tier war mit einem eisernen Haken tief verwundet worden, dann hatte man es, einem Pferde gleich, an einem Bein mit dem Strick umbunden und so an dem Pfahle festgemacht. Nun strebte es gewaltsam sich loszureißen, und pausenweise hob es Kopf, Hals und einen Teil seiner dunkelroten Schale empor, um Luft zu schöpfen. So ließ man es die Nacht über in seiner Qual, und noch am Morgen sah ich diese Tartaruga an demselben Ort, als ich in die Barke stieg, um nach dem Kap zu fahren.

Vier kräftige Ruderer befanden sich in ihr und ein Diener des Gasthauses, den ich mit mir nahm, weil er in dem Ort San Felice auf dem Vorgebirge gelebt hatte, und daselbst mein Führer sein konnte. Die Barke faßte nur sechs Mann.

Es war 4 Uhr in der Morgenfrühe, als wir einstiegen. Der helle Mond stand am westlichen Himmel und warf noch, mit dem Nachtgrauen kämpfend, einen breiten goldenen Schimmer über die leise bewegte See. Dichte Nebel lagerten ostwärts über den Maremmen von Fundi und verhüllten den Felsen Sperlonga wie die Vorgebirge von Gaëta und Mondragone. Auch das Circekap trug noch einen Schleier, aus welchem nur die höchsten Zacken hervorragten.

Nur wer zwischen Mondesuntergang und Sonnenaufgang auf See gefahren ist, empfand, was die „heilige Frühe" ist, dieses ahnungsvolle Werden eines neuen Lebenstages. Wie der Urhauch der Schöpfung ist dieser tief aufströmende Meeresodem aus dem quellenden, endlos flutenden Element. Warum erweckt in uns das Meer, ja nur sein Anblick in der Ferne, oder nur das Rauschen seiner Welle, die sich in rhythmischen Zügen am Strande bricht, eine so tiefe Sehnsucht, wie sie auch die erhabenste Alpennatur nicht erregen kann? Vielleicht, weil da dieses unser kleines Ich, die persönliche Notwendigkeit, das in einem Punkt zusammengepreßte Bewußtsein der Natur, unmittelbar mit dem Unendlichen und Ewigen sich berührt, was nicht Geschichte und Zeit, nicht Grenze und Gestalt hat.

So fuhren wir in der frischen, belebenden Morgenluft schnell dahin, „von Wind und Ruder sanft geleitet", und immer deutlicher entfalteten sich das dunkle Kap, der weiße Ort auf seinem Vorberge und ein grauer Turm zu seinen Füßen am Meer. Nun aber will ich, ehe wir an jenem Wachtturm landen, ein paar Worte über die Geschichte dieses Mons Circeus oder Monte Circello sagen.

Seit alten Zeiten wurde der Ort der Circesage auf das schöne Vorgebirge verlegt, welches in seiner fast inselartigen Abgeschlossenheit, mit seinen dichten Waldungen, seinen von

balsamischen Kräutern erfüllten Abhängen auf der Landseite und seinen Tropfsteingrotten am Meer, ein wenigstens nicht unpassendes Lokal für das Zaubermärchen antiker Seefahrer darbot. Der Mons Circeus war in vorhistorischen Zeiten offenbar eine Insel, wie es heute die ihm naheliegenden Ponzaeilande sind, und wie es einst auch der Soracte gewesen ist. Erst allmählich, aber sicherlich schon unvordenklich lange vor den odysseischen Zeiten, verband sich diese Insel mit dem Land und wurde zum Kap. Die alten Geographen berichten, daß auf ihm eine Stadt lag mit dem Circetempel und dem Altar der Minerva, und daß man dort den Becher der Circe zeigte, aus welchem Odysseus getrunken habe. Auch der Grabhügel Elpenors mit daraus entsproßten Myrten wurde den Besuchern gezeigt.

Die Stadt Circeji oder Circöum war volskisch wie Anxur, das heutige Terracina. Die Römer eroberten sie und verpflanzten in sie eine Kolonie. Sie konnte niemals groß und mächtig sein, aber sie war durch ihre Lage eine der schönsten Festungen und zugleich ein reizender Aufenthalt. Lukull legte am Fuße des Kaps seine Fischereien an und baute sich eine Villa, und Lepidus wohnte in Circeji, als er vom Triumvirat zurücktreten mußte.

Die antike Stadt ging in ungewisser Zeit unter, vielleicht wurde sie von den Goten zerstört. Auf ihren Trümmern entstand der heutige Ort San Felice, dessen Kern wohl ursprünglich die alte Burg mit ihren mächtigen Zyklopenmauern sein mochte. Denn diese Arx Circaea oder Rocca Circeji wird in Urkunden und Geschichten des Mittelalters öfters genannt, und erst später erscheint der Name San Felice. Es gab in diesem Ort noch im 8. Jahrhundert einen Bischof. Die Circeburg galt als die festeste der ganzen pontinischen Maritima. Um ihren Besitz stritten daher die Gemeinde Terracina, die Grafen von Gaëta und die Fundi, während sie die Päpste als Oberherren beanspruchten.

Im Anfange des 12. Jahrhunderts, wo die Normannenherzöge Süditalien beherrschten, bemächtigten sie sich auch der

Circeburg, doch nur vorübergehend, denn die Päpste hüteten mit Eifersucht die Rechte der Kirche auf die Grenzstadt Terracina und das von dieser abhängige Kap. Am Ende desselben Jahrhunderts wurden die römischen Frangipani, welche Astura und viele andere Ländereien am lateinischen Meer besaßen, Herren der Circeburg, welche sie der Gemeinde Terracina zu entreißen wußten. Sie besaßen die Rocca Circeji lange Zeit. Oddo und Robert Frangipani verliehen sie an Roland Guidonis de Leculo, von welchem sie Innocenz III. an die Kirche zurücknahm.

In der Mitte des 13. Jahrhunderts erscheinen hierauf die Tempelherren als Besitzer dieses Vorgebirges, wo noch immer die Sage von dem Sonnenkind Circe fortlebte, und wo man einst die Schale des Odysseus gezeigt hatte, den Gral dieses antiken Zauberberges. Eine Urkunde vom 3. Mai 1259 besagt: daß Petrus Fernandi, Ordensmeister der Templer in Italien, aus Vollmacht des Meistergenerals Thomas Berardi „den Ort Sancti Felicis auf dem Monte Circego, welcher dem Orden durch Rechtstitel zugehöre", mit Genehmigung des römischen Ordenshauses der Templer auf dem Aventin (des heutigen Priorats von Malta) in Tausch gab an den Vizekanzler Jordan für das Casale Piliocta (heute Cechignola an der Via Ardeatina). Dies war derselbe Kardinal Jordan, der als Rektor der Campania und Maritima neun Jahre später mit Kriegsvolk vor Astura erschien, um im Namen der Kirche die Auslieferung Konradins von den Frangipani zu verlangen, was er, wie bekannt, zum Unglück des letzten Hohenstaufen nicht durchsetzen konnte.

Jordan war ein Edler von Terracina, aus dem mächtigen Hause der Peronti. Durch ihn mochte die Circeburg wieder an Terracina zurückgebracht sein oder in seiner Familie verbleiben, bis sie gegen das Ende des 13. Jahrhunderts an die römischen Anibaldi kam. Diese behielten das Kap bis zum Jahre 1301, wo es in den Besitz der Gaëtani überging.

Die Macht dieses Hauses hatte eben Bonifacius VIII. begründet; sein Nepote Petrus besaß bereits die volskischen Städte

Sermoneta und Norma und einen großen Teil des pontinischen, durch Viehzucht reichen Sumpflandes von Ninfa bis ans Meer. Diesem herrlichen Besitz, dessen sich seine Nachkommen noch heute erfreuen dürfen, gab Petrus Gaëtani durch den Erwerb des Circekaps den Abschluß. Er kaufte dasselbe mit allen Ländereien, die zu ihm gehören und noch heute den Titel „Feudum von San Felice" tragen, sowie auch mit dem fischreichen See von Paola, von Richard Anibaldi, dem Herren des Turms der Milizen in Rom, um 2000 Goldfloren. Seither besaßen die Gaëtani die Circeburg durch vierhundert Jahre. In dieser langen Zeit wurden sie nur einmal daraus vertrieben, und nur für zwei Jahre, als ihnen Alexander VI. alle ihre Kirchenlehn entriß und dem Sohne seiner Tochter Lucrezia schenkte, dem kleinen Rodrigo von Biseglia. Damals erhob er Sermoneta zum Herzogtum. Doch schon nach seinem Tode setzten sich die Gaëtani wieder in den Besitz ihrer Güter. Da sie zugleich Grafen von Fundi waren, welches auf der andern Seite Terracinas und nur wenige Millien entfernt liegt, so bildete das feste Circeschloß den Grenzstein ihrer Herrschaft am lateinischen Meer. Vom Söller ihres Palastes in San Felice überblickten sie in dem Ringe dieses schönen Panoramas ihr eigenes ausgedehntes Landgebiet von Fundi bis gegen Astura, von den Zyklopensteinen Norbas bis zum pontinischen Strande.

Erst im Jahre 1713 veräußerten sie das Kap; der Herzog Michel Angelo Gaëtani verkaufte es damals den Ruspoli in Rom, zugleich mit dem gaëtanischen Palast am Corso, welcher seither Palast Ruspoli heißt.

Hierauf ging das Kap im Jahre 1718 an die Orsini über, als Mitgift der Donna Giacinta Ruspoli; weil sich aber die päpstliche Regierung den Rückerwerb dieses alten Kirchenlehns vorbehalten hatte, mußten es die Orsini schon im Jahre 1720 der apostolischen Kammer um 100 000 Skudi abtreten. Diese behielt es fortan achtundachtzig Jahre lang, bis sie dasselbe im Jahre 1808 an den Fürsten Stanislaus Poniatowski verkaufte. So wurde ein polnischer Magnat, der letzte seines be-

rühmten Hauses, Herr des Kaps der Circe und blieb es vierzehn Jahre lang. Die päpstliche Kammer erstand es von ihm wieder im Jahre 1822. Mit dem Fall des Kirchenstaats wurde es endlich eine italienische Staatsdomäne.

Dies ist die kleine Chronik des Mons Circeus, und darüber ist die Sonne hinter den Bergen Gaëtas aufgegangen und der Mond verblaßt. Das Kap liegt jetzt vollkommen entschleiert vor uns. Die Morgensonne bescheint es mit einer fast nüchtern zu nennenden Klarheit, so daß all der magische Duft von ihm hinweggeweht ist.

Die wenigsten Dinge in der Welt vertragen zu große Annäherung, oder vielmehr das Verhältnis unserer Einbildungskraft zu ihnen verträgt sie nicht. Berge wie Menschen und ihre Taten, die Größe und der Ruhm, bedürfen meist einer Hülle von Luft und Licht, welche sie für die Phantasie geheimnisvoll macht und das kritische Bewußtsein ferne hält; sie werden oftmals minder groß und minder schön sein, wenn ihre Legende durch unmittelbare Nähe zerstört und das Medium der Illusion aufgehoben ist. Nicht grundlos ist das Bild der Isis in Schleier gehüllt.

Wie zauberhaft erscheint nicht den Blicken dieses Circekap, wenn man es von Astura, von den lateinischen oder volskischen Bergen, selbst noch von Terracina aus betrachtet, zumal im Abendglühen! Nun sah ich es vor mir, grau und grün von Farbe, und der Berg war wie mancher andere auch; was in der perspektivischen Weite als Inselgestalt sich darstellte, war dies nicht mehr, sondern es senkte sich jetzt in einen breiten Landrücken nieder und verzog sich in die pontinische Ebene. Die schönen Formen verschwanden; dichter Wald bedeckt das Kap bis zu den Gipfeln, während es von ferne gesehen aus nackten Felsmassen zu bestehen scheint, die von Lichtreflexen strahlen.

Ich landete am Wachtturm Vittoria, wo sich der Fuß des Vorgebirges in einen Strandsaum herabsenkt, ohne jedoch einen hafenähnlichen Landungsplatz zu haben. Es gibt daher keine Fischer und keine Barken am Kap. Der Turm ist ein vier-

eckiger Bau und wohl von den Gaëtani aufgeführt. Seine Besatzung ist wie die aller andern Strandtürme der Maritima seit dem Ende der päpstlichen Herrschaft eingezogen. Er dient jetzt den Doganabeamten zur Wohnung. Ein solcher kam auch sofort die hohe Treppe herab, die ihm bekannten Fischer zu begrüßen und ihren Fahrschein an sich zu nehmen.

Ich ließ die Barkarolen am Strande und stieg mit dem Führer nach San Felice hinauf. Die Lage dieses kleinen Orts und der schmale Weg, der zu ihm emporführt, erinnerten mich an Capri; doch hat das Kap sonst nichts oder nur wenig, was sich mit jenem Eiland vergleichen ließe. Nach einer Viertelstunde müheloſen Steigens über den von Myrten und Lentiscussträuchern bedeckten Abhang, an einigen Trümmern vorüber, erreichte ich den Ort, dessen Lage wahrhaft schön ist.

San Felice steht auf einem natürlichen Flächenraum von mäßiger Breite; hinterwärts ragen darüber die waldigen Wände des Kaps auf, vorwärts breitet sich die sonnige Ferne aus und unten in der Tiefe das blaue Meer. Das Städtchen hat nur wenige und geradlinige Straßen, welche das Baronalschloß und die neben ihm stehende ansehnliche Kirche überragt. Vor dem Palast liegt der Platz oder die Hauptstraße. Die Häuser sind meist einstöckig und ohne jede monumentale Architektur. Ich war daher nicht wenig erstaunt, einen so alten, vom Weltverkehr so ganz abgeschiedenen Ort als offenen Borgo von gleichgültigem Charakter zu finden. Denn daß San Felice die Stelle des alten Circeji einnimmt, kann nicht bezweifelt werden, weil es sonst nirgends auf dem Kap eine gleiche große Fläche gibt, wo eine Stadt gebaut werden konnte.

Alle antiken Reste sind hier verschwunden. Zwar nimmt der Palast der Gaëtani offenbar die Stelle einer mittelaltrigen Burg ein, die wohl schon vor der Herrschaft jener Barone von irgendeinem ihrer Vorgänger angelegt war, aber dieses Baronalschloß war nicht die alte Arx Circeji. Denn diese lag über der heutigen Stadt auf einer hohen Felsenmasse, wo noch Reste von zyklopischen Mauern aus fünf Fuß dicken und ebenso langen

Steinen erhalten sind. Ich kam darum, diese Reste zu sehen, wegen meiner falschen, vorgefaßten Meinung, daß der Palast Gaëtani auf den Trümmern der alten Arx erbaut worden sei.

Dieser Palast bildet ein großes Viereck mit einem geräumigen Hofe, welcher ehemals Burghof war. In seiner Mitte steht eine prächtige Gruppe von hohen Oleandern und Myrtenbäumen. An einer Mauer liegen sechs marmorne Säulenbasen, die einzigen Altertümer, die ich in San Felice wahrnahm. Vergebens suchte ich nach Wappenschildern und Inschriften des Mittelalters über den Türen, von denen nur eine einzige gotische Form zeigte. Von dem älteren Schloßbau stammt noch der viereckige Turm her, an welchen sich das Hauptgebäude anlehnt, aber auch er ist erneuert. Der Umbau dieses Baronalschlosses gehört einer spätern Epoche der Gaëtani, welche sich wohl im 17. Jahrhundert hier gemächlicher einrichteten, um ab und zu einige Wochen in diesem Schlosse zuzubringen. Die gründlichste Veränderung erfuhr dasselbe hierauf durch Poniatowski.

Er hat das Innere neu ausgebaut, Säle und Zimmer angelegt und mit Malereien schmücken lassen. Die jetzt öde Wohnung war sicherlich ein reizender Sitz, und kein schöneres Asyl konnte der Neffe des Königs von Polen wählen als dieses Circekap. Er kam oft hierher, von Rom, wo er die Villa vor der Porta del Popolo besaß, die noch seinen Namen trägt. Er scheint ein Wohltäter dieses kleinen Orts gewesen zu sein: er verbesserte ihn, legte eine Fontäne und einen Weg zum Strande an, er lohnte reichlich die ihm geleisteten Dienste und Arbeiten.

Neben dem Städtchen erbaute er sich auch ein Kasino, welches jetzt wie der dazu gehörige Garten in gänzlichem Verfalle liegt. Es steht am Rande der Hochfläche über dem Meer, und ist deshalb das herrlichste Belvedere, welches man sich denken kann.

Wie ich gesagt habe, verkaufte Poniatowski das Kap im Jahre 1822; bald darauf verkaufte er auch seine Villa und

Antikensammlung in Rom und zog nach Florenz, wo er im Jahre 1831 starb.

Das Volk von San Felice zählt 1200 Seelen. Seine Beschäftigung ist Weinbau und Ackerbau auf den fruchtbaren Feldern zu Füßen des Kaps. Es gab früher einige Industrie, namentlich in Gefäßen von Ton, auch gaben die Alabastergruben Beschäftigung. Diese Nahrungszweige sind eingegangen. Doch schien mir die Bevölkerung nicht gerade Mangel zu leiden oder in bettelhaftem Elend zu leben. Es gibt hier nur eine Herberge sehr primitiver Natur, die Kaffeeschenke auf dem Platz, und dort hätte ich übernachten müssen, wenn ich den Gipfel des Kaps besteigen wollte, wie es wohl mein Wunsch war, weniger um die antiken Gemäuer zu sehen, welche dort oben als Reste des Circetempels gezeigt werden, als um die unvergleichliche Aussicht zu genießen. Denn in klarer Luft, so sagte man mir, sieht man von der Spitze des Kaps, welche etwa 1900 Fuß beträgt, das Kloster Camaldoli oberhalb Neapel und die Peterskuppel von Rom.

Von San Felice kann man am bequemsten zum Gipfel des Berges steigen, denn dorthin führen Felsenpfade durch das dichte Waldgebüsch. Man braucht jedoch viele Stunden, um sich emporzuarbeiten. Ich begnügte mich dem ganzen Kap entlang zu gehen, und dies kann man nur auf der Landseite tun, denn auf der Meeresseite fallen die Felsen so schroff ab, daß sie keinen Strandsaum übrig lassen. Die Entfernung von San Felice bis zu dem Punkt, wo der breite Landrücken des Kaps wieder das Meer trifft, also beim Kanal von Paola, beträgt drei Millien, und dies ist auch die Länge des Kaps, während seine Breite auf eine Millie oder weniger berechnet wird.

Ich ging von San Felice erst eine kurze Strecke auf einem bequemen Wege fort und stieg dann über den Felsenabhang in die bewaldete Ebene nieder. So wanderte ich am Fuße des Kaps fort, dessen ganze Gestalt ich stets vor Augen hatte. Es ist eine mächtige Pyramide, deren höchste Spitze am äußersten Ende nach Westen zu sich emporstreckt. Bis zum Kamm hinauf

ist der Berg landwärts mit Eichenwäldern und anderm Gebüsch bedeckt, aus dem hier und da schroffe rote Steinmassen hervortreten. Die Wände erheben sich oft perpendikulär und scheinen ein Dach zu tragen, auf dessen First man zum höchsten Punkte gelangen kann. Das ganze Kap scheint überhaupt wie ein einziges schräg absinkendes Dach sich bis zum Gipfel fort zu erstrecken, doch unterscheidet man zehn Berge oder Gliederungen des Vorgebirges, welche ihre besondern Namen tragen. In den Ritzen des Felsgeklüftes wächst wild die Zwergpalme; von dort pflegen sie die Gärtner Roms zu holen. Viele Palmen dieser Gattung, welche den Pincio zieren, sind auf diesem Circekap gewachsen.

Ich kam erst durch ein Gebüsch von Myrten, Lentiscus und Erika, die hier baumartig aufstreben; dann folgten hohe Korkeichen, immergrüne und deutsche Eichen. Die nordische Eiche, welche bei uns am spätesten zu grünen beginnt, ist in diesem Klima einer der frühesten Bäume. Ich fand sie längs des Kanals der Linea Pia schon im vollentwickelten Schmuck ihres Laubes, während der Ulmbaum noch nicht soweit vorgeschritten war. Der schöne Wald am Kap trägt den Namen Selva Plana. Zahlreiche Herden von Schafen und Rindern weideten in ihm, und sie gaben dieser stillen Landschaft den Charakter einer großen Idylle.

Wenn man überhaupt auf diesem Kap eine Stelle für das Tal und den Palast der „hehren melodischen Göttin" Circe suchen will, so gibt es dafür entweder nur auf der Hochfläche von San Felice selbst oder an diesen Abhängen ein passendes Lokal. Denn hier sind, wenn auch nicht eigentliche Täler, so doch breite Flanken des Berges, wo das homerische Zauberschloß zugleich in schattiger Waldeinsamkeit und in „weitumschauender Gegend" gedacht werden kann. Eine unerschöpfliche Flora wuchert hier. Vielleicht blüht darunter auch das heilsame Kraut Moly, welches Hermeias dem duldenden Odysseus darreichte:

Schwarz war die Wurzel zu schauen und milchweiß blühte die Blume.

Weil aber der Held selber sagt, daß es den sterblichen Menschen zu graben schwer sei, so werden die Botaniker darauf verzichten müssen, es ohne eines Gottes Beistand aufzufinden.

Die Phantasie des Volks hat übrigens auf dem Kap keinen eigentlichen Ort als Wohnung der Circe festgestellt. Die Sage selbst lebt hier mehr als Name der Maga Circe, denn als Fabel fort. Ihr Dasein ist ein künstlich archäologisches. Man scheint sich die Maga als eine Lorelei zu denken, welche Schiffe an sich zog und stranden machte. Man sagte mir, daß sie endlich durch ein fremdes Schiff überlistet worden, welches ganz aus Kristall gebaut gewesen sei. Dorthinein habe man die Zauberin gelockt und dann entführt. Seither sei ihre Spur verschwunden. Ich glaube kaum, daß die Einbildungskraft dieses nüchternen und hart arbeitenden Volks auf dem Kap an dem schönen Circemärchen weiter dichtet. Und vielleicht machte sich mein Führer nur ein Vergnügen daraus, mir zu erzählen, daß in der Zeit seines Aufenthaltes in San Felice eines Morgens ein Wachtposten am Turm del Fico bewußtlos aufgehoben wurde, weil er des Nachts einen Hund mit feurigen Augen magische Kreise um ihn her hatte schlingen sehen.

Als ich aus dem prächtigen Walde trat, lag der See von Paola vor mir zur Rechten, links der Meeresstrand und über ihm am Ende des Kaps ein großer Turm, die Torre di Paola. Der See zeigte sich als ein grauer melancholischer Wasserspiegel, zwischen flachen Ufern, ein wahrer Maremmensee. Er zieht sich landwärts mehrere Millien weiter fort. Zwei kleine sehr alte Kirchen stehen an ihm, San Paola und Santa Maria della Surresca genannt. In alten Zeiten hing er mit dem Meere zusammen und bildete einen Hafen. Nachdem er sich geschlossen hatte, wurde seine Verbindung mit jenem durch einen Kanal hergestellt.

Lukull hatte dort eine Villa und seine berühmten Fischereien. Auch im Mittelalter betrieb man daselbst Fischfang und Entenjagd (die wilde Ente heißt hier Folaga), so daß die alte Kanalisierung des Sees wohl nur zeitweise in Verfall geriet.

Innocenz XIII. ließ das stattliche Kasino und die Kirche aufführen, die noch am Kanal stehen, doch verwitternd und verlassen, und andere Häuser unmittelbar am Seeufer, Wohnungen für Fischer und Aufseher oder Magazine. Heute hat ein Spekulant aus Sperlonga die Fischerei des Sees gepachtet, für die geringe Summe von 7500 Lire jährlicher Abgabe.

Die warme Mittagssonne flammte auf diesem bleifarbenen See in der tiefsten Wildnis von Sümpfen und Wald. Kaum regten sich die hohen Binsen und die Tamarisken an seinem Ufer; kein Nachen war auf ihm sichtbar: diese düstere versumpfte Stille ringsumher hatte etwas Märchenhaftes.

Wir schritten auf die Häuserreihe am Ufer zu, einem ummauerten Garten entlang, der von Poniatowski angelegt wurde und jetzt ganz verwildert ist. Am Eingang eines Hauses saß ein Fischerweib mit ihren Kindern, die keineswegs fieberkrank, sondern frisch und blühend aussahen, unter weit umhergestreuten Netzen, Stangen und anderm zum Fange dienenden Geräte. Nun kamen auch Männer hervor und mit ihnen der beglückte Fortsetzer der lukullischen Geschäfte, jener Spekulant aus Sperlonga. Dieser Mann befahl einem jungen Knecht, mir die Fischbehälter zu zeigen. Wir bestiegen demnach einen Sandalo.

Ich sah hier zum erstenmal das Fahrzeug, welches so genannt wird, und hörte hier zuerst diesen Begriff in der lebenden Sprache. Denn er ist alt; ich kannte ihn bereits aus Urkunden, welche das pontinische Sumpfland betreffen. So wird in einer solchen vom Jahre 1223 der Abtei Grotta Ferrata das Recht verliehen, zu halten duos sandalos ad piscandum in Lacu Folianensi: zwei Sandalen zum Fischen im See von Fogliano. Der Sandalo ist das Fahrzeug für Sumpfwasser, viereckig und platt; die Größe richtet sich nach dem Bedürfnis. Er ist Lastschiff und Reisekahn zugleich. Von den ältesten Zeiten herab hat sich demnach Name und Gebrauch dieses Bootes erhalten, welches ohne Zweifel von seiner Form so genannt wird. Auf solchen Sandalen fuhren wohl schon

in Römerzeiten die Reisenden, wenn sie beim Forum Appii auf dem Kanal Decemnovius eine Strecke im Kahn zurücklegten.

Die Fischbehälter befinden sich in der Nähe des Ufers; sie bilden einen Zusammenhang von Kammern, die mit Geflecht umzogen sind. Ich hatte gehofft, hier das seltenste Aquarium zu sehen, aber meine Täuschung war groß; denn weder in diesen Behältern, noch in den gemauerten antiken Bassins, welche noch heute benutzt werden, bekam ich auch nur einen einzigen Fisch zu sehen.

Ich ging vom See längs des Kanals zurück, um an das Meer zu gelangen. Dieser Kanal von römischer Anlage ist etwa 30 Fuß breit und zu beiden Seiten aus Backsteinen aufgemauert. Innocenz XIII. ließ ihn im Jahre 1721 wiederherstellen. Massive Schleusen sperren ihn gegen den Meeresandrang; man öffnet dieselben, um die Fische hereinzulassen, deren ich dort auch einige sah. Das eine der Schleusenwerke dient zugleich als Brücke. Ich fand auf dieser eingemauert das Wappen der Conti, den Campagnaadler mit Schachbrettwürfeln, und darunter folgende Inschrift, das Denkmal jenes Papstes vom Hause Conti: Quod Inter Mare Tyrrhenum Lacumque Circejum Pristino Aquarum Restituto Commercio Carolo Collicola Aerario Ac Rei Marittimae Praefecto Piscatorio Urbis Foro Fisci Rationibus Ac Publicae Utilitati Providerit Anno Pont. Primo.

Mitten in der circeischen Wildnis, am äußersten Ende des alten päpstlichen Landgebietes, mutete mich diese Inschrift auf dem bleichen Marmorstein mit so historischer Kraft an, als gehörte sie einer viel längeren Vergangenheit, ja als stände sie in gleicher Zeitlinie mit der berühmten Inschrifttafel im Gemeindehause von Terracina, die das Andenken der Austrocknung der Pontinischen Sümpfe durch den großen Gotenkönig Theodorich verewigt. Der Zeitraum von zwölf Jahrhunderten, welcher zwischen beiden Tafeln liegt, umfaßt beinahe die ganze Entwicklung des Abendlandes seit dem Falle des Römerreichs; er erscheint deshalb sehr groß — aber was sind im Weltleben

zwölf Jahrhunderte? In Wahrheit nur ein Gestern und nichts mehr. Auf andern Lokalen wird man sich der vielen und langen Umwandlungen des menschlichen Geistes deutlicher bewußt, aber in diesem Pontinischen Sumpfe scheint die Zeit als eine unterschiedlose gleichgültige Fläche sich auszudehnen.

Ich empfand niemals so sehr, wie schnell die menschlichen Dinge legendär werden, als vor dieser Inschrift. Das weltliche Reich der Päpste, welches erst vor kaum drei Jahren für immer zu Fall kam, dünkte mich hier schon eine Mythe, auf deren Geschichtlichkeit man sich besinnen muß, wie auf die Herrschaft der Goten. Viele unauslöschliche Spuren haben die Päpste dem Lande eingedrückt, welches sie von Etrurien herab bis zum Circekap beherrschten. Wenn die gesamte historische Gestalt des Christentums wird vergangen sein, wenn die Dogmen und der Kultus der Kirche für die kommenden Geschlechter nur noch eine kulturgeschichtliche Bedeutung haben werden, wie sie heute für uns der Tempeldienst des Ptah und des Osiris hat, so wird man die Wappenschilder, die Inschriften und Denkmäler der mächtigsten aller Priesterkönige, die man Päpste nannte, mit noch größerer Wißbegierde aufsuchen als heute die Monumentalinschriften des Altertums; und die Ruinen des Sankt Peter und des Lateran werden für den Betrachter und Forscher Gegenstände tieferer Teilnahme sein als die Riesenmassen des Kolosseums und die Trümmer der Tempel und Thermen Roms.

Die Päpste haben vieles mit großem Römersinn zu schaffen vermocht. Selbst die Sümpfe hier bezeugen es. Denn seit jenem Gotenkönig Theodorich waren es zuerst wieder Sixtus V. und Pius VI., welche die Via Appia und das pontinische Kanalsystem herstellten. Jetzt hat die Regierung Italiens mit ihrem Erbe auch die Aufgabe übernommen, Begonnenes fortzuführen und noch Größeres zu leisten. Die Zeit, welche seit dem Untergange des Dominium Temporale verfloß, ist noch zu kurz, als daß man jener einen Vorwurf daraus machen könnte, daß sie noch nicht an die Vollendung des Hafens von

Terracina gedacht hat. Dringender aber als dieſe wäre der Ausbau deſſen von Brindiſi, da er dem ganzen Süditalien ein neues Leben und den Handel mit dem Orient zurückgeben würde.

Ein Blick auf die Bucht Paola am Circekap, wie ſie ſich hier unter dem Schutze des Vorgebirges als Ankerplatz darbietet, lehrt, daß auch ſie noch eine Zukunft haben wird. Hier iſt die einzige Stelle am Kap, wo man landen kann. Dort ſtieg alſo Odyſſeus aus:

Dort mit dem Schiffe gelangt an den Felsſtrand, lenkten wir heimlich
Zur herbergenden Bucht, und ein Gott war unſer Geleiter!

Dort landete Tiberius, als er von Aſtura herkam; dort die Sarazenen, welche mehrmals das Circekap plünderten. Noch dauert der von den Gaëtani erbaute viereckige Küſtenturm, Torre di Paola, ein ſchartiger und verwitterter Held, welcher manchen grimmigen Kampf mit den Meerpiraten beſtanden hat.

Er ſteht auf einem Felſenvorſprung unmittelbar am Kap, welches hier ſeinen ſchönſten Gipfel emporſtreckt. Das Meer und der Kanal ſind nur wenige Schritte entfernt.

Dieſe Stelle am Turm war das ſchönſte Ziel meiner Wanderung. Es iſt eine köſtliche, von der homeriſchen Sage durchdrungene Meereseinſamkeit. Die Saracinesca iſt zerfallen; Fenſter und Türen ſind zugeſperrt, ſo daß ich vergebens einzudringen verſuchte. Das bleiche Salbkraut wächſt auf dem grauen Gemäuer, und vom bittern Seewind verdorrte Halme wilden Korns ſchwanken ringsumher, während die Felſen droben von purpurroten Mooſen glühen. Alles iſt hier wie in Schlummer verſenkt. Die Meereswelle rauſcht an dem ſtillen Ufer in gleichförmigen Takten, welche alles Gegenwärtige in Schweigen begraben und ferne Bilder und Erinnerungen in der Seele wachrufen. Manchmal fliegt aus dem Myrtendickicht am Ufer ein Falk auf, einen hellen Jagdruf ausſtoßend, dann zieht er ſeine geiſterhaften Kreiſe weiter über Sumpf und See.

Die blendendweiße Düne umfaßt das blaue Meer in meilenweiter sanft gebogener Linie, bis wo sie sich nach Astura hin in Duft verliert. Hinter ihr liegen Wälder und Sümpfe als schwarze Massen. Sie verdecken andere Maremmenseen, den Lago di Caprolace, dei Monaci und Fogliano, welche eine ähnliche Beschaffenheit haben wie der See von Paola, aber hafenlos sind.

Soweit mein Blick diesem schönen Strande folgte, sah ich ihn vollkommen leer; nicht Hirt noch Herden entdeckte ich auf ihm. Keine Barke war irgend am Ufer sichtbar; nur drei oder vier weiße Segel schwebten auf dem Meer in der Richtung von Astura. Aus der Ferne flimmerte ein Turm, entweder die Torre di Fogliano oder das größere Schloß Astura. Man kann bis dorthin, ja bis Ostia am Strand entlang wandern oder reiten. Im Altertum aber ging hier hinter den Dünen entlang die Via Severiana bis zum Kap und um dasselbe herum nach Terracina. Ihre Stationen waren von dieser Stadt aus: Ad Turres, Circejos, Turres Albas, Clostra Romana, Astura und Antium.

Von der Höhe über dem Turm Paola blickt man in das weite strahlende Meer, aus welchem Ischia und die Ponzainseln deutlich auftauchen. Unter sich hat man die schroffsten Felsenabstürze von grauen oder rötlich glühenden Massen, so daß man hier durchaus an den Monte Solaro in Capri erinnert wird. Ich stieg wieder zum See hinab und kehrte dann auf derselben Straße nach San Felice zurück.

Nach zehnstündigem Fasten, nach der Meerfahrt, dem Wandern und Klettern in der schon wirksamen Sonnenwärme labten wir uns, mein Führer und ich, mit Wohlbehagen an den herrlichen, durststillenden Orangen dieses Landes. Das Zimmer der Kaffeeschenke war von Bewohnern des Kaps angefüllt, zum Teil großen und schönen Männern, doch ohne besonderes Kostüm. Man zeigte mir einige von ihnen mit der Bemerkung, daß sie beim Papst gedient haben, was unter den jetzigen Verhältnissen als etwas Besonderes, und zwar Ehrenvolles betrachtet zu

werden schien. Man sagte mir auch, daß bis zur letzten Umwälzung die Besatzung aller Strandtürme von Terracina bis nach Porto d'Anzio aus San Felicianern bestanden habe.

Ein Fischer war heraufgekommen, meine Rückkehr zu erwarten oder zu beschleunigen; denn wie ich schon vom Turm Paola aus beobachtet hatte, war mittlerweile der Wind stärker geworden und das Meer mit Wellenschaum bedeckt. Beim Gedanken an eine mehrstündige Fahrt gegen Wind und Wogen war mir dies ein nicht gerade erfreulicher Anblick.

Wir stiegen an einer andern Stelle des Abhangs herab zum Strande, wo sich einige antike Trümmer zeigten. Es würde wohl belohnend sein, hier einige Tage zu verbringen, auf den Felsen umherzuklettern, die schönen Höhlen zu sehen und die Türme del Fico, Cervia und Moresca zu besuchen, welche dort auf vorspringenden Rändern des Kaps stehen. Auf dem Strande fortschreitend gelangten wir wieder zum Turme Vittoria und bestiegen die Barke.

Alle sie stiegen hinein, auf Ruderbänke sich setzend,
Saßen gereiht, und schlugen die graufiche Woge mit Rudern.

Wir blieben eine Millie weit vom Strand entfernt. In Wahrheit nur wie eine Nußschale erschien mir die Barke auf dieser wogenden Flut, bald über die Linie des Horizonts und die Berggipfel im Hintergrunde hoch aufsteigend, bald tief unter dieselbe hinabtauchend. Dies machte mir großes Vergnügen, weil ich das bewegte Meer nicht fürchte und niemals auf ihm seekrank werde. Die Ruderer arbeiten mühsam, und mit fehlloser Kunst vermieden sie hier und benutzten sie dort jeden stärkeren Wellenzug. Ich sah dort in der Tat, was „ein gleichschwebendes" Meerschiff sei, denn unsere Barke hing fest und sicher in ihren vier Rudern, welche ihre Arme und Anker zugleich zu sein schienen. Es war indes eine harte Arbeit vorwärts zu kommen, und schon hatten sich die Ruderer mehr als zwei Stunden lang angestrengt, als wir uns erst dem Turme Badino gegenüber befanden.

Dieſer Turm und ein Kaſino neben ihm bezeichnen die Stelle, wo ſich der Portatore, ein Arm des pontiniſchen Kanals, ins Meer ergießt. Molen ſind daſelbſt aufgeworfen. Die Fiſcher beſchloſſen hier unter Wind zu kommen und, ſtatt die ermüdende Seefahrt fortzuſetzen, auf dem Kanal nach Terracina zu fahren.

Die Brandung wälzte ſich in hohen grauen Wogen in die Mündung des Portatore; die Barke taumelte darüber hinweg, und wir fuhren alsbald unter einer Zugbrücke in den mehr als ſtillen, völlig toten, ſumpfſchwarzen Waſſerarm ein. Aus ihm gelangten wir ſodann in die Linea Pia, welche in gerader Richtung nach Terracina führt. Sie iſt auf beiden Seiten mit hohen Ulmbäumen eingefaßt, und um ihre Ufer blüht der reichſte Flor von gelben Waſſerlilien. Stellenweiſe war der Kanal verſumpft oder mit wucherndem Pflanzenwuchs buchſtäblich angefüllt. Es ſtiegen daher drei Ruderer aus der Barke und zogen dieſe, auf dem Lande fortgehend, an einem Seil weiter.

Zu jeder Zeit im Jahre wird die Linea Pia ſtreckenweiſe gereinigt, und ebenſo ſchnell füllt ſie ſich wieder mit dem dichten Gefaſer der Sumpfgewächſe. Die Reinigungsmethode iſt ſehr einfach: man treibt nämlich von Stelle zu Stelle ein Rudel von Büffeln in den Kanal und läßt von ihnen das Sumpfkraut niederſtampfen. Dieſe Tiere ſtreben natürlich ſich zu befreien und das feſte Land zu gewinnen, nicht weil ſie das Waſſer ſcheuen (ſie ſind im Gegenteil Sumpftiere), ſondern weil die Arbeit des Stampfens und Zerreißens ſo dichter Pflanzengewebe auch ihre gewaltigen Kräfte bald ermüdet. Aber die ſie begleitenden Treiber ſtoßen ſie mit langen Lanzen in das Waſſer zurück, und hinter dem Rudel fahren noch andere Peiniger auf dem Sandalo, den Speer in der Hand. So ſah ich folgenden Tages an der Appiſchen Straße bei der Station Meſa dieſe wilde Sumpfſzene, und nichts Sonderbareres kann man ſich vorſtellen, als jene im Kanal zuſammengedrängten ſchwarzen Untiere, welche Nilpferden ähnlich ſcheinen, ihre mächtigen Häupter mit zurückgewendeten Hörnern ſchnaubend

aus dem Wasser heben und so schwimmend und stampfend dahergezogen kommen.

Je mehr wir uns Terracina näherten, desto belebter wurde der Kanal. Viele belastete Sandalen fuhren auf ihm daher; auf manchen saßen Männer in guter bürgerlicher Kleidung, welche Reisende zu sein schienen und wohl pontinische Landbesitzer sein mochten.

Wir stiegen aus dem Boot an der Brücke beim großen Militärhospital. Ich ging sofort zum Ufer, neben dem Gasthaus, um zu erfahren, was aus der Riesenschildkröte geworden sei. Sie lag jetzt auf einem zweirädrigen Karren mit Stricken umbunden und sorgsam in eine Hülle von Bast gewickelt, wie als wollte man sie vor Erkältung schützen. Viel Volk stand umher, sie zu betrachten. Ihre starke Schale war vom schönsten Braun mit schwarzen Flecken; ihr Kopf wie eines Adlers Kopf, selbst das Maul hatte Schnabelform. So lag sie noch lebend und blickte aus geöffneten Augen mit stoischem Gleichmut die Gaffer an. Vielleicht wollte sie sagen: ein wieviel gräulicheres Geschöpf als ich, bist du, o Mensch, tausendmal grausamer und gefräßiger als der Hai, da du selbst die Ungetüme des Meeres ihrer Tiefe entreißest, um sie dann in deinem Magen zu begraben, dem großen Schlund und Abgrund der lebenden Welt! Nachts sollte die Schildkröte ihrem letzten Schicksal entgegengeführt werden, nach Piperno nämlich im Volskergebirg, wo man sie als Fastenspeise verkaufen wollte.

Neapel.

1.

Seit der Revolution des Jahres 1848 ist Rom noch stiller geworden, als es schon seinem Charakter nach immer sein mußte; Freude und Lebenslust sind aus dem Volke gewichen; der Vermögende hält sich ruhig daheim; die arbeitende Klasse ist gedrückt. Immer seltner werden die Volksfeste; der Karneval verfällt, selbst die sonst so heitre Oktoberfeier, welche die Menge vor die Tore ins Freie trieb und beim Becher und Saltarello fröhlich sein ließ, ist fast hingeschwunden. Rom ist eine große Ruine der Zivilisation, durch welche nur Prozessionen von Geistlichen einherziehen, und die nur vom Klange der Glocken und kirchlicher Musik belebt wird. Alles Lebendige scheint dort von der Kurie, den Kardinälen, Priestern und Mönchen allein auszugehen. Das Volk verhält sich nur anschauend. Betrachtung ist hier alles; gleichviel ob ihr Gegenstand die römische Ruine sei, oder die Galerie des Vatikan, oder eine Funktion in Sankt Peter und in der Sixtinischen Kapelle, wo der Papst und die Kardinäle in ruhender Stellung sich immer gleich zu einem fertigen Bilde gruppieren, welches man so anschaut, als wäre es bereits auf die Leinwand getragen. Selbst auf dem Corso, wo der Römer mittags und abends gravitätisch einhergeht, bewegt er sich nicht, um sich zu bewegen, er findet sich dort ein, um die schönen Frauen zu bewundern, die in Karossen auf- und abrollen.

Nun Neapel. Diese fieberhafte Erregung der Lebenstätigkeit, dieses allgemeine Mit- und Ineinanderhandeln des gesamten Volkes ist ganz erstaunlich. Die Stadt scheint in fortdauernder Revolution; nichts bleibt, alles fließt, strömt von Lebens-

flut. Gleich groß das Gewühl am Hafen, gleich groß auf den Kais, den Märkten, dem Toledo, und glaubt man sich aus ihm auf Capodimonte, den Vomero, oder den Posilip gerettet zu haben, so gerät man in ein neues Chaos strömender Menschenverwirrung. Man hat hier keine Zeit und keinen Raum. Man kann nicht betrachten; wo man auch sei, überall sind die Sinne in beständigem Verteidigungskriege. Selbst die strahlenden Lichter des Meers und der Küsten machen unruhig; sie blenden das Auge und regen die Phantasie auf. Auch nicht in tiefster Nacht hat das Ohr vor dem Lärm der Stimmen und dem Rollen der Wagen Ruhe.

Ich war zum Kastell Sant Elmo, nach dem Kloster San Martino hinaufgegangen. Der fürstliche Bau der Benediktiner, der kaum seines Gleichen an Pracht noch an Lage haben mag, prangt hoch über Neapel auf dem Vomero, wo er eine überwältigende Aussicht auf den ungeheuren Golf, seine Inseln und die vom Posilip bis unter den Vesuv hin sich ausbreitende Stadt darbietet. Hier dachte ich das schweigende Neapel ruhig zu betrachten. Aber selbst bis zu dieser Höhe stieg das Brausen der Stadt empor, vernehmlich wie eine nimmer ruhende Brandung; es schien, als kämpfte das Volk dort unten mit wildem Getöse eine Revolution durch. Fragt man, weshalb und was diese Tausende von Stimmen unablässig zu rufen haben, so muß man sich endlich sagen: nichts weiter als Genuß; sie bieten alle nichts als Genüsse aus. Ein neben mir stehender Benediktiner versicherte mich, daß er aus diesem brausenden Gewoge von Stimmen mit Entschiedenheit einzelne Worte fruchtausgellender Weiber heraushöre. Und was bieten sie nicht aus? Was schaffte diese gesegnete Erde oder industrieller Menschenwitz, was dort nicht seinen Ausruf fände, vom Thunfisch im Wasser, vom Pfirsich auf dem Baum bis zum Pulcinella auf der Straße und dem hölzernen Heiligen, der eben fertig aus der Werkstatt kam. Nur das schöne Mädchen wird nicht ausgeschrien; der bleiche Ruffiano wankt den Toledo entlang und zischelt im Vorüberschleichen, wie die Schlange der Ver-

führung: una ragazza, fresca, bella, belissima, di tredici anni.

Ich stand lange auf der Balustrade in San Martino und horchte nach Neapel hinab. Wenn dieses Volk, so dachte ich, schon in der alltäglichen Regung seiner Tätigkeit, in dem ganz gewöhnlichen Takt seiner Lebensempfindung die Lüfte mit solchem Schall erfüllt, wie erst muß es tosen, wenn es in Schmerz und Wut aufschreit, wenn diese Tausende von Lazzaroni im Straßenkampf lärmen oder nach Beute schreien — wie sie es nach dem 15. Mai 1848 getan haben, als sie hinter dem Wagen des Königs Ferdinand herliefen und Plünderungsfreiheit begehrten.

Doch alles bewegt sich hier fröhlich, friedlich und selbst in der buntesten Unordnung dennoch geordnet. Einzelne wie ganze Klassen, ob sie sich tausendfach durchkreuzen, gehen wie die Ameisen in ihrem Staat in gewohnten Richtungen, auf bekannten Geleisen. Das ungeheuere Leben zirkuliert hier wie das Blut; uns scheint dieser Pulsschlag bis zur wahnsinnigen Aufregung fieberhaft, und doch ist er normal und geregelt.

Die Revolution wie die moralische Niederlage der jüngsten Jahre ist an Neapel spurlos vorübergegangen. Das Leben hat ihre Erscheinung hinweggeflutet, und kaum wüßte man von ihr, wenn man nicht von Wohlmeinenden gewarnt würde, in Reden vorsichtig zu sein und die Spione zu scheuen, die allerorten umherwandern, und wenn man nicht zufällig einige verwüstete Häuser und Paläste bemerkte, namentlich auf Medina und Monte Oliveto, wo die Kanonen des Castello nuovo schonungslos gefeuert haben. Nun ist dem Fremden auch unverwehrt, spitzen Hut und spitzen Bart zu tragen, seitdem die französische Gesandtschaft für einen Schimpf Genugtuung verlangt hat, der einem französischen Untertan in Neapel widerfuhr. Die Polizei hatte ihn auf der Straße aufgegriffen und ohne weitere Umstände in eine Barbierstube gebracht, wo ihm von Staats wegen der Bart abrasiert wurde. Neapolitanischen jungen Leuten begegnet es, daß sie das Verbrechen eines revolutionären Hutes

und Bartes in irgendeinem Verbannungsort, einer Insel oder einem Kastell abbüßen, wie ein Staatsgefangener selbst in Puzzuoli mir erzählte.

Man merkt keine Verstimmung, denn diese elysische Natur ist ja niemals verstimmt; man sieht nirgend ein düsteres, nachdenkliches Antlitz, denn dieser lachende Himmel ist eitel Seligkeit. Tausende Barken tummeln sich nach wie vor im Hafen, tausend Karossen jagen über die Chiaja, Santa Lucia wimmelt von Austern- und Makkaronieſſern, auf dem Molo geigt und harft es nach Herzenslust; alle Theater spielen, das Blut des heiligen Gennaro fließt noch wie sonst, keine Bombe hat den kleinen Pulcinell in die Luft gesprengt, und die Villa Reale ist voll von Fremden, welche Geld ausstreuen. Dies Volk lebt nur für den Augenblick. Es ist im innersten Wesen unpolitisch, untragisch und jener männlichen Leidenschaft bar, ohne welche das geschichtliche Tun nicht denkbar ist. So lange Neapel steht, waren seine Herrscher Fremde, Byzantiner, Normannen, Schwaben, Anjous, Spanier, Bourbonen, Joachim Murat. Ein unnationales, charakterloses Volk nimmt jeden Herrscher hin; und noch heute ist es in Neapel höchst ergötzlich, die Münzen mit dem Kopfe Murats friedlich neben denen mit dem Kopfe Ferdinands im Gebrauch zu sehen.

Aufgeklärte und denkende Männer, welche aus diesem Volkscharakter kein Hehl machen, sind ratlos. Ich fuhr in einer Nacht von Portici nach Neapel zurück. Unterwegs gesellte sich in meinem Wagen ein Arzt zu mir, ein kräftig blühender Mann, lebhaften Geistes, wohlgebildet. Er prüfte meine Gesinnung, dann sprach er rückhaltslos seine Ansichten über die gegenwärtige Lage Neapels aus. Sie waren so scharf, wie ich nicht erwartet hatte, daß sie vor einem Unbekannten würden ausgesprochen werden. Die Italiener politisieren leidenschaftlich gern mit Fremden und sind dann grenzenlos offen. Jener Mann hatte einige Verfolgungen erlitten, weil er mit Poerio obenhin bekannt gewesen war. Ich unterbrach unser Gespräch, indem ich auf die zahllosen Ampeln deutete, welche man eines

Festes wegen auf der Marinella angezündet hatte. Wie märchenhaft schön, rief ich aus, ist dieser Anblick vereint mit jenem Lichterkranz um den Hafen! Ja, sagte mein Begleiter, es ist leider zu schön. Seht, das ist unser Volk. Sie tanzen um jeden Despoten, wenn er ihnen nur ein Kinderspielzeug, ein Licht, eine bunte Ampel vor die Augen hält. Kann diese geblendete Masse einen ernsten Gedanken haben?

Sie sind erbittert, aber sie lachen. Und wohl nirgend auf der Welt läßt sich Despotismus leichter ertragen als in Neapel, denn diese unerschöpflichen Schätze der Natur sind nicht zu zerrütten, dieser Boden ist nicht auszusaugen, dieser Himmel macht alle Lebenstätigkeit öffentlich und läßt der Sitte eine fast schrankenlose Freiheit. Die Natur gleicht hier alles aus, sie ist nirgend demokratischer als in Neapel. Wer kann diese Magna Charta der Freiheit je vernichten? Es war mir für das Wesen Neapels folgende Erscheinung immer charakteristisch: um die Mittagszeit liegen im Porticus einer glänzenden Kirche, des Doms San Francesco di Paola, im Angesicht des königlichen Schlosses, Lazzaroni schlafend ausgestreckt, in unschönen Gruppen, mit zerrissenen Wämsern, diese Säulenhalle keineswegs verzierend. Ich dachte dabei an jene Lazzaroni des alten Rom, die wohl auch so in den Säulenhallen des Pompejus und des Augustus Siesta hielten, nur hatten sie Getreidemarken in der Tasche, und diese haben keine. In jeder andern Residenz Europas würde die Polizei solche Schläfer von den Stufen des Doms und aus dem Angesicht des Schlosses hinweggefegt haben. Hier schlafen sie den ruhigsten Schlaf, und vor ihnen schreiten die Wachen, welche an den beiden Reiterstatuen Karls III. und Ferdinands I. schildern, achtlos auf und ab.

Diese Piazza Reale, so nahe am Meere und doch nicht frei genug gelegen, da vorgebaute Paläste den Blick in die See sehr beschränken, wohlgepflastert, daß sie einem Tanzsaale gleicht, von eleganten Gebäuden eingefaßt, ist für den neapolitanischen Staat sehr bezeichnend. Hat doch der König, der Hof, die Staatsgewalt hier den Sitz aufgeschlagen, und scheint es doch,

als blicke man hier nicht in das Herz Neapels (das ist der Hafen), aber wohl in das Zentralorgan seiner denkenden und leitenden Tätigkeit. Hier fällt der Charakter völliger Ungeschichtlichkeit, modernster Nüchternheit und Wesenlosigkeit auf, so in dem schönen königlichen Schlosse mit seiner glatten Fassade, deren rötliche und graue Wandfläche, deren ermüdende Symmetrie eine nüchterne Wirkung hervorbringt, so in den beiden ganz gleichen Seitenpalästen, endlich in jenem Dom Francesco di Paola, einem Abbilde des Pantheon zu Rom, welches bei innerer Unselbständigkeit nur in der Art einer geistlosen Kopie zu wirken imstande ist. Selbst die bronzenen Reiterstatuen Karls III., des Gründers der gegenwärtigen Dynastie, und Ferdinands I., Werke Canovas und des Antonio Cali, munter hellgrün in ihrer Farbe, glatt und leicht in ihren Formen, haben gar nicht den Charakter des geschichtlich Monumentalen, sondern nur den des zufällig Verzierenden. Und so ist überall hier der Geist des Gegenwärtigen, Modernen und einer flachen Heiterkeit verbreitet. Das Schloß würde, ohne daß sein Charakter sich dagegen sträubte, als große Villa in einen Park sich verpflanzen lassen und das sein können, was Caserta oder Capodimonte ist, dem es ziemlich ähnlich sieht. Auch dies ist für dasselbe wesentlich, daß San Carlo, das größte aller Theater, mit ihm verbunden einen seiner Flügel vorstellt. Die Musen der Oper und des Balletts wohnen unter einem Dach mit dem Oberhaupt des Staats, und in einem Seitenhof, in welchen man von der Straße aus hinunterblickt, exerzieren jeden Morgen Schweizer, von Kopf bis zu Fuß in nüchtern blaugraue Leinwand gekleidet, die ich niemals anblicken konnte, ohne zu finden, wie vortrefflich diese grauen Reihen mit der kalten Heiterkeit der Architektur des Schlosses zusammenstimmten.

Der König Ferdinand zürnt noch auf Neapel. Das Schloß war wie ausgestorben; der Hof befand sich in Ischia. Aber eines Tages kehrte er nach der Hauptstadt zurück, um dem Fest der Madonna auf dem Mercato beizuwohnen, welche eines fast gleichen Ansehens genießt wie ihre Schwester von Piedigrotta.

Ich hatte also das Vergnügen, den gesamten Hof sowohl nach dem Mercato, als zurück nach dem Residenzschlosse fahren zu sehen. Es war ein überaus prächtiger Zug von ungezählten, in Gold strotzenden Kutschen, welcher sich über den Largo di Castello dorthin bewegte, und plötzlich erhielt dies leblose Gebäude den Ausdruck strahlender Lebendigkeit. Aus keinem Munde hörte ich den Ruf viva il re! Man entblößte die Häupter, wie man es tut, wenn die Glocken die Ave-Maria-Zeit ankündigen. Prächtig nahm sich das Militär aus, zumal die Husaren auf schönen Pferden, in malerischer Tracht. In Rom nur an die Züge marschierender Franzosen gewöhnt, war es mir interessant genug, wieder national-italienisches Militär zu sehen. Die Neapolitaner sind stattliche Soldaten, trefflich gekleidet, aber man merkt ihnen an, daß sie nur Soldaten scheinen, daß sie gleichsam ein theatralisches Militär sind.

Es gibt in Rom charakteristische öffentliche Straßenerscheinungen, die stets paarweise einherwandelnden Korporationen, welche in langen Zügen feierlich sich fortbewegen und in der Totenstille der Straßen malerisch auffallen; sie sind höchst wesentlich für den Begriff der Stadt, weil sie dem Betrachter das aufschließen, was sich im innern Leben derselben geistig geordnet und gegliedert hat. Ich will der Hauptsache nach zusammenstellen, was so paarweise durch Rom wandelt: Züge der Mönche, der Nonnen, der Jungfrauen aus den verschiedensten Instituten, der armen Waisenkinder, Züge der Kollegienschüler, der Roten, Schwarzen, Weißen; Züge der Totenbrüderschaften in ihren Kapuzen, die Schwarzen, Grünen, Weißen, Violetten, endlich das Militär. Auch Neapel hat die meisten dieser stereotypen, wandelnden Erscheinungen, aber in der ungeheuren Menschenflut fallen sie nicht auf, und das Weltliche drängt das Geistliche zurück. Das Militär ragt hervor, und noch auffallender als dieses treten aus dem Straßengewühl jene unseligen Galeerensklaven heraus, welche paarweise und kettenklirrend, von Soldaten geleitet, je nach ihren Klassen, bald in die Farben des Mordes, blutrot, bald in die des Be-

trugs und der Schande, hochgelb, uniformiert, durch die Gassen ziehen und selbst in meilenweiter Entfernung bei Portici und Torre del Greco noch den Blick entsetzen. Dies Schauspiel ist entwürdigend, zumal im Angesicht einer Natur, welche Herz und Seele erweitert und mit Empfindungen des Lebensgenusses erfüllt.

Wie ich schon sagte, tritt in Neapel keine jener sozialen Gliederungen so stark und für sich auffällig in die Erscheinung, wie in Rom. Und selbst Geistlichkeit und Mönchschaft, wie allgemein bekannt, in unverhältnismäßiger Anzahl vorhanden und das parasitische Gewächs, welches die Lebensentwicklung Neapels hindert, verlieren sich in der Menge, zu deren greller Buntheit allein sie beitragen. Ich habe an jenem Fest der Madonna del Mercato, wie später Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie auch hier alles ins Weltliche, Heitere, ins Volk selbst hineingezogen wird. Man geht nicht zum Fest, um den Anblick geistlichen Pomps oder kirchlicher Schaustellungen zu haben, man geht, um im Freien an der Dekoration der Natur sich zu ergötzen, in welche diese Menschenmenge einen nicht zu sagenden Farbenreichtum hineinträgt. Ich sah das neapolitanische Volk bei dem Feste Centesimo, dem hundertjährigen Besuch der Madonna des Posilip beim Könige, und nimmer sah ich ein ähnliches Festtheater. Die Chiaja und die Villa Reale bis an die Grotte des Posilip mit buntem Menschengewühl übergossen; Fahnen, Teppiche, Blumen; der Golf lichtstrahlend, im Bogen von der Chiaja bis zum Hafen hin sechs ausgeflaggte Kriegsschiffe aufgestellt, welche unablässig feuerten. Gewühl und Getöne sinnverwirrend. Die Prozession aber unbedeutend, weder voll feierlicher Würde, noch von wirklichem Glanz, ja wunderlich für den, welcher eben aus Rom kam.

In Rom haben auch die kleinsten Prozessionen immer einen Anstrich von künstlerischer Schönheit, und man merkt wohl, daß die Kunst wohltätige Wirkungen ausübt selbst noch bis auf die geringsten kirchlichen Darstellungen, Sinnbilder und Figuren der Heiligen. Nichts ist dort ganz des Sinnes für

das Schöne bar; die Götter Griechenlands im Vatikan und auf dem Kapitol wehren selbst noch von den christlichen Heiligen das allzu Christliche, das allzu Barocke oder Häßliche schützend ab. Solche Wirkung auf den Schönheitssinn im Volk übt in Neapel das bourbonische Museum gar nicht aus. Die Plastik, welche das römische Wesen durchaus zu bestimmen scheint, hat auf Neapel keinen Einfluß; eher und fast allein nur die Malerei, und ganz unbezweifelt das heitere Freskowerk von Pompeji, welches überall nachgebildet in die Augen fällt. Je phantastischer, desto beliebter.

Welche Bildwerke in kirchlichen Prozessionen Neapels zur Schau getragen werden, ist mir zu schildern nicht möglich. Ich sah die geschmacklosesten Ausgeburten bizarrer Phantasie in einer an das Indische grenzenden Übertreibung. Was hier das Volk anzuschauen verträgt, lernt man schon aus den barocken Skulpturen der Heiligen kennen, welche an den Straßen stehen, auch aus jenen hölzernen Christusbildern, nicht etwa plastischen Figuren, sondern flach aus dem Brett geschnittenen Bildern, die auf den Plätzen zu finden sind.

Endlich muß man einen Blick in irgendeine Werkstätte des Heiligen Neapels tun, um sich darüber zu belehren, wie in diesem Süden Religion und Kunst dem Volk vor die Sinne gebracht und von ihm empfangen werden. Ich war eines Tags in eine jener engen unheimlichen Straßen gekommen, welche sich vom Hafen gegen die Berghöhen emporziehen; der Anblick emsig beschäftigter Künstler, die in einem offenen Zimmer saßen, fesselte mich. Ich blickte in ein langes, nach innen sich verdunkelndes Gemach; dort standen an den Wänden übereinander Reihen von schon fertigen Heiligenbildern, in der Mitte eine Agnes mit dem Lamm, im fliegenden weißen Röckchen, mit kirschrot gefärbten Wangen. Am Eingange arbeiteten Künstler, von denen einer eben beschäftigt war, eine hölzerne Puppe mit Flittern auszuputzen. Es gab da wohl Hunderte von Heiligen in jeder beliebigen Größe von Puppengestalt bis zu menschlicher Höhe, mit Gold und Silber überflittert, in den ungeheuer-

lichsten Stellungen, geräderte, gespießte, mit dem Beil zerhackte, geschundene, an den Gliedern verstümmelte Figuren. Wie soll ich sie nennen? Wie ferner die Grellheit dieser Farben, wie endlich die bunte Menge von Amuletten und Symbolen des Aberglaubens bezeichnen, welche dort umherlagen? Ich schaute diesen geheimnisvollen Künstlern zu. Wahrhaftig, man möchte sagen, sie machen Götter für das Volk, wie einst Homer und Hesiod die Götter gemacht haben. Mit diesem Blick in eine Fabrik neapolitanischer Heiligen glaubte ich einen Blick in die Religion des Volks selbst getan zu haben, und ich gestehe, ganz verwirrt ging ich hinweg und schöpfte wieder auf dem Molo Atem, als mein Auge auf die ewig klare, heilig große Natur fiel. Nein, der Mensch ist nicht wie sie, ist nicht wie die Natur, die ihn umgibt; würde er sonst im Angesicht dieses Meeres, dieses Himmels und dieser Berge so abscheuliche, kleine, beflitterte Puppen anbeten können?

2.

Man merkt es bald an seinem eigenen innern Drange, daß alles Leben von Neapel nicht in die Stadt, sondern aus ihr hinaus in die Umgebung strebt. Neapel selbst hat geradezu etwas Abstoßendes; dies Chaos himmelhoch getürmter Häuser mit barocken Architekturen, die Schwüle und der Staub der Straßen, das sinnbetäubende Gewühl fesseln nicht für lange; wer in Neapel verweilt, bleibt nur, weil die Natur ringsumher das zaubervollste Paradies aufgebaut hat, und weil man von der Stadt wie aus dem Mittelpunkt desselben überall hin in kurzer Zeit gelangen kann, nach Pompeji, Ischia, Sorrento, nach Bajä, auf den Vesuv und nach Capri.

Es gibt daher eine immerwährende Bewegung der Massen von der Stadt weg ins Freie, in drei Hauptrichtungen, welche zugleich die topographische Beschaffenheit Neapels bestimmen. Die eine geht zu den schönen Hügeln Capodimontes hinauf durch die Pulsader Neapels, den Toledo, bis auf die mit Villen be-

deckten Anhöhen und die Eremitagen der Camaldoli; die zweite und dritte führen rechts und links vom Ende des Toledo längs des Meeres, hier über den Hafen und die Marinella nach Portici, Pompeji und dem Vesuv, dort über die Chiaja den Posilip hinauf, oder durch die große Grotte nach Puzzuoli und Bajä.

Dies sind die drei großen Lebensströme Neapels; es gewährt ein einziges Schauspiel, sie, namentlich nachmittags und abends, in unabläßiger Bewegung zu sehen. Hier rollen sowohl die Karossen, als die Curriculi, die vom bebänderten Maultier gezogenen zweirädrigen Wagen, in unabsehbarer Linie auf und nieder; in diesen Richtungen drängen sich alle Industrie, aller Luxus, alle Lebensbedürfnisse zusammen: das Glänzende in den Magazinen des Toledo, dessen Untergeschosse Warenlager jeder Art sind; das Notwendige zu den beiden andern Seiten am Meer. Doch auch hier mit einer besondern Eigentümlichkeit. Denn das elegante Neapel, dessen Gebiet eigentlich der Toledo ist, setzt sich noch bis zur Chiaja fort. Die Chiaja ist einer der herrlichsten Kais der Welt; ihre modernen Paläste sind Wohnungen der Reichen, der Gesandten und die ersten Hotels der Stadt. Vor ihnen liegt die Villa Reale, deren Garten nur den sogenannten anständigen Klassen geöffnet ist. Das Volksleben ist also hier ausgeschlossen; die vornehme Welt hat dies Gebiet für sich in Beschlag genommen. Selbst am Strande sieht man kaum einige Fischer, und die Bäder, die dort angelegt werden, kosten teures Geld. Erst wo die Chiaja sich nach der Grotte des Posilip und der Mergellina teilt, beginnt wieder das Revier der Volksbedürfnisse, des Volkslebens, der Fisch- und Gemüsemärkte und der Schenken.

Es hat daher diese Richtung ein stilles und vornehmes Ansehen. Dies ändert sich wie mit einem Zauberschlage, wenn man über das Kastell hinaus den Kai Santa Lucia betritt. Von hier ab ergießt sich das Volksleben, noch einmal auf kurzer Strecke durch das königliche Schloß unterbrochen und durch das Castell nuovo gleichsam gezügelt, in steigender Progression

über den Hafen hinaus bis zum Mercato, dem großen Markt hin, und setzt sich, schwächer werdend, in den Vorstädten Neapels, man kann sagen bis nach Portici fort. Den Übergang vom aristokratischen Neapel zum demokratischen macht also Santa Lucia, welches einen gemischten Charakter hat, und wo Gasthäuser zweiten Ranges stehen. Vom Hafen an, um den sich aller Verkehr zusammenhäuft, der die unteren Klassen in Bewegung setzt und wie ein Zentralpunkt nach allen Seiten eine unglaubliche Tätigkeit, Arbeit und Industrie ausstrahlt, wächst die Bewegung des Gewerbes, des Volksbedürfnisses, des Volksgenusses. Diese ganze Seite sieht verwohnt, verlebt, verarbeitet aus; der Kai ist schmutzig von Kohlenstaub und von unzähligem Material bedeckt, dichtgedrängt voll Lazzaroni, voll Barkenführer, Fischer, Hausierer. Hier kauft der gemeine Mann seine Kleider und Schuhe, und diese Waren häufen sich in vielen engen Straßen. Jeglicher Artikel häuslichen Bedarfs ist hier vorrätig. Hier sind die Volksbutiken, die Kaffee- und die Likörschenken; hier stehen die Fruchttische bedeckt mit schon in Scheiben zerlegten Orangen und Wassermelonen, die man für einen Torneſe kauft und stehend verzehrt. Hier ist die Speise des gemeinen Mannes, die indische Feige, bereits geschält. Und hier sammeln sich auch die Straßensalons der Volksunterhaltung. Jeden Nachmittag sieht man in einer Winkelgasse am Hafen einen Vorleser aus einem abgerissenen Buch Romanzen, Rittergeschichten, Räubertragödien nachdrücklich vor einem Zuhörerkreise vortragen. Auch der Schreiber sitzt hier, welcher Liebesbriefe schreibt. Hier stehen die Pulcinellatheater, das Pulcinellhäuschen am Eingange, woraus die schnalzenden Töne des kleinen Männchens lockend hervorschallen. Auch das höhere Volkstheater San Carlino befindet sich nahe am Hafen. Selbst für Bäder ist hier gesorgt; denn der ganze Kai wimmelt von Badehäusern, worin der Unbemittelte ein Bad erschwingen kann.

Aber all dies ans Meer und um das Schiffsgewühl des Hafens gedrängte Leben scheint noch Ebbe zu sein, vergleicht man es mit jener ungeheuren Flut, die sich über die beiden

großen Speisemärkte ergießt, den Porto nuovo und den Mercato. Es ist nicht in Worte zu fassen, welche Volksmenge namentlich im Porto nuovo durcheinander wogt. Ganz Kampanien scheint seine Früchte, und der ganze Golf alle seine Fische auf diesen Platz geworfen zu haben. Das Volk ist nur da, um zu kaufen, zu essen. Hier ist das Theater für den Hunger Neapels. Man flüchte sich in eine jener wunderlichen Garküchen, wo hinter Bretterverschlägen die pizzi, große, flache Kuchen, gegessen werden, welche mit Käse oder mit Schinkenstücken belegt sind, je nach dem Geschmack des Bestellers. Man fordert sie, und in fünf Minuten sind sie gebacken. Es gehört der Magen eines Lazzarone dazu, sie zu verdauen.

Auf dem Mercato werden die Wochenmärkte gehalten. Der ungeheure Platz, dem Deutschen eine Stätte der Trauer, weil hier der letzte Hohenstaufe enthauptet ward, ist zugleich dadurch charakteristisch, daß auf ihm die Geschichte Masaniellos gespielt hat. Die Lazzaroni haben hier ihren König gekrönt und erschlagen. Er ist darum das historische Lokal des neapolitanischen Volks, sein Bastilleplatz, blutig durch schreckliche Szenen der Volksjustiz, welche hier die Köpfe des Adels abschlug und zur Schau stellte, und schrecklich durch die Erinnerungen an die Pest.

Diese Menschenwelt zu entwirren und in Gruppen ihrer besondern Art zu ordnen, möchte eine ebenso interessante wie schwierige Aufgabe sein. Man hat so viele Darstellungen neapolitanischen Lebens, so viele fleißige und geistreiche Bücher, aber ihrer tausend könnte man zuvor gelesen haben und stünde doch vor diesem Wechsel der Erscheinungen ganz unberaten da.

Am ehesten ließe sich noch das Leben in Santa Lucia in einen Rahmen zusammenfassen. Ich habe schon gesagt, daß dieser Kai, einer der merkwürdigsten Punkte Neapels, die neutrale Mitte ist, wo sich die obern und untern Schichten der Bevölkerung begegnen und die mittlere Bürgerklasse den Sieg davongetragen hat. Der schöne Kai von geringer Länge wird links von den Gebäuden des Schlosses, rechts von dem malerischen Castell dell' Ovo abgeschlossen. Fast in der Mitte des

großen Bogens gelegen, welcher den Golf umfaßt, steht er offen gegen das Meer, und hier kann der Blick frei über die Wasserfläche streifen, weil kein Schiffsgewühl, wie im Hafen, ihn behindert. Dies zieht daher sowohl die Fremden in Gasthäuser, welche sich in Santa Lucia aufgetan haben, als den Mittelstand auf den Kai, um abends sich des unvergleichlichen Schauspiels und sonstiger Genüsse zu erfreuen.

Ich habe sechs Wochen auf Santa Lucia zugebracht. Wenn ich auf den Balkon meines Fensters trat, lagen vor mir der Golf, der Vesuv, die weißen Städte an seinem Fuß, die Küsten von Castellamare und Sorrent bis zum Kap der Minerva, und die Felseninsel Capri. Jeden Morgen weckte mich der Golf selber, sobald er die Rosenhelle seines stillen Spiegels in mein Zimmer strahlte, und jeden Morgen betrachtete ich das Wunder des Sonnenaufgangs und die Farbenpracht der Berge und des Meeres, welche auch die ungeheure Stadt zu entzünden und zu erwecken scheint. Diese Lage hat Santa Lucia; aber noch ein feenhafteres Schauspiel gewährt sie, wenn der Mond sein magisches Licht über Berge, Meer und Stadt ergießt, während den ganzen Golf bis zum Kai ein breiter Lichtstrom durchflutet. Der schwarze Mastenwald im Hafen schwebt dann geisterhaft in einem weißen Silberdunst, der schlanke Leuchtturm funkelt matter, Barken gleiten traumhaft wie dunkle Schatten über die Lichtfläche, tauchen auf und verschwinden. Am Horizont steigt der schöne Fels von Capri aus der Nacht märchenhaft empor, und ganz überwältigend, wie phantasmagorische Lichtbilder, glänzen drüben die Somma, der Vesuv und die Berge von Castellamare und Sorrent. Wer kann in solcher Nacht schlafen? Man steigt in eine Barke und rudert hinaus durch die phosphoreszierenden Wellen, oder man setzt sich zum Volk auf dem Kai und ißt frutti di mare.

Denn hier lärmt unmittelbar am Wasser das fröhlichste Leben. In zwei Reihen stehen die kleinen Buden der Austernhändler. Santa Lucia ist der Sammelpunkt aller Meerfrüchte. Muscheln und Austern jeder Art liegen hier zierlich geordnet

auf schrägen Laden. Jede Bude ist numeriert und mit dem Namen des Besitzers versehen. Unaufhörlich wird zum Genuß eingeladen; die Lichter flimmern; in ihrem Schein blitzen die schönen, bizarren Muscheln, und Seeigel, Seesterne, Meerkorallen, Krebse locken mit ihren seltsamen Formen und bunten Schalen weniger zum Genuß als zur Betrachtung. Das geheimnisvolle Reich der Tiefe ist hier aufgeschlossen; so märchenhaft sieht dieser kleine Muschelmarkt aus wie ein Meeresweihnachten, und alle Abend hat man die Freude des Anblicks.

Geht man die steinernen Treppen an das Wasser hinunter, so befindet man sich plötzlich in einem großen, nächtlich erleuchteten Saal unter freiem Himmel. Hier verzehrt das Volk an Tischen Austern, und hier kann man auch die Makkaronivertilger anstaunen. Man macht sich wohl das Vergnügen, einem Lazzarone oder Fischerjungen ein paar Gran zu schenken, damit er sich Makkaroni kaufe und sich im Verschlingen derselben produziere. Wo dieses Gewühl endigt, beginnt eine andere bunte Szene. In einem Gewölbe sprudelt am Kai die Schwefelquelle von Santa Lucia. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht schöpfen dies Heilwasser Weiber und Mädchen in Gläsern und bieten den Trunk aus. Man sitzt auf Stühlen umher, man trinkt ein Glas des mineralischen Wassers und ißt dazu kleine Kringel. Von allen Seiten strömen Besucher, von der Stadt her, wie aus den Barken, welche kommen und gehen. Und hier wirft auch die nächtliche Nymphe ihre Netze nach dem Fremden aus. Die losen Mädchen kommen mit der Mutter oder gewöhnlich mit einer grauhaarigen Kupplerin, welche die Ehrenwächterin spielt, nach Santa Lucia und knüpfen sehr ominös bei einem Glase Schwefelwasser ihr Liebesabenteuer an.

So ist der Abend auf Santa Lucia. Auch der Tag ist nicht minder geräuschvoll. Man badet hier öffentlich vor den Augen der Welt. Vom Kai am Castell dell' Ovo sieht man zu jeder Stunde Buben und Jünglinge in das Wasser springen und köpflings ihre Schwimmkünste zeigen. Die Neapolitaner schwimmen gleich Delphinen. Das Element erhält den Menschen

im ursprünglichen Naturzustande; der warme Himmel bringt die Nacktheit wieder zu Ehren, und die herrlichsten Studien der Antike lassen sich hier auf der Straße machen. Dieser Gegensatz ist sehr grell; am Kai rollen die Wagen mit Aristokraten der höchsten Gesellschaft; vor den Augen der feinsten Dame aus den Salons von Paris oder London springen Scharen nackter Menschen in paradiesischer Unschuld in die Wellen. Fischerbuben laufen nackt selbst auf die Straße und begrüßen mit vielen graziösen Verbeugungen und lebhafter Gestikulation den Fremden, der ihnen dann und wann einen Gran zu schenken pflegt. Ich machte mir oft das Vergnügen, vom vierten Stock meiner Wohnung herab diese Buben mit einem Gran auf die Straße zu locken. Auf einen Wink sprangen sie ins Wasser und kehrten triefend zurück, um den Lohn zu empfangen. Den Anblick des Nackten wird man im ganzen Golf nicht los. Selbst auf die eisernen Gitter des Hafens klettern Knaben, um sich dann kopfüber ins Meer zu stürzen.

Seit dem 18. Mai 1853 ist landeinwärts noch eine Straße für die Bewegung des Volkes eröffnet worden, die Strada Teresa, von dem jetzigen Könige angelegt und zu Ehren seiner Gemahlin so genannt. Sie führt in einer Parabole um das Kastell Sant Elmo durch Hügel und Täler über den Vomero und mündet dann auf die Chiaja. Sie ist noch nicht vollendet, noch nicht gepflastert; über manche Austiefungen sind erst Bretter gelegt, aber schon jetzt wälzt sich der Volksstrom über sie hin; Reiter, zu Pferd, auf Eseln und Maultieren, sprengen darauf einher, und Scharen von Fußgängern durchziehen diese Anlage, zumal an den Sonn- und Festtagen. Es scheint, als genügten der Volksströmung Neapels jene drei angegebenen Richtungen nicht mehr, und als habe so das Leben dieser ungeheuren Stadt sich durch die Berge ein neues Bett gewühlt, um sich dann vom Vomero wieder auf die Chiaja zu ergießen.

Die neue Straße wird sich überall mit Häusern besetzen, aber immer den Charakter des Ländlichen behalten und dem Bedürfnis der Meeranwohner nach Land- und Gartenluft voll-

kommen genügen. Hier wechseln die Ansichten der Stadt, des Golfs, der Berge und Inseln mit jeder Windung des Weges, mit jedem Hügel und Tal; man weiß nicht, wohin schauen, in diese blauen Meeresfernen, auf dieses lichtumflossene Amphitheater der Stadt, oder in jene üppigen Gärten mit heitern Villen und auf jene malerischen Gruppen von Pinien, Palmen und Zypressen. Wer hier von der Natur nicht ergriffen wird, muß fühlloser sein als eine Lavaschlacke.

Man steigt zu der Straße von den Studien herauf, wo stets Reihen von Eseln zum Vermieten bereit stehen. Besser wandelt es sich zu Fuß. Wir wollen hier hinaufgehen und vorwärtsschreitend nur die wechselnden Szenen still aneinander reihen. Das ungefähr würde unser Auge nacheinander festhalten: Kastell Sant Elmo mit seinen weißen Mauern auf gelbbraunen Felsen, von Kaktus und Aloe umwuchert, von grünen Ranken umschlungen; Gärten in der Tiefe; nun an einer Schenke vorüber, welche ganz in Weingewinden begraben liegt; wieder braune wüste Tuffelsen; ein Tal von Zitronen, Tulpenbäumen, Granaten, ein narkotisch süßer Duft überall; wieder eine Vorstadt mit städtischem Gewerbe; wieder freie, lachende Hügel, Blicke auf Landhäuser; eine Schlucht mit Kaktus und Palmen; ein plötzlicher Blick auf die Stadt zur Linken, auf den Golf, auf Capri; ein Hain von Pinien, über welchem der Vesuv in dem zartesten Violett schwebt. Wieder eine wilde Felsenpartie; darauf Gärten und bizarre Landhäuser mit offenen Hallen. Eine ländliche Szene, Hirten, welche Ziegen treiben. Ein Kloster mit Staffage von Mönchen. Höhere Hügel mit Pinien — ach, wer kann alle jene schönen Bilder nennen! Meer, Himmel und Erde tanzen hier im Licht, und die Seele wird von dem Duft der Pflanzen berauscht. Ich warf mich an einer Zypresse hin, blickte in die Gärten unter mir und sah den Weinreben zu, wie sie in bacchantischer Lust sich um die Bäume wanden, leicht bewegt vom lauen Hauch der Sommerluft. Sie kamen mir vor, wie die schwebenden Bacchantinnen von Pompeji. In einem Buch habe ich gelesen, wie sich ein

Gelehrter den Kopf mit der Frage zerbricht, warum die Bacchantinnen jener Fresken in der Luft tanzen; weil dies unnatürlich sei und die Füße doch auf dem Boden stehen müßten, so könnten, meinte der Pedant, diese Figuren eigentlich doch nur als Arabesken gelten. Es ist ein schreckliches Ding die Gelehrsamkeit und Archäologie! Wie die Alten empfunden haben, fühlt man auch in diesem paradiesischen Grün auf dem Rücken liegend. Es ist eitel Bacchusdienst umher, die Seele wogt vor Lust in den Lüften wie eine Bacchantin mit dem Thyrsusstab, von der Erde weg schwingt sie sich, hebt sich über sich, wird ganz eine losgelöste Existenz, ein Jauchzen schwebender Lust.

Aber liegt es in der Schönheit der Natur oder nur in dem christlich gewöhnten Gemüt, daß die höchsten Wunder der Erde endlich doch immer zur Wehmut stimmen? Ich war auf eine Höhe hinaufgegangen; Schweizersoldaten zechten dort vor einer Strohschenke. Zu Füßen lag in abendlicher Klarheit das Meer mit den Eilanden Nisita, Procida und Ischia. Ich blieb von diesem Schauspiel hingerissen stehen. Ein gemeiner Schweizersoldat hatte sich zu mir gesellt und sagte plötzlich, auf dieses Paradies weisend: „Ach, es ischt zu schön, es macht ganz traurig!"

3.

Ich habe die drei schönsten Seestädte Italiens, Genua, Neapel und Palermo gesehen, welche um den Vorzug ihrer Lage streiten, und kann sie also miteinander vergleichen. Unbezweifelt wird hier Neapel den Sieg davontragen, denn welche Stadt rühmte sich eines so klassischen Amphitheaters der Natur, eines solchen Golfs, des Vesuvs, der Küsten von Castellamare und Sorrent, und solcher schönen Inseln? Die Farbenpracht, die Größe und Weite dieses Gemäldes ist wohl ohnegleichen in der Welt; die Dimensionen sind so groß, daß sie das Auge nicht zusammenfassen kann; ins Unendliche scheint sich hier das Werk der Menschen wie der Natur auszudehnen, und die schöne Erscheinung in Licht und Glanz sich aufzulösen. Man kann

dies Totalbild Neapel nicht übersehen, wenn man es aus der Nähe anschaut; es sondert sich dann gleich in Gruppen. Um es mit dem Blick ganz zu umspannen, will es einen verkleinernden Augenpunkt, die Perspektive aus der Höhe oder die aus der Meeresferne, wo dann die Formen der Stadt sich verlieren und nur die der Natur allein wirken.

Dagegen gewähren Genua und Palermo die Anschauung eines von dem prächtigsten Rahmen übersichtlich umfaßten Gemäldes; jenes amphitheatralisch mit seinen Palästen und Landhäusern auf die Berge hinaufgestellt, dieses im üppigsten Tal verbreitet und von plastischen Bergen umringt, welche zu beiden Seiten das Kap Pellegrino und das Vorgebirge Zaffarana in nicht zu großer Weite in das Meer hinausstrecken. Sie machen also ein Bild, dessen Farbenreichtum sowohl als dessen Formen entzücken. Bei Neapel ist alles Weite, ja in Licht schwimmende Unendlichkeit, welche die Sinne mit sich fortreißt und dem zerteilten Blick keine Ruhe gestatten will. Wo man auch seinen Ort wählen mag, um die Stadt anzuschauen, auf Sant Elmo, Camaldoli oder dem Vesuv selber — und das sind die erhabensten Standpunkte für dieses wunderbare Panorama —, überall wird sich Neapel selbst als formlose Masse darstellen, überall die Landschaft und das Meer übermächtig hervortreten. Die Häusermenge, welche sich um den Golf ergossen hat, wirkt nicht architektonisch, sondern durch die Vorstellung schrankenloser Ausdehnung, welche das Leben in einer elysischen Natur genommen hat. Lage und Aussicht ist dem Menschen hier genug; es scheint, als habe er in Bewunderung solcher Herrlichkeiten seine Hände in den Schoß gelegt und es aufgegeben, mit der Natur in erhabenen Werken zu wetteifern. Nichts strebt in diesem Häusermeer auf; endlos dehnen sich die platten Dächer, ebenso viele Schauplätze, auf denen man des Anschauens froh werden kann; wenige Kirchenkuppeln, und diese klein und unscheinbar, fast nirgend ein Turm, unterbrechen die Einförmigkeit der horizontalen Linie. Unvergleichlich schöner nimmt sich Konstantinopel aus, dessen Kuppeln sich über die vielgegliederte Stadt auf-

schwingen, und dessen zahllose schlanke Minarette über Zypressen und Pinien dem Gemälde einen fremdartigen Reiz geben.

Diese architektonische Unterschiedlosigkeit, ja völlige Unbedeutendheit Neapels ist mir immer höchst wesentlich für seinen Begriff erschienen. Sie spiegelt so vollständig auch die Geschichte des Landes ab, den Unbestand und Wechsel flüchtiger Herrschaften, das Unorganische, die Bestimmungslosigkeit des Volksgeistes für irgendeine kulturgeschichtliche Aufgabe, Passivität und Genuß, das Gegenwärtige, höchste Lebendigkeit der Sinne und allgemeine, heitere Lebensentfaltung. Die Geschichte hat hier keine Form gewonnen; deshalb ist auch die Stadt formlos und unmonumental im höchsten Grade. Weder der Geist der Dynastien, noch des Volks hat sich hier in großen Monumenten ausgesprochen; und Monumente sind Verkörperungen von Kulturprinzipien, sinnliche Darstellungen des innern Wesens, der lebendigen Ideen, welche eine Zeit beherrscht haben oder noch beherrschen. Es ist für Neapel charakteristisch, daß seine vorzüglichste Kulturleistung der Musik angehört. Scarlatti und sein Schüler Porpora, Leonardo Leo, Francesco Durante, Pergolese, Paisiello, Cimarosa und alle jene Meister, welche bis auf Bellini und Mercadante aus der musikalischen Schule Neapels hervorgingen, sind seine Größen. Alle andern geistigen Potenzen, so viele glänzende Köpfe auch diese mit dem lebhaftesten Talent ausgerüstete Stadt hervorgebracht hat, haben entweder keine dauernd organische Entwicklung gewonnen oder sind nur als einzelne Erscheinungen bedeutend.

Dies unmonumentale Wesen wird dem Beschauer noch mehr in die Augen fallen, wenn er eben aus Rom kam, welches das Denkmal der Weltgeschichte selber ist. Aber auch abgesehen von diesem innern Charakter Roms, glaube ich, daß es keine Stadt auf der Erde gibt, welche so wie diese Landschaft und Architektur in völliges Gleichgewicht setzt, und wieder auch ohne die Natur gesehen, allein durch ihre architektonischen Massen zur Bewunderung zwingt. Man muß sich, um jene Verbindung des Landschaftlichen und Architektonischen zu erkennen, auf den

Monte Testaccio, den Monte Mario, auf San Pietro in Montorio, auf den Turm des Kapitols stellen; um die Größe der architektonischen Wirkung allein zu erfahren, genügt schon ein Blick vom Monte Pincio, wo sich die Stadt für sich selbst in großen Linien und gewaltigen Formen als ein Riesenwerk der Geschichte darstellt. Hier bestimmen die Monumente der Kulturperioden, die Ruinen des Altertums, die triumphierende Kuppel des Christentums, die Vorstellung von dem, was Rom bedeutet.

Was sich in Neapel, dieser Stadt der Gegenwart, als architektonisch auffallend sondert und in die Augen springt, sind weder Ruinen noch Kirchen. Die Überreste des Altertums sind verschwunden; nie wurde hier für die Ewigkeit gebaut. Das einzige, erstaunliche Monument alter Zeit, welches Neapel besitzt, sind seine Katakomben, die vielleicht nicht einmal von denen in Syrakus an Ausdehnung erreicht werden; auch ist's die merkwürdige Grotte des Posilip, und beide Werke sind unterirdisch. An Kirchen besitzt Neapel mehr als genug, aber die wahrhaft demokratische Unterschiedlosigkeit, mit welcher sie sich anspruchslos den Häusern anreihen und in der Straße aufgehen, turmlos und mit schlechten Fassaden, gibt den Beweis, daß das neapolitanische Volk, obwohl von Geistlichen und Mönchen wimmelnd, dennoch zu jeder Zeit religiös indifferent gewesen sein muß. Begeisterung für die Größe der Kirche, für den Glauben hat hier nicht geherrscht; lange Zeit hat Neapel unter den Hohenstaufen mit den Päpsten in entschiedenem Kampfe gelegen. Die Lebenslust hat endlich alles Geistliche verweltlichen müssen, und ich glaube recht deutlich spricht sich dies in dem neuesten Prachtbau Neapels aus, der Kirche San Francesco di Paola, welche Ferdinand I. für die Wiederherstellung seiner Herrschaft gelobt und gebaut hat. Diese Nachbildung des Pantheon dient eigentlich nur zur Verschönerung der Piazza reale; und wie weit die Kirche davon entfernt ist, auf religiöse Würde Anspruch zu machen, kann man an ihrer Arkade sehen, in welche Läden hineingebaut sind, in denen Klaviere verkauft werden.

Auch die Paläste, nebst den Kirchen die ansehnlichsten Gebäude in italienischen Städten, verlieren sich in der Unendlichkeit der Häuser, umbaut und eingeengt, als große zum Teil geschmacklose Massen, oder selbst wenn sie durch Majestät imponieren könnten, wie der burgartige Palast Maddalone, nicht recht genießbar, weil sie eben nicht frei genug stehen. So springt nirgend das Mittelalter, überall der moderne Charakter in die Augen.

Wer nun in diesem Sinne des architektonisch Auffallenden Neapel betrachtet, wird finden, daß sich am meisten bemerklich machen die schönen Villen auf den Hügeln, die Arsenale und Hafenbauten, das Schloß und vor allem die drei großen Kastelle. Überall treten sie in dem Totalbilde als die wesentlichen Glieder der Stadt hervor. Hoch auf dem Vomero thront über ganz Neapel das Kastell Sant Elmo, unendlich malerisch gelegen und von bezaubernder Schönheit in der Morgen- oder Abendbeleuchtung; in den Golf hinein stehen die Castelle dell' Ovo und Castell nuovo, bizarre Massen aus grauem Tuff. So wird das feurige Roß Neapel gezügelt.

Es war mir nicht gestattet, das Innere des Castells dell' Ovo zu betreten. Es gehört zu den ältesten Gebäuden Neapels, da es schon dem Lukullus den Ursprung verdanken soll, und Romulus Augustus, der letzte Kaiser Roms, darin sein Leben beschloß. Friedrich II. vollendete es im Jahre 1221, ohne zu ahnen, daß es einst der Kerker seiner letzten Nachkommen werden sollte. Denn mehrere Jahre nach der unglücklichen Schlacht bei Benevent, in welcher König Manfred Reich und Leben verlor, schmachteten dort dessen Kinder in Ketten; nur seine Tochter Beatrix verdankte ihre Befreiung der Sizilianischen Vesper. Es war am 5. Juni 1284, als die Sizilianer die große Seeschlacht im Angesicht von Neapel schlugen, unter dem Befehl des berühmten Admirals Ruggiero Loria. Karls von Anjou Tochter schaute derselben von den Zinnen des Kastells zu, ängstlich des Ausgangs harrend, und nicht minder besorgt mochte die unglückliche Tochter Manfreds der Entscheidung entgegen-

gesehen haben. Jene Prinzessin sah die neapolitanische Flotte untergehen oder fliehen; ihr Bruder Karl ward gefangen; es kamen zwei sizilianische Galeeren vor das Kastell; Loria forderte die unverzügliche Auslieferung der Tochter Manfreds und drohte, wenn sie verweigert werde, Karls von Anjou Sohn auf seinem Schiff enthaupten zu lassen. Die Gefangene wurde ausgeliefert. Nach achtzehn Jahren sah sie die Freiheit wieder; ihre ganze Jugend hatte sie im Gefängnis verlebt. Man führte sie im Triumph nach Messina, wo ihre Schwester Constanza, Gemahlin Peters von Aragon, sie wie eine von den Toten Erstandene begrüßte.

In derselben Burg endeten die Söhne Manfreds ihr Leben.

Das Castell nuovo ist noch bedeutender und das größte Architekturwerk Neapels. In ihm befindet sich der merkwürdige Triumphbogen, den Alfonso I. von Aragon im Jahre 1470 von Giuliano da Majano, oder nach andern von Pietro di Martino errichten ließ. Er spannt sich zwischen zwei Türmen aus und zeigt in mehreren Abteilungen übereinander viele interessante Reliefs, die sich auf den Einzug jenes siegreichen Königs in Neapel beziehen. Auch hier fällt es auf, daß ein solches Werk der Öffentlichkeit entzogen, in einem Kastell versteckt gehalten wird. Man hatte zwar die Absicht, den Bogen vor dem Dom aufzustellen, aber zufällige Bedenken verhinderten dies.

Das Castell nuovo ist eine Anlage Karls von Anjou aus dem Jahre 1283. Überhaupt sind es die Anjous gewesen, welche die größten Bauten in Neapel ausgeführt haben, und auch die wichtigsten Kirchen schreiben sich aus ihrer Zeit her. Sie sind die wahren geschichtlichen Denkmäler Neapels, nicht allein um mancher Grabmäler willen, sondern weil sie ihre Entstehung größtenteils historischen Ereignissen zu verdanken haben. Den Dom baute Karl I. auf den Ruinen eines Neptuntempels, und ihn vollendete Robert I. San Domenico Maggiore baute Karl von Kalabrien im Jahre 1289, um ein Gelübde zu lösen, welches er getan hatte, als er in die Gefangenschaft

des Loria fiel. San Lorenzo Maggiore gründete Karl I. im Jahre 1265, um ein Gelübde zu lösen, welches er nach der Schlacht von Benevent gelobt hatte. San Pietro Martire baute Karl II. von Anjou; Santa Chiara der König Robert im Jahre 1310; die Incoronata, verherrlicht durch Giottos Fresken, gründete Johanna I. zum Andenken an ihre Vermählung mit Ludwig von Tarent. San Giovanni a Carbonara, Montoliveto, Sant Antonio Abbate bauten Ladislaus und Johanna. Auch das Kloster San Martino auf Sant Elmo verdankt Ursprung und Ausbau den Anjous, und endlich bezeichnen Carmine Maggiore und das Purgatorio del Mercato den Fall des Hohenstaufengeschlechts, weil in jener Kirche die Grabstätte Konradins und seine im Jahre 1847 von Maximilian von Bayern errichtete Statue sich befinden, und in dieser Kapelle die Porphyrsäule steht, welche Karl I. auf der Stelle soll errichtet haben, wo Konradin und Friedrich von Baden enthauptet wurden. Die Inschrift darauf lautet:

Asturis ungue Leo pullum rapiens aquilinum
Hic deplumavit acephalumque dedit.

Weder die Normannen noch die Hohenstaufen haben in Neapel irgendeinen nennenswerten Bau ausgeführt, und keine jener maurisch-normännischen Architekturen, von denen Sizilien angefüllt ist, darf man hier suchen. Die Gründung der neuen Dynastie Anjou, welche sich nach dem Verlust Siziliens auf Neapel beschränkte, entwickelte auch die einzige Blüte der Architektur und Skulptur, die Neapel hervorgebracht hat. Indem hier der romanische Baustil der Basiliken aufgegeben wurde, trat an seine Stelle der germanische. Diese Periode dauerte etwa bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts; ihr Gipfelpunkt ist die Regierung des kunstliebenden Königs Robert. Neapel brachte damals die beiden Masaccio hervor, von denen der zweite als Bildhauer ausgezeichnet war. Er machte die Grabmäler des Karl von Durazzo, der Katharina von Österreich, Roberts von Artois und der Johanna von Durazzo in der von ihm nach

älteren Plänen ausgeführten Kirche San Lorenzo; er baute auch die gotische Kirche Santa Chiara und verfertigte dort hinter dem Hauptaltar das merkwürdigste Werk neapolitanischer Skulptur, das Grabmal Roberts, der im Jahre 1343 starb. Es erhebt sich im gotischen Tabernakelstil mit vielen Skulpturen; wenn auch die Formen noch nicht frei entwickelt sind, so machen diese Bildwerke doch immer den Eindruck künstlerischer Komposition und wohltuender Naivität. Santa Chiara ist reich an solchen Grabmonumenten, denn es liegen daselbst noch viele andere Anjous bestattet, Karl von Kalabrien, Roberts Sohn, Johanna I. und mehrere Prinzessinnen.

Im allgemeinen drängt sich vor den Grabmälern der Anjous die Bemerkung auf, daß sie alles wahrhaften Ernstes und aller Würde bar sind. Sie zeigen Reichtum gotischer Ornamentik, schon nach dem Bizarren und Seltsamen neigend, bisweilen glückliche Naivität, öfter ein wunderliches, geziertes Wesen. Man fühlt sich auch hier in Neapel. Und rettungslos, nicht durch den Verfall des Hauses Anjou, noch durch die Schuld der Zeiten, ging die neapolitanische Kunst in das Überladene und Bizarre über. Sie erzeugte dann dies ungeheuerliche Wesen im Innern wie Äußern der Kirchen, Fassaden wie jene von Gesu nuovo, die von einem Festungsbau entlehnt scheint, oder andere, die ganz kindisch ausschweifend sind; selbst die ältere gotische Architektur wurde durch öftere Restaurationen infolge von Erdbeben verzerrt.

Der Gipfel dieses Ungeschmacks sind die drei Obelisken della Concezione, di San Gennaro und di San Domenico, pyramidalisch aufgetürmte Stockwerke, welche die vergoldeten Heiligen tragen und mit ganz unbeschreiblichen Bildwerken bedeckt sind.

Hier erkennt man bereits den Einfluß Spaniens, das unter seinen Vizekönigen, in einer Folge trostlosester Zeiten, das schöne Land Neapel beherrscht hat. Die Spanier haben manches Denkmal zurückgelassen; so auch die Fontana Medina, ein Werk des Domenico Auria, auf Befehl des Vizekönigs Olivares im

Jahre 1593 entworfen. Dreimal wurde dieser Springbrunnen, unter Castro, Alba, Monterey, bald hier, bald dort aufgebaut, bis ihn Donna Anna Carafa, Gemahlin des Vizekönigs Medina, auf seine jetzige Stelle setzen ließ. Auch er ist ein reiches überladenes Figurenwerk von Tritonen, Delphinen, Meerwesen, aus deren Mitte sich über einer von drei Satyrn getragenen Muschel Neptun erhebt. Aus seinem Dreizack springen, nicht übel anzusehen, Wasserstrahlen.

Das beste Denkmal spanischer Vizekönige wird immer der Toledo bleiben, welcher dem bekannten Pietro di Toledo aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts seinen Glanz verdankt.

Ich habe die merkwürdigen Katakomben Neapels besucht. Der Eindruck, den man dort empfängt, ist gemischt aus Grauen und lebhaftem Interesse an jenen Zeiten, welche dieses unterirdische Werk schaffen und pflegen, ja mit Leben durchdringen und mit Kunst verzieren konnten.

Die Katakomben von Syrakus erscheinen minder düster, weil ihre Galerien durch feste Symmetrie geregelt werden. Dagegen sind die römischen Katakomben, soweit sie zugänglich gemacht wurden, nur enge, niedrige, kunstlose Gänge und Kammern von freilich unermeßlicher Ausdehnung, aber doch die merkwürdigsten, weil sie in der Hauptstadt der Welt selber die Stätten waren, wo das Christentum sein nächtliches Leben nährte und sich gleichsam aus der Erde emporwühlte, um endlich Rom und die Welt zu beherrschen.

Die Katakomben Neapels liegen gegen die nördlichen Höhen von Capo di Monte unterwärts in dem Tuffelsen, durchbrechen die Hügelkette, zwei, ja wie man behauptet, drei Stockwerke hoch, und dehnen sich als eine weite Totenstadt bis gegen Puzzuoli aus. Kein Stein konnte leichter zu bearbeiten und kein Felsen leichter zu durchgraben sein, als dieser gelbe vulkanische Tuff Neapels. Wie mit der Zeit solche unterirdische Höhlungen und Stollen entstanden sind, kann man überall da erkennen, wo diese Tuffwände als Steinbrüche für den Häuserbau angegriffen werden. So auf der neuen Straße des Posilip, wo

sich Grotten, Austiefungen und Gemächer im Fels zeigen, die nun zu Vorratskammern, selbst zu Wohnungen benutzt werden.

Die ungeheuren Räume, welche so in der Erde entstanden und allmählich zu einem troglodytischen Labyrinth anwuchsen, mußten sich von selbst zu irgendeiner Benutzung darbieten. Man hat von den Kimmeriern gefabelt, den Anwohnern des neapolitanischen Meeres, daß sie sich hier in die Erde hineingewühlt hätten. Aber wer kann sich ein noch so rohes Menschengeschlecht vorstellen, welches im Angesicht einer solchen Natur, unter dem glücklichsten Himmel sich in ein unterirdisches Dunkel verkröche? Jene uralten Felsenwohnungen, wie sie im Tale Ispica und in Malta gefunden werden, öffnen sich doch immer dem Tageslicht. Gegen feindlichen Anfall konnten diese Räume wohl Schutz bieten. Indem nun die Stadt anwuchs, die von dorther das Material zu ihren Häusern holte, war nichts natürlicher als der Gedanke, die Toten daselbst zu begraben. Daß nicht erst die Christen diesen Gebrauch von den Katakomben machten, ist unzweifelhaft; daß bereits Römer und Griechen dort Grüfte anlegten, ist eine Tatsache. Man findet noch heute eine kleine Säule in einem ziemlich geräumigen Gemach der Katakomben, auf welcher in griechischer Schrift das Wort Priapos steht.

Die Katakomben werden ursprünglich der Begräbnisort des armen Volks gewesen sein, welches kostbare Denkmäler über der Erde nicht errichten konnte. Mit geringer Mühe war hier ein Grab in den Tuff gehauen, waren hier Loculi eingegraben, worin man die Aschenkrüge aufstellen konnte. Man findet in diesen Grüften noch Malereien, welche durchaus der heidnischen Vorstellungsweise angehören; die meisten freilich sind christlichen Ursprungs. Denn nachdem die verfolgte Gemeinde in diesen unterirdischen Stätten Schutz gesucht und sie zum Vereinigungspunkt ihrer Andachtsübungen gemacht hatte, schmückte man die Grüfte der geliebten Toten, welche man in dem gemeinsamen Asyl bestattete, mit Bildern und Symbolen des Glaubens. Ihre Formen blieben noch die hergebrachten heidnischen; man findet den heitern Sinn der pompejanischen Arabesken auf den Wänden dieser

Christengräber wieder. Selbst die symbolischen Darstellungen sind noch heidnisch, wie namentlich die vom Bacchus entlehnten Bilder der Weinlese und Kelter. Man sieht Rebengewinde, Genien, Trauben, an denen Vögel naschen. Christus wird als Orpheus vorgestellt. Dann entwickeln sich wesentlich christliche Symbole, der gute Hirt, welcher das Lamm trägt und die Schafe weidet, der Hirsch, der Pfau, der Fisch, die Taube, das Bild des Kreuzes und Engel. Es macht einen seltsamen Eindruck, diese nun leider durch den Dampf der Fackeln geschwärzten Wandbilder zu betrachten, und hier die Anfänge der christlichen Kunst aus der römischen Wandmalerei hervorgehen, vom pompejanischen Stil bis zu dem von Byzanz fortschreiten, und unmittelbar an die heidnische Mythologie eine neue christliche sich anschließen zu sehen.

Da das Samenkorn der christlichen Entwicklung in eine Grabkatakombe gelegt war und aus ihr emporwuchs, so ist kein Wunder, daß der Charakter des Christentums ein katakombenhaftes Wesen mit in die freie Luft hinübernahm. Das Totenhafte der Lebensanschauung, Weltentsagung, Märtyrertum, Lebensverachtung, Lust am Schmerz, endlich Unduldsamkeit und Fanatismus, würden sie dem Christentum so tief eingedrückt worden sein, wenn es seinen Kultus in der sonnigen Luft über der Erde, in der fröhlichen Natur entwickelt hätte und nicht wäre gezwungen worden, in der dunkeln Grabhöhle der Märtyrer bei düsterm Fackellicht, in beständiger Angst vor dem Verfolger zu wohnen?

So hat mich in Neapel nichts so tief bewegt, als der Eintritt in diese Katakomben und der Besuch Pompejis. Man kann die Katakomben das Pompeji des Christentums nennen. Beide Stätten erschließen uns zwei große Perioden der Menschheit; ihr Widerspruch kann nicht greller sein. Sehen wir dort die nun auch leichenhaft öden Wohnungen des Heidentums, so lacht uns doch aus Haus und Säulentempel der heitere Menschensinn entgegen, der sich mit den Formen des Schönen umgibt und mit seinen Göttern das Leben genießt. Hier blicken wir

in die Wohnstätte eines andern und doch desselben Menschengeschlechts. Es sind Griechen und Römer, wie jene in Pompeji, noch derselben Kultur angehörig, und wie verschieden! Den pompejanischen Frohsinn scheinen sie noch nicht vergessen zu haben, selbst in der Nacht der Katakomben. Wie aus Gewohnheit haben sie die Freske, die zierliche Arabeske, die Weinkelter des Dionysos auf die dunkeln Wände übertragen; aber sie schmücken Gräber. Sie selbst sitzen an Gräbern, sie genießen unter und mit den Toten ihre Liebesmahle, die Agapen. Sie erfüllen diese Galerien mit ihren Klagegesängen und ihren monotonen Gebeten. Einst werden sie hervorkommen; sie werden an das Tageslicht mit sich nehmen Götter von schreckendem Angesicht, wie das Meduſenhaupt, vor denen das schöne Leben der Natur versteinern wird, Märtyrer, Totenschädel, Gebeine, Reliquien der Hingerichteten, welche sich über die Welt verbreiten werden, und die man einst auf jene Altäre zur Anbetung niederlegen wird, wo die Statuen griechischer Götter standen. Das wird von hier hervorsteigen, und mehr als der Vesuv über Pompeji ausschüttete, wird die Katakombe über die Welt ergießen — Asche der Trauer.

Sollten diese unheimlichen Vorstellungen vielleicht mehr als Katakombenphantasien sein? Ich lasse es auf sich beruhen. Es gibt kein besseres Lokal für spekulative Theologie und Gespenster als jene Grüfte. Die Luft ist feucht und schauerlich; tiefes Dunkel oder grauer Dämmerschein, Modergeruch, fürchterliche Totenstille. In die wirren Kammern, durch die langen, verworrenen Galerien, zu deren Seiten mit Knochen und Moder gefüllte Gräber sich endlos ausdehnen, oder Nischen und Loculi sich sehen lassen, schlüpft man hinein, wühlt man sich hervor. Grell leuchten die Fackeln in die Schatten und herauf zu den Malereien in den Nischen, zu Gestalten der Abgeschiedenen, die mit aufgehobenen Händen, gespenstisch und überirdisch herunterblicken. Verwischte Inschriften, griechische, römische, selbst hebräische, ob zu entziffern oder nicht, und zahllose Symbole, Monogramme, Zeichen bringen recht ins Bewußtsein, daß man in einer Welt

sich befindet, wo alles Mysterium, Allegorie und Rätsel ist. Zwei Hospitaliten von San Gennaro dei Poveri, Greise, die in jenem Kloster am Eingange der Katakomben verpflegt werden und die Fremden in die Grüfte führen, halten die Fackeln, erklären und gehen voran. Passendere Führer in diese Unterwelt kann man nicht finden. Sie schleichen in ihren langen blauen Kutten, die Fackeln in den Händen, wie Gespenster; von Alter gekrümmt, mit silberweißem Haar, eingefallene Gesichter, und totenbleich; wenn ich diese Alten betrachtete, so schienen sie mir bereits tot wie die Gerippe, welche ihr Fackelschein beleuchtete, und als wankten sie schon tausend Jahre in den Katakomben. Der eine las vor zwei Figuren in einer Nische, indem er die Fackel hielt: Votum solvimus nos quorum nomina deus scit: Wir haben unser Gelübde gelöst, wir deren Namen Gott kennt. Man muß es an Ort und Stelle empfinden, wie bei aufgeregter Phantasie solche mysteriöse Sprüche sich anhören; mir schien es, als sagten diesen Spruch die beiden Alten von sich selber, und als wollten sie mir damit zu verstehen geben, daß sie bereits abgeschieden seien. Ich sah ihnen ins Gesicht, und wie sie so dastanden in ihren Kutten und mit diesen totenfarbenen Gesichtern, überkam mich ein Grauen; ich wollte nichts mehr hören noch sehen. Diese Mysterien, dieser tiefe, schwarze, nächtige Grund des Lebens, in welchen uns die Natur wieder einmal hinunterstürzt — bliebe er doch dem menschlichen Auge stets verschlossen! Ich bat die Alten, mich wieder ans Licht zu führen, ich hätte genug. Sie lächelten und schlichen zurück. Am Eingange überzeugte ich mich denn auch, daß sie beide noch lebten, denn sie bedankten sich für das Silberstück, das ich ihnen gab, ihr altes Herz mit einem Trunk Wein zu erlaben.

Um sich nun auch mit dem Gedanken an den Tod auszusöhnen, kann man nichts Besseres tun, als von jenen Katakomben nach dem neuen Campo Santo Neapels hinüberzugehen. Man sagt, daß er der schönste Friedhof Europas sei, und wohl möchte ich es glauben, denn seine Lage ist so entzückend wie

seine Monumente inmitten eines paradiesischen Gartens freundlich und dem Auge wohlgefällig sind. Man hat ihn auf einem Hügel unter Poggio reale angelegt, welcher die Straße nach Nola beherrscht, und von wo aus das Panorama auf Stadt und Golf, die Küsten von Sorrent, den Vesuv und die reiche Vegetation zu seinen Füßen offen liegt. Dieser Hügel ist ganz mit Grabmonumenten bedeckt, welche meistens in der Form kleiner, sehr zierlicher Säulentempel sich erheben. Sie bilden hier ganze Straßen, da sie sich auf beiden Seiten aneinander reihen, und indem man zwischen ihnen hingeht, möchte man ungefähr in kleinerem Maßstab die Vorstellung von dem haben, was einst die Via Appia gewesen ist. Andere stehen wieder in andern Gruppen vereint oder schließen sich zu einer kleinen Totenstadt zusammen. Etwa auf der Höhe des Hügels erhebt sich eine Säulenhalle und eine Kirche, wo Totenmessen gelesen werden. Auch hat man weiterhin ein kleines Kloster in gotischem Stil aufgebaut, worin zwölf Kapuzinermönche wohnen und Gottesdienst halten. Die größte Anzahl jener Tempel gehört den Brüderschaften Neapels; diese uralten, höchst wohltätigen Vereine zum Zweck der Bestattung von Toten, ohne Frage die trefflichsten sozialen Gemeinschaften, da sie auch Kranke und Notleidende pflegen, belaufen sich auf die Zahl 174. Man liest ihre Namen an den Frontispizen der Grabmäler. Andere Monumente sind Familiengräber. Die kleinen Tempel haben Raum zu einer Kapelle, welche durch eine Gittertür verschlossen wird. Es befindet sich darin ein Altar, ein Madonnenbild, die ewige Lampe; auch fehlt es nicht an Bildern und Büsten der Toten. Hier können sich die Nachgebliebenen zum Gebete versammeln und sind nicht ganz von der Gemeinschaft mit ihren Geliebten getrennt. In jeder Weise erinnern diese Grabmonumente an die der Alten: heiter und sinnreich, in schönen Formen, selbst in pompejanischer Weise mit Farben geschmückt, machen sie einen beruhigenden und versöhnenden Eindruck. Dazu diese Haine von blühenden Bäumen, diese Oleanderbüsche, Amaranten, Tulpenbäume, Hortensien, Myrten; sie drängen alles Düstere

und Farbloſe zurück. Wenn man unter ſolcher Blütenpracht daſitzt, den Blick auf das geſegnete Kampanien und das abendlich verklärte Meer gerichtet, muß man glauben, daß den Toten hier recht wohl gebettet ſei. Der ſchöne Kirchhof wurde erſt im Jahre 1845 eingeweiht.

4.

Man wird ſchwerlich Neapel verlaſſen, ohne den Veſuv beſtiegen zu haben; aber nicht viele mag es geben, die auch ſeinen Zwillingsbruder, den Berg Somma beſuchten. Alles Intereſſe nimmt der rauchende Vulkan in Beſchlag, ſo daß ſeine zweite, ausgebrannte Spitze unbeachtet bleibt; und doch gar ſo ſchön gipfelt ſich die Somma mit ihren ſteilen ſchwarzen Lavawänden neben dem Veſuv empor und ſenkt ihre grünbewaldete Seite in die Ebene Kampaniens allmählich nieder.

Ich beſchloß eine Fahrt auf den Berg, denn ſchon ein Blick von ſeinem Gipfel auf den Aſchenkegel des Veſuv dürfte belohnend ſein, da dieſer, ſo von oben herab und in unmittelbarer Nähe angeſchaut, ſich in einer neuen Form darſtellen muß. Wir waren eine heitere Geſellſchaft von ſieben Männern, darunter auch zwei Naturforſcher, ein franzöſiſcher Zoologe und ein Arzt aus Tambow in Rußland. Um 6 Uhr morgens fuhren wir von der Stadt aus, und nachdem wir San Giovanni verlaſſen hatten, wendeten wir uns links durch blühendes Gartenland nach Santa Anaſtaſia unter der Somma. Wir nahmen uns hier Führer, die des Weges durch die Bergwaldung kundig waren. Ein kräftiges Weib trug unſern Speiſekorb, und zwei maleriſch ausſehende Männer, von denen der eine im Gürtel einen langen Dolch und auf der Schulter eine Flinte mit ſich führte, ſchritten uns vorauf. So ſetzte ſich die kleine Karawane in der fröhlichſten Laune in Bewegung, entzückt durch den ſtrahlenden Himmel des Julimorgens und durch die ſchon jetzt wunderſame Fernſicht in das Paradies Kampaniens, welches dem Berge zu Füßen ausgebreitet liegt.

Wir stiegen zuerst durch Gärten aufwärts, in denen der edle Wein von Somma wächst, dann kamen wir in Kastanienwälder, bis das Aufsteigen beschwerlicher und die Bergsenkungen immer steiler wurden. Durchweg und bis gegen die Kante des Gipfels ist die Somma mit Kastanienwuchs bedeckt und mit einer üppigen Flora geziert. Feuerlilien, Nelken, Trifolium, purpurnes Antirrhinum, die köstliche Valeriana lockten den Botaniker, während der Zoologe auf die bunten Schmetterlinge eifrig Jagd machte.

Je weiter wir hinaufstiegen, desto wegeloser wurde der Berg; nicht einmal Hirten haben ihre Straße hier ausgetreten; oft verschwinden die schmalen Pfade und verlieren sich in Gebüschen oder in Abgründen und Schluchten. Wir fanden tiefe, steile Rinnen, nun trocken gelegte Betten der Regenflut, deren Wände in vulkanischer Aufschichtung bald Asche, bald Lapilli und feste Lava bildeten.

Drei von unserer Gesellschaft stiegen in eine solche vulkanische Schlucht nieder, mit Hammer und Schaufel ausgerüstet, um den Kristallisationen nachzuspüren. Wir fanden ihrer genug in den Grotten, welche hier von der basaltischen Lava und den verhärteten Aschenschichten gebildet sind. Vielfache Eisenkristalle und das herrlichste vulkanische Gestein liegt teils auf dem Boden, teils läßt es sich hervorschlagen; die mineralogische Ausbeute könnte hier groß sein, wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt und die Gefahr nicht scheut, von den lockern Wänden der Schluchten verschüttet zu werden.

Mit Gestein beschwert gesellten wir uns wieder zu den andern, die unterdes im Schatten des Baumwuchses auf uns gewartet hatten. Wir stiegen rüstig weiter, bis wir, von der Anstrengung des Kletterns und der Sonnenglut erschöpft, ungefähr auf dem zweiten Drittel des Bergs an einer Quelle niedersanken. Die Quellen sind auf der Somma sparsam; unsere Führer nannten diese, deren Wasser nicht reichlich, aber erquickend frisch war, Fontana di Mennone. Wir beschlossen, sie in der Tat Quelle des Memnon zu taufen, den Kastanien-

hügel aber, auf dem sie fließt, den Berg des Memnon zu nennen. Auch ist alles Gestein ringsum tönend, weil es gebrannt ist; schlägt man mit einem Eisen oder Stock an diese graublauen Tuffe, so klingen sie mit fast metallischem Ton, nicht anders als die Säulen auf dem Forum in Pompeji, wenn man an sie schlägt.

Höher hinauf wurde der Berg immer wüster, mehr und mehr häufte sich die Asche und das Lapilligebröckel; das Aufsteigen ward beschwerlicher, aber auch immer lohnender die Aussicht. Vom Vesuv sahen wir noch nichts, weil der steile Kamm der Somma ihn verdeckte; dagegen erweiterte sich landhinein der Horizont fast mit jedem Schritt und umfaßte eine der erhabensten Ansichten von der Bai Bajäs und den Gipfeln Ischias über Neapel und den Golf hinweg, über die Ebene von Caserta und das ganze große Gartenland Mittelkampaniens bis gegen Sarno hin. Vom Golf, an dem sich das unermeßliche Neapel die Hügel hinaufzieht, bis soweit das Auge zu den Apenninen, den Bergen von Matteſe und Santa Vergine reicht, dehnt sich diese Ebene aus; sie gleicht einem ungeheuren Park, von weißen Wegen durchschnitten und bedeckt mit Schlössern, Villen, Kirchen und Klöstern, und mit Städten, die im Grünen inselgleich hervorschimmern. Auf dem letzten Vorhügel unter dem Kamm der Somma standen wir von Entzücken hingerissen, denn wir konnten nun Neapel und das Meer auf der einen, die Ebene Kampaniens auf der andern Seite wie mit einem Blick übersehen.

Wir zählten folgende Städte: Santa Anastasia und Somma, weiterhin Pomigliano d'Arco, Acerra, Afragola, Santa Maria unterhalb Capua, rechts von hier Caserta und sein Schloß, Maddaloni zu Füßen blauer Berge, gerade vor uns, über Somma hinaus, Marigliano, und weiterhin Nola, dann Ottajano, Palma und Sarno, wo die Berge zur äußersten Rechten bei Nocera die Ebene schließen. Es war heute das Fest der Mutter der Gnaden. Aus den Städten unten drang wie dumpfes Pelotonfeuer der Schall von Kanonenschlägen aufwärts, und wie wir hoch auf dem ausgebrannten Krater der Somma

standen, glichen die rollenden Schüsse vulkanischen Feuern, die im Innern des Berges verknatterten.

Wenn man dies Meer und Land überblickt, so begreift man, daß wer einst hier Herrscher war, eher sterben als den Verlust verschmerzen mochte; so die Schwaben, so Aragon und Joachim Murat. Auf einem solchen Standpunkt mochte einst der Kaiser Friedrich II. ausgerufen haben: „Jehova würde seinem Moses das gelobte Land weniger angepriesen haben, hätte er Neapel gesehen.“ Und nun wartete ein größeres Schauspiel auf uns. Noch sahen wir den Vesuv nicht; wir näherten uns dem Gipfel der Somma, welchen ein hölzernes Kreuz bezeichnet, und noch ein paar Schritte auf dem scharfen Grat vorwärts, so wuchs plötzlich aus dem Boden empor, so stand vor uns die unbeschreibliche Gestalt des Aschenkegels, nah und nächst uns gegenüber. In grellstem Kontrast wurden wir von den lachenden Gefilden Kampaniens in die graue, leichenstarre Todeswüste versetzt, wo die freudenlose Natur in Asche trauert. Die Gewalt dieses Gegensatzes kann ich nicht schildern, noch den Eindruck bezeichnen, den der plötzliche Anblick des dampfenden Aschenberges machte; schien er doch mit einemmal in dämonischer Furchtbarkeit aus dem finstern Höllenschlund schwefelflammend emporzusteigen.

Von keinem Punkt aus kann der Vesuv ein gleiches Bild gewähren wie von der Spitze der Somma, die ihn an Höhe beinahe erreicht. Wenn man auf dem Wege von Resina zu ihm emporklimmt, sieht man ihn nur von unten auf, hier von oben nach unten; man schaut fast in seinen Rachen hinein und sieht ihn in seiner vollen Gestalt auf dem herrlichsten Hintergrunde von Landschaft und Meer; außerdem hat man das Theater des Sommakraters vor sich mit allen seinen abgestürzten Lavawänden. Wer nun endlich vom Fuß des Vesuvs sich zum Aschenkegel emporwindet, sieht überhaupt nicht mehr die Gestalt desselben, sondern nur seine Asche und Lavafelder.

Drei von uns wagten sich auf den schmalen Grat des Berges bis an die äußerste Spitze vorwärts, und hier war

die Szene diese: dreifach zerschmettert und zerrissen gipfelt sich die Somma dreimal, nach dem Vesuv senkrecht hingestürzt. Zur Rechten und zur Linken starrt der alte zerschellte Krater ein schwarzer zerbrochener Trichter: rötliche und graue Felsenzinken, massige scharfe Lavasplitter werden von zusammengeballtem vulkanischen Geschiebe unterbrochen. Wenn der Beschauer auf dem mittelsten Auslauf des Sommarandes steht, sieht er diesen Rand in pyramidischen Bildungen halbkreisförmig um den Vesuv gebogen, von dem er durch den schwarzen Abgrund getrennt wird. Nah vor den Augen steht der Kegel, überwältigend erhaben, vom Scheitel bis zum Fuß in Asche gehüllt, graugelb von Farbe, nur an den Seiten, wo ihn die Lava überfloß, tiefschwarz gestreift; der Kraterrand hochgelb und weiß umfaßt, einen leichten Dampf ausatmend.

Mit der Bewunderung des Erhabenen verbindet sich das Entzücken über die sanften Formen und Linien dieses schönen Kegels, wie über die nicht zu beschreibende Zartheit seiner Farben. Ich kenne keine Ansicht der Natur, in welcher sich eine so vollkommene Verbindung des Furchtbaren mit dem Reizenden zeigte wie in dem Aschenkegel des Vesuvs; und nun, da ich auch den Krater des Ätna bestiegen habe, darf ich sagen, jene Verbindung ist das Charakteristische, welches dem Vesuv eigen ist. Es ist schwermütige Majestät; die Farbe der Asche, mit deren Anblick sich zugleich die Vorstellung des Sanften und Weichen verbindet, ihr bräunlicher oder bläulich milder Ton, endlich die schönen Linien des Kegels kommen hinzu, um ein wunderbares Gemälde hervorzubringen. Wenn die glänzende blaue Meeresfläche, das violette Gebirge und die duftige Landschaft den Aschenkegel als Hintergrund umgeben, und so diese lebhafteren Lichter gleichsam hervorquellen, wird hier eine bezaubernde Farbenstimmung hervorgebracht.

Wir lagerten auf der steilen Wand der Somma, alle Seligkeit der Welt in Himmel, Erde und Meer über, um und unter uns verbreitet. Ruhig ließ uns der Vesuv gewähren; nur aus dem hochgelben Schwefelrande dampfte er, um uns zu

sagen, daß mitten in das Paradies aller Wonnen der Dämon der Zerstörung hingestellt sei. Jene beiden Lavastreifen, welche den Aschenkegel schwarz einfassen, sind die erstarrten Ströme zweier jüngerer Eruptionen. Der auf der linken Seite stammt vom Jahre 1850 her. Damals hatten sich, gegen den Fuß des Aschenkegels hin, fünf kleine Krater gebildet; wir sahen diese sonderbaren schwarzen Kegel. Herr Berncastel zeigte mir auch die Stelle, wo beim Ausbruch von 1847 ein Amerikaner und ein Deutscher ums Leben kamen. Tollkühn sich vorwagend wurden beide von glühenden Steinen niedergeschlagen.

Ein wunderbares Schicksal traf im Jahre 1822 einen Schuster aus Sorrent. Er war auf den Vesuv gegangen, ohne einen Führer mitzunehmen. Der Krater, ausgeleert durch den Ausbruch vom Jahre 1820, lag frei; der verwegene Mensch stieg hinein, und es wandelte ihn die Lust an, dem Höllengeist nicht allein in den glühenden Rachen zu schauen, sondern ihm als ein obszöner Titane noch ein Schimpflicheres anzutun. Bei dieser Verunglimpfung überfiel ihn ein Schwindel; der Mann stürzte in den Krater hinab. Erstarrte Lava hielt ihn auf. Mit einem zerschmetterten Bein und Arm blieb er zwei Tage lang am innern Kraterrande schweben, bis einige Vesuvfahrer sein Wimmern hörten. An Seilen zog man den Unglücklichen in die Höhe; der Schuster aber schien die unzerstörliche Natur Ahasvers zu haben, denn er kam aus dem Spital lebend und gesund in seine Heimat zurück. Diese schrecklich heitere Geschichte erzählte uns Don Michele, Pfarrer der Einsiedelei auf dem Vesuv, zu dem wir hinabgestiegen waren. Denn nach einer Stunde Aufenthalts hatten wir den Gipfel der Somma verlassen, um rechts fort zur Einsiedelei zu gelangen.

Die Szene wechselte hier. Ein Nebel kam über den Vesuv gezogen, und ein heftiger Wind jagte sein Gewölk durch Schluchten und Felswände über den Aschenkegel fort — ein prachtvoller Luftkampf, der dem wüsten Schauplatz neues Leben und neuen Reiz verlieh, wenn durch die flatternden Gespinste dunkle Felszacken, Lavablöcke und Krater hervorgrauten. Der Nebel

teilte sich bald, und vor unsern Füßen lagen wieder Neapel, der Golf, Capri, Ischia, Misen, und rechts hin die kampanische Ebene.

„Voilà la Cléopâtre!“ Dieser seltsame Ruf weckte mich aus allen Betrachtungen. Es war der 67jährige französische Naturforscher, der ihn wiederholt ausstieß und fortsprang, die Kleopatra zu fangen, der neue und doch so alte Antonius. Die Neigungen der Menschen sind seltsam. Der liebenswürdige Greis, vom heitersten Temperament und von unermüdlicher Kraft, würdigte weder den Vesuv noch die Landschaft eines Blicks: er hatte nur Augen für die kleinen Schmetterlinge.

Wir waren auf dem steilen Rande der Somma nicht ohne Gefahr hinuntergestiegen, und nach einem mühsamen Weg über Asche und Lavageschiebe aus dem Jahre 1850, die nun in ihrer Erstarrung einem schwarzen Sturzacker gleichsehen, gelangten wir sehr ermüdet zu dem Eremiten. Die kleine Einsiedelei liegt nahe am Observatorium, einem zierlichen Gebäude von weithin herrschender Lage. Zweihundertjährige Linden umgeben sie, und ihre vom Vulkan unversehrte Kraft belehrte uns, daß dieser Punkt besonders geschützt sei. Es fällt nämlich der Aschen- und Steinregen in einer Parabole über die Einsiedelei hinweg, und der Hügel, auf welchem das Kirchlein steht, wird von dem Vesuv durch eine tiefe Austalung geschieden, also vor jedem Lavastrom geschützt. Außerdem zeigte uns ein schwarzes Schild mit gelben Buchstaben, daß das Ganze in die Magdeburger Feuerversicherungsgesellschaft eingekauft sei. Am Herde des Vulkans und in unmittelbarer Nähe seiner furchtbaren Verwüstungen ein Magdeburger Feuerversicherungspatent — das ist gewiß im höchsten Maß ergötzlich.

In frühern Jahren wohnte ein wirklicher Eremit an dem Kirchlein San Salvadore; der Pfarrer von Resina hat ihn aus der einträglichen Stelle verjagt und kommt nun selber von Zeit zu Zeit hinauf, dort Messe zu lesen und die Gäste mit Lacrimä Christi zu bewirten. Die kleine Gemeinde besteht aus einigen Colonen, die am Fuße des Vesuvs sich an-

gesiedelt haben, ferner aus der Bewohnerschaft des Observatoriums und der Gendarmenwache. Zur Pfingstzeit wird hier ein Fest gefeiert; dann kommen von den umliegenden Städten wohl 12000 Menschen herauf und ziehen in Prozession von San Salvadore bis zum Kreuz am Fuße des Vesuvs, um mit Gebeten den Feuerdämon zu beschwichtigen. Nun ruht der Berg seit 1850, und auch damals war seine Verheerung nicht groß, der Lavastrom floß gegen Ottajano in ziemlicher Breite, verwüstete die Gärten des Fürsten dieses Namens und zerstörte das Kloster der heiligen Teresa wie einige Wohnungen.

Nach einem trefflichen Mahl beim Pfarrer Don Michele, der uns obenein die liberalste Rechnung machte, weil er unsern Freund B. persönlich kannte, stiegen wir über die Lavaströme nach Resina hinunter. Dieses schwarze, endlose Lavafeld gewährt einen trostlosen Anblick. Aber auch hier ist der Mensch in seiner alles bewältigenden Industrie bewundernswert; denn kaum ist der Lavastrom erkaltet, so macht er sich daran, ihn zu benutzen. Selbst im Observatorium fand ich die bizarrsten Grotten und Gartenumzäunungen von Lava, und in der Einsiedelei hatten wir unsern Kaffee auf einem zierlich gearbeiteten Tische von Lava getrunken. Man meißelt selbst Büsten aus diesem Material; wie gut es nach der Politur sich ausnimmt, sollte ich erst in Catania erfahren, wo die Mannigfaltigkeit der Ätnalaven und ihre schöne Färbung mich in Erstaunen setzte.

Wir stiegen nach Resina nieder. Scharf grenzt hier die Lavawüste an die üppigste Rebenvegetation, und unmittelbar in der Asche selbst entwickelt der Granatbaum seine Blüten, welche so brennend rot sind, als wären sie Blumen gediegenen Feuers. —

Die Fahrt war so heiter und lohnend gewesen, daß wir beschlossen, bald eine ähnliche zu unternehmen, und so rollte mit uns wenige Tage darauf der Wagen von neuem über die Magdalenenbrücke nach dem Vesuv hinaus. Diesmal wollten wir seine Ansicht von der entgegengesetzten Seite genießen. Wir fuhren also nach den Lavaströmen von 1850, die sich über

Bosche tre Case und Bosche Reali hinaus erstrecken. Zum erstenmal sah ich hier diese merkwürdigen Dörfer, die auf der gefährlichsten Stelle am Vesuv selber sich angesiedelt haben. Ihre Lage mitten unter dem schönsten Grün, welches die vulkanischen Mächte nähren, ist so idyllisch wie die der Ätnadörfer; aber noch mehr als diese haben sie ein ganz orientalisches Ansehen. Klein und gewölbt wie die Häuser auf Capri, sind ihre Wohnungen aus der schwarzen Lava gebaut, und selbst die Türme der Kirchen bestehen aus diesem düstern Material. Das Volk sieht wild, scheu und ärmlich aus — nirgends ein schönes Antlitz. Wir waren in einer Schenke in Bosche Reali abgestiegen, um von dort aus unsere Wanderung nach dem Lavafelde fortzusetzen. Vergebens fragten wir nach Früchten; unsere Begierde nach ihnen wurde durch die Unmöglichkeit sie aufzutreiben gesteigert. Da bemerkten wir plötzlich, daß ein Pferd neben unserm Tisch aus einem Eimer mit größter Seelenruhe Johannisbrotfrüchte fraß. Es gab nun eine wunderliche Szene, da wir alle über den Eimer herfielen und das schmackhafte Pferdefutter mit verzehren halfen. Hier erfuhr ich's handgreiflich, daß man in Neapel die Pferde mit Johannisbrot füttert.

Wir besuchten die Lavaströme. Scharf haben sie in die Weingärten hineingeschnitten, so daß unmittelbar an der Lava vieljährige Ulmenbäume stehen, um welche die Rebe ihre Girlanden schlingt. Um so grauenhafter erscheint durch den Kontrast des heitersten Lebens der Natur die schreckliche Verwüstung. Ich sah auch die Trümmer vom Palast des Duca di Miranda in der Lava und Spuren anderer verheerter Wohnungen. Immer gleich prächtig zeigte sich auch von dieser Seite der Aschenkegel.

So war ich denn genugsam in die Mysterien des Vulkans eingeweiht, um nun endlich auch seinen Krater zu ersteigen. Ich hatte mir oft erzählen lassen, daß dieses Anklimmen auf den Aschenkegel ermüdender sei als die Besteigung des Ätna. Nachdem ich beide Mühsale genossen habe, darf ich sagen, daß mir das Erklettern des Vesuvs wie ein Spaziergang vorkommt gegen die ungeheure Anstrengung, welche der Ätnakegel kostet,

zumal in so verdünnter Luft und bei so starken Gasausströmungen des heißen und schwankenden Bodens. Ja, wenn man durch jene phlegräischen Wüsten des Ätna, die nimmer zu enden scheinen, und über jene gigantischen Lavafelder stundenlang geritten ist, will dieser städte- und volkverschlingende Vesuv sich zu einem artigen Feuerspielzeug für die Neapolitaner verkleinern. Indes gewährt sein Krater doch ein gedrängteres und lebhafteres, farbenglühenderes Gemälde der Hölle, als ich auf dem Ätna sah.

Es war eine köstliche Nacht als ich vom Vesuv herunterstieg. Die Sonne war im Meer von Ponza verglommen; bei wachsender Dunkelheit leuchteten die Städte der kampanischen Ebene und Neapel von zahllosen Lichtern, und am tiefblauen Himmel stand durch die Unendlichkeiten des Raums hingezogen das feurige kriegverkündende Bild des Kometen — ein großer Anblick, weil auf einem Vulkan angestaunt.

5.

Man hatte mich in Neapel auf das Fest des heiligen Paulinus in Nola aufmerksam gemacht, als auf eine höchst merkwürdige Erscheinung. Ganz Kampanien, so sagte man, ströme dort zusammen, und es gebe ein Schauspiel, das seinesgleichen nicht mehr habe. Ich machte mich also am 26. Juni dorthin auf, neugierig Nola kennen zu lernen, welches so manche Erinnerung darbietet: Marcellus hatte einst vor den Toren Nolas dem großen Hannibal die erste Niederlage beigebracht, der Kaiser Augustus war hier gestorben, Tiberius hatte hier seine Herrschaft angetreten. Wer wüßte ferner nicht, welche unerschöpfliche Fundgrube herrlicher Vasen Nola geworden ist; die schönsten, welche das Bourbonische Museum besitzt, hat man hier, in Ruvo und in Santa Agata dei Goti gefunden, und wer sie gesehen hat, wird sich mit Vergnügen jener großen nolanischen Vase erinnern, welche in einer figurenreichen Komposition die Zerstörung Trojas darstellt. Endlich müssen wir

auch der Erfindung der Glocken gedenken, deren sich diese kampanische Stadt rühmt; und auch der heilige Paulinus, einst ihr Bischof, ein trefflicher Poet und gelehrter Kirchenvater, ist ein gar nicht zu verachtender Stolz Nolas.

Saverino de Rinaldis hat ihn in einem lateinischen Epos besungen. Dies Gedicht ist dem Virgil nachgeahmt und heißt die Paolineide. Ich kaufte es eines Tages im Hafen zu Neapel, wo es mir bei einem Straßenbuchhändler in die Hände fiel; aber obwohl mich das wunderliche Fest des Heiligen genug für ihn interessiert hatte, brachte ich es doch nicht über mich, das Gedicht auszulesen. So viel wollen wir uns merken, daß der berühmte Mann im Jahre 351 in der heutigen Gascogne geboren war, daß sein Vater, Präfekt von Gallien, sich noch zum Heidentum bekannte, und auch der Sohn darin aufwuchs. In Bordò zum Christentum übergetreten, wurde Paulinus bald sein eifrigster Anhänger. Er hatte den Konsulat erlangt und war zum Verwalter der Provinz Kampanien ernannt worden. Hier verlegte er seinen Sitz von der Hauptstadt Capua nach Nola, aus keinem andern Grunde, als weil der heilige Bischof Felix dort begraben lag und durch seine Wunder alle Welt herbeizog. Er entsagte dem weltlichen Leben; seine innern Neigungen und unglücklichen Erfahrungen trieben ihn zum geistlichen Stande; war er doch einst des Brudermordes öffentlich angeklagt gewesen und nur durch die Dazwischenkunft seines Lehrers Felix von der fürchterlichen Anklage gereinigt worden. Paulinus wurde Geistlicher; sein Genie als Dichter und Kirchenschriftsteller brachte ihm Ansehen, sein heiliger Lebenswandel eine grenzenlose Verehrung. Er wurde der Nachfolger des heiligen Felix auf dem Bischofstuhle zu Nola. Als er im Jahre 431 gestorben war, begrub man ihn in der Kathedrale; später kam sein Körper nach Benevent und endlich in die Kirche des heiligen Bartholomäus in Rom.

Was Paulinus im Gemüte des Volks lebendig erhält, sind weder sein Genie noch seine Wunder, sondern es ist eine gute Tat, die von ihm berichtet wird. Als er nämlich Bischof war,

wurde der einzige Sohn einer nolanischen Witwe von den Vandalen in die Sklaverei nach Afrika weggeführt. Paulinus machte sich voll christlicher Selbstaufopferung auf die Reise, den Sohn zu erlösen und an seiner Stelle das Joch der Knechtschaft zu tragen. Nach vollbrachter Tat kehrte er aus Libyen heim; die Nolaner aber zogen ihm festlich entgegen und führten ihn mit Musik und Tänzen und seltenen Festlichkeiten auf seinen Bischofssitz zurück. Das war geschehen am 26. Juni eines ungewissen Jahrs; das Andenken dieses Tags wird noch alljährlich in Nola gefeiert und versammelt eine große Menschenmenge, welche von den entlegensten Gegenden Kampaniens heranzieht.

Ich begab mich am frühen Morgen auf die Eisenbahn. Die Fahrpreise waren auf ein Minimum herabgesetzt, der Zudrang groß, alle Straßen mit Wagen jeder Art bedeckt, welche auf dem Landwege nach Nola eilten. Eine und eine Viertelstunde lang fuhr der Zug durch das blühende Land, dessen unerschöpfliche Fülle ein ewiges Fest der Natur zu sein scheint. In Nola sah ich schon vor den Toren eine unabsehbare Menschenflut sich gegen die Stadt ergießen. Ein Krammarkt war am Eingange aufgeschlagen, die alte Stadtmauer und ein daran stoßender Turm beklebt mit riesengroßen Bildern; da gab's im Turme selber die gran Foca marina zu sehen, und Musikanten wie Ausschreier machten über diesen Seehund einen schrecklichen Lärm von Trompetenstößen und Anpreisungen. Zugleich erscholl Geschrei von Schauspielern, die auf einem Brett stehend zu ihren Künsten einluden. Nicht zu sagen ist die bunte Menge von Waren, die in den Buden ausgerufen wurden, noch der Lärm der in die Stadt Strömenden, noch die Grellheit der Farben, die sich hier in Tüchern und Kleidern und den zahllosen Fähnchen zusammenfanden, welche man in Händen schwang.

Kaum war ich in die wimmelnde Stadt eingetreten, als mich ein nie gesehener Anblick verwirrte. Rauschende Musik drang aus einer Seitenstraße, ein sonderbares Ungetüm kam dahergewandelt, dessen Erscheinung mich aus Kampanien geradezu

nach Indien verſetzte. Ich ſah einen hohen, grell mit Gold, Silber und Rot überkleideten Turm von Laſtträgern herbeitragen; er war fünf Stockwerke hoch, aus Säulen aufgebaut, mit Frontiſpizen, Frieſen, Niſchen, Bogen, Figuren geſchmückt, zu beiden Seiten mit bunten Fähnchen beſteckt, mit Goldpapier, roten Decken und jeglichen Farben überzogen. Die Säulen metallglänzend rot, die Niſchen goldgrundig mit den ausſchweifendſten Arabesken verziert; die Figuren, Genien, Engel, Heilige, Ritter, in bunteſten Koſtümen; ſie ſtanden ſtockwerkweiſe übereinander, hielten Füllhörner in den Händen oder Blumenbüſche, Girlanden oder Fahnen. Alles rauſchte, knitterte, flatterte in der Luft, da der Turm ſelber auf den Schultern von etwa dreißig Laſtträgern hin und her ſchwankte. Es ſaßen in ſeinem unterſten Stockwerke blumenbekränzte Mädchen, mitten inne ein Chor von Muſikanten, mit Trompeten, Pauken, Triangeln, Zinken eine ſinnverwirrende Muſik erhebend.

So bewegte ſich dieſer Turm langſam weiter, über die Häuſer der Straße wegragend und oben auf der Spitze einen **ſonnenſtrahlenden Heiligen gen Himmel haltend; nun hörte ich auch von einer andern Seite her ſchallende Muſik und ſah über den Häuſern weg hie und da noch einen, und wieder einen und immer wieder mehrere ſolcher Wandeltürme hervorragen.**

Mein Gott, fragte ich einen neben mir ſtehenden Mann, was iſt denn dieſes? Er antwortete mir in einer unverſtändlichen Sprache, von der ich nichts begriff als die Worte guglia di San Paolino. „Ihr müßt wiſſen," bemerkte hierauf ein Neapolitaner, welcher ſich zu mir wandte, „daß dies die Feſtobelisken für den Heiligen ſind; denn als er aus der Barbarei nach Nola zurückkehrte, gingen ihm die Bürger dieſer Stadt tanzend entgegen und trugen ebenſolche Obelisken vor ſich her. Da könnt Ihr auch die andern ſehen, ſie alle ziehen nach der Kathedrale, um zu tanzen".

Wir eilten auf den Platz des Doms, denn dort ſollten jene Obelisken aufgeſtellt werden. Es kamen ihrer neun von verſchiedenen Seiten herangezogen. Sie mochten alle von der

nämlichen Größe sein, bis auf einen, der sich 102 Palm hoch erhob, und dieser gehörte der Körperschaft der Landbauern an. Jedes bedeutende Gewerk (arte) stellt nämlich einen solchen Obelisken für das Fest her. Man arbeitet daran vier bis sechs Monate. Die Kosten werden von den Gewerken aufgebracht und belaufen sich für jeden Turm auf etwa sechsundneunzig neapolitanische Dukaten.

Als ich diese sonderbaren Dinge in der Nähe betrachtete, fiel mir erst auf, daß sie die architektonischen Abbilder jener barocken Obelisken waren, welche auf Plätzen Neapels stehen und durch ihre phantastische Skulptur und Architektur von der Richtung neapolitanischer Phantasie ein so auffallendes Zeugnis geben.

Ein jeder der Obelisken hat seinen Standort in einer Straße neben dem Haus eines angesehenen Gewerkmeisters. Man zimmert dort das wunderliche Wesen unter einem mit Leinwand überzogenen hohen Verschlage auf, welcher die Arbeiter und das Werk vor der Witterung schützt. Aus Mastbäumen und Querstangen macht man das erste Gerippe; man setzt Stockwerk auf Stockwerk, dann überkleidet man das Ganze mit Papiertapeten, doch nur an der Front und den Seiten, denn die vierte, hintere ist mit Myrtenästen, grünen Zweigen und einem Wald von Fähnchen bedeckt. Die Nebenseiten zeigen auf der bunten Papierverkleidung schwebende Genien, welche Girlanden halten. Auf das kunstreichste wird die Fronte dargestellt; Maler wie Architekten sind dabei reichlich beschäftigt. Jedes Stockwerk hat korinthische Säulen, zwischen ihnen Nischen, darüber einen Fries. Man füllt die Nischen mit Gestalten aus; in die des untersten Stockwerks stellt man lebende Figuren: Mädchen oder Knaben, welche kurze Röcke und goldpapierene Helme tragen. In der mittleren Nische steht das Hauptbild: auf dem Obelisken der Landbauern oder Schnitter war es eine kolossale Judith in prachtvollem Gewande, das Haupt des Holofernes in der Hand erhebend; in andern Obelisken Heilige oder Schutzpatrone. Nun folgen über dem Mittelbilde und

an den Seiten jedes Stockwerks Figuren mit den verschiedenartigsten Emblemen: Engel, welche Fahnen, andere, welche Harfen tragen, Genien mit Blumenkränzen und Füllhörnern. In der Mittelnische des obern Stockwerks steht ein Engel, der ein Weihrauchfaß schwingt; dann folgt die goldene Kuppel, die das Ganze krönt, oder eine lilienartige Ausschweifung, über der sich das oberste Heiligenbild abschließend erhebt. Auf dem Obelisken der Schnitter war dies der heilige Georg mit dem Malteserkreuz und einer weißen Fahne in der Hand.

Welchem Gewerk jeder Obelisk angehört, sagt ein Attribut, das vom Fries der Mittelnische herabhängt; am Obelisken der Schnitter sah man eine Sichel; an dem der Bäcker zwei gewaltige Kringel; bei den Fleischern ein Stück Fleisch; die Gärtner hatten einen Kürbis; die Schneider eine weiße Weste; die Schuster einen Schuh; die Pizzicaroli einen Käse; die Weinhändler eine Flasche herausgehängt. Nun ging jedem Obelisk noch ein Emblemträger vorauf: bei den Gärtnern ein Jüngling, welcher ein Füllhorn trug; bei den Schenkwirten sah ich zwei Doppelfiguren vorauftragen, angelehnt an einen versilberten Pfeiler, worauf ein Weintönnchen lag. Mir schienen diese dem Sankt Peter und Paul ähnlich zu sein.

Die Obelisken zogen, ein jeder mit dem Musikchor im untersten Stockwerk, nach der Kathedrale. Die rauschenden Klänge, die bunte wogende Menschenmasse mit den zahllosen Fähnchen von Gold- und Silberpapier, die von Blumen und Mädchen lachenden Balkone der Häuser, die hereintaumelnden bizarren Türme, die flimmernde Sonnenglut des kampanischen Himmels — dies war ein so sonderbares, grelles, schreiendes Schauspiel, daß es mich betäubte und mitten in das Heidentum zurückversetzte. Den Zug des Hauptobelisken eröffneten zwei sehr kleine, in deren Unterstock bekränzte Kinder saßen; dann folgte ein Schiff, worauf ein als Türke gekleideter Knabe saß, eine Granatblume in der Hand. Hinter diesem Schiff trug man ein großes Kriegsfahrzeug mit einem Stück Meer, das ihm als Fundament diente; die Galeere war auf das voll-

endetste ausgerüstet. Auf dem Bugspriet stand ein junger Mensch in mauriſcher Tracht, vergnüglich eine Zigarre rauchend, auf dem Steuerbord aber kniete vor einem Altar die Figur des heiligen Paulinus ſelber.

Sobald nun ein Obelisk vor dem Dom anlangte, begann das ſeltſamſte Schauſpiel; denn der ungeheure Turm begann zur ſchallenden Muſik zu tanzen. Vor den Trägern her ſchritt einer mit dem Stab, und indem er den Takt angab, bewegten ſich jene im Rhythmus hin und her. Der Koloß ſchwankte, er ſchien fallen zu wollen; die Figuren bewegten ſich, die Fahnen rauſchten. Und ſo ſtellte ſich jeder Obelisk tanzend vor dem Dome dar; dann und wann tanzte einer gegen den andern. Der Einzeltanz und Gegentanz währte etwa fünf Minuten. Hierauf blieb der Obelisk vor der Kathedrale ſtehen, und ſobald er dort Poſto gefaßt hatte, begann vor ihm ein Ringeltanz von Jünglingen und Männern. Deren zwanzig etwa ſchloſſen ſich im Kreiſe ſo zuſammen, daß ein jeder ſeine Arme auf die Schultern ſeiner Nebentänzer legte; während ſie in dieſer Stellung im Kreiſe ſich bewegten, führten in der Mitte des Ringes zwei Solotänzer die graziöſeſten Touren auf. Sie hoben einen dritten auf ihre Arme, und indem ſie mit ihm tanzten, tanzte dieſer ſelbſt in liegender Stellung mit den Gliedern. Zuletzt wurde er matter und matter, bis er vom Taumel hingenommen das Haupt ſinken ließ — er war tot. Indes umtanzte der ganze Kreis im lebhafteſten Takte dieſe Gruppe; nach kurzer Zeit richtete ſich der Tote wieder auf, und lachend ſein Haupt erhebend, ſchlug er mit den Fingern Kaſtagnetten in der Luft. Mir fiel der Kultus des Adonis ein; aber niemand hat mir über dieſen myſtiſchen Tanz eine Aufklärung zu geben vermocht. Vor jedem Obelisken tanzte man ihn, doch auch in wechſelnder Weiſe, denn ich ſah in der Mitte des Kreiſes athletiſche Künſte ausführen, da jener dritte Tänzer ſogar auf dem Kopfe eines Trägers balancierte und in den gewagteſten Bewegungen ſich ſehen ließ. Auch das große Kriegsſchiff ließ ſich den Tanz nicht nehmen. Oft ſchallte

die Musik von vier Obelisken zugleich, und vereint mit dem Geschrei der Tausende gab sie ein Konzert, das nicht auszusprechen ist. —

All dies heidnische Wesen vollzog sich vor dem Dom, während drinnen der Bischof von Nola in unerschütterter Seelenruhe die christliche Messe las, und die Gläubigen ungestört auf den Knien lagen.

Nachdem der Tanz der Obelisken und die Messe beendigt waren, schloß die religiöse Zeremonie mit einer Prozession der Geistlichkeit. Ich machte die Bemerkung, daß ich nirgend in italienischen Ländern so stattliche und in Gesundheit blühende Mönche gesehen habe als hier. Dies bewirkt der Himmel Kampaniens, die Fülle und Heiterkeit der Natur, endlich die Freiheit des Genusses, welche sich neapolitanische Mönche herausnehmen. Die Prozession hielt ihren Umzug durch die ganze Stadt, und hinter ihr her folgten auch die Obelisken; ein unaufhörliches Schießen und Knallen von Handbomben verbreitete sich im Augenblick über alle Straßen.

Es war Mittagsstunde; die religiösen Funktionen waren beendigt, das Volk ging seinem Vergnügen nach. Ganz betäubt von dem infernalen Spektakel und von dem Gedränge ermattet, fand ich mich in einer Trattoria, die von Landleuten bereits erfüllt war. Überall liebt man hier das Grelle und Bunte; selbst die Wände dieser Schenke waren bunt bemalt und die Ziegel farbig ausgestrichen. Ich sah unglaublich große Schüsseln voll Makkaroni und Massen von gebratenem Lammfleisch aufgetragen und verschwinden. Der rotdunkle Wein wurde aus zweihenkligen Vasen von Terrakotta getrunken. Nicht wie in Ober- und Mittelitalien trinkt man hier den Wein aus gläsernen Gefäßen, sondern wie in uralten Zeiten aus Krügen. Lebhaft mußte ich hier der Terrakotten Kampaniens gedenken und mich daran erinnern, daß der Boden Nolas dieser Gefäße voll ist. Selbst unter den pompejanischen Gebrauchsvasen, die im Museum Neapels aufbewahrt werden, hatte ich eben diese Krüge mit zwei Henkeln und der in Kleeblattform gebildeten Mündung

betrachtet. Die jetzt in Kampanien allgemein gebrauchten Trinkkrüge sind weiß überlasiert; ihre Topfmalerei hat freilich nichts von dem griechischen Stil an sich.

Nachmittags trieb die fast unerträgliche Hitze in die Cafés. „Nobile Caffé" heißt in kampanischen Städten jedes einigermaßen anständige Kaffeehaus. Ich suchte das alleredelste auf; es war zum Ersticken angefüllt; Bauern, welche ritornelli sangen, Improvisatori, Herren, Damen in Festkleidern, alles saß, stand, ging durcheinander. Eis wurde in großen Scheiben gegessen, von vortrefflicher Zubereitung. Niemals hatte ich so sehr empfunden, welch ein köstliches Labsal Sorbetto sei, als hier, denn die schwüle Luft war erstickend; und so währte es nicht lange Zeit, daß ich in diesem Menschengewühl in einen halben Schlaf versank, von den wunderlichsten Vorstellungen heimgesucht, von Marcellus und Hannibal, dem sterbenden August, der Livia und Tiberius, von den Bacchantinnen pompejanischer Fresken, von nolanischen Vasen, und durch meinen Kopf tanzten die seltsamen Obelisken und der heilige Paulin. Draußen wogte das endlose Geschrei der Menge. Wenn es so recht wie ein Element anschwillt, läßt sich dabei schlafen wie beim Wellenrauschen des Meeres.

Die Stadt, welche ich durchwanderte, hat nichts Merkwürdiges, aber sie ist freundlich und sauber, und zu allen Seiten lacht das Grün der Gärten herein. Im Altertum war sie nicht unbeträchtlicher als Pompeji, welches damals mit Nola im lebhaftesten Verkehre stand, weil alle drei Städte Kampaniens, Nola, Nocera und Acera, in Pompeji, am Ausfluß des Sarno, ihren gemeinschaftlichen Hafenplatz hatten. Das Meer, welches sich jetzt weit hinter Pompeji zurückgezogen hat, bedeckte einst einen großen Teil dieser Ebene.

Ich war aus der Stadt gegangen, um zu dem Kloster Sant Angelo hinaufzusteigen, einem schön gelegenen Franziskanerkonvent mit luftigen Hallen in einem Hain von Fruchtbäumen. Auf der Landstraße erreichte ich eine schon vom Fest heimkehrende Familie. Es war eine Matrone mit ihren Enkeln,

wohl achtzigjährig und von einer klassischen Schönheit, groß von Körper, ja von tragischen Maßen der Gestalt, gekleidet in ein langes weitfaltiges Gewand von karmoisinfarbener Seide mit einem breiten Saum von Goldbrokat, die Taille hoch nach griechischer Weise; über dem Gewand trug sie eine gleich rote gestickte Jacke, um das greise Haar ein Stirnband nach der antiken Weise Pompejis. Wie diese stattliche Gestalt dahinschritt, schien sie einem antiken Fürstenweibe, einer Königsmutter zu gleichen; und wahrlich sie hätte in den „Persern" des Äschylus als die Atossa, des Dareios erhabene Gemahlin, und die Mutter des Xerxes wohl figurieren können. Ich hatte mich an diese Gesellschaft angeschlossen, und obwohl eine der Enkelinnen der Alten von hoher Schönheit war, vergaß ich dennoch über dieser Matrone alle Freude an der blühenden Jugend. Denn kaum konnte ich den Blick von ihrer imponierenden Gestalt wegwenden. Die Enkelinnen waren nicht so reich gekleidet, sie trugen bunte bauschärmelige Röcke und das Kopftuch dieser Gegenden. Man nennt es hier Mucador; es wird nicht ganz um den Kopf gewunden, sondern nur leicht um den Hinterkopf geschlungen, so daß die Haarflechten um die Schläfe sichtbar bleiben. In eben dieser Weise sieht man auf Fresken Pompejis Frauen das Kopftuch tragen. Leider verstand ich fast gar nichts von dem Dialekt, welchen diese Landleute redeten. Sie luden mich in ihr Haus zu Gaste; es liege, so sagten sie, nur wenige Millien von Nola entfernt. Gern hätte ich in das Hauswesen dieser Familie hineingeblickt, aber ich schlug ihre Einladung aus, weil der Tag sich neigte und mich Sant Angelo und die Aussicht in die Ebene von Nola reizte.

Es ist ein schöner Blick in diesen unermeßlichen Fruchtgarten, den man von jenem Kloster aus genießt. Links sieht man den Monte Somma, der seinen Zwillingsbruder, den Vesuv, verdeckt, rechts die Berge von Maddalone, über dem Kloster hinauf die verfallene Burg Cicala, welche malerisch einen Hügel krönt. Zwischen diesen Bergen liegt die Campagna

Nolas, ein Wald von Pappeln, Ulmen, Fruchtbäumen, um welche die Rebe ihre Girlanden windet. Zwischen den Bäumen wächst Mais und Weizen in Fülle, und allerorten prangt die Zitrone und die Granate. In diesem Park liegt die Stadt begraben, in Laub, Weinranken, Blumen und Sonnenlicht versunken. Wohl ist dies ein Land, wo solche Feste entstehen müssen; die Natur ist hier ein ununterbrochener Schöpfungsjubel.

Ich verließ Nola am Abend. Es sollte noch ein Pferderennen gegeben werden, und nachts Illumination mit Lichtern und bunten Ampeln das Auge ergötzen. Als ich nun am Spätabend auf dem Kai Santa Lucia in Neapel am Fenster lag, sah ich zahllosen Fuhrwerk mit Rückkehrenden über die Chiaja eilen; die Maultiere mit Bändern und Blumen geschmückt, die Menschen ihre Fähnchen schwenkend, Wagen, Tiere, Volk vom Staube weiß gepudert; und so jagten sie jubelnd und jauchzend auf der Chiaja hin, um auch noch den Korso in der Stadt mitzunehmen.

6.

Wer je von Salerno aus längs dem Meere nach Amalfi gewandert ist, wird wohl mit Freude dieses Strandes gedenken. Nichts Schöneres wird er in neapolitanischen Landen gefunden haben. Von allen Wanderstraßen, die ich in Italien gezogen bin, hat mir diese den lebhaftesten Eindruck zurückgelassen.

Sie führt hoch am Gestade entlang, da der Weg spiralförmig am Ufer hinläuft. Man hat also zur Rechten über sich die Bergkuppen, die grünen mit Ortschaften bedeckten Täler, die sich zwischen ihnen herniedersenken, unter sich das azurblaue Meer, und immer den Blick über die See auf Pästum und die Berge Kalabriens bis zum Kap Licosa, wo sich die Küste, nach dem Golf von Policastro umbiegend, dem Auge entzieht.

Der erste Ort auf dieser Straße und nahe bei Salerno ist Vietri. Die Lage dieses Städtchens erinnerte mich an

Tivoli. Eine tiefe, große Schlucht zieht sich dort hinunter, vom Wasser durchbraust, welches vielerlei Mühlen treibt. Auf dem Rande steht Vietri, braun und bizarr, mit gekuppelten Kirchen und Kapellen. Tief unten an dem weißen Strande liegt die kleine Marine mit ihren Segelkähnen. Fast ein jeder dieser Orte, die hoch auf dem Ufer stehen, hat seinen kleinen Hafen. Da gab es die stillsten Fischerszenen, die sich besser in der Natur ausnehmen als auf der Leinwand, und blickt man von den Klippen auf die smaragdgrünen Wellen hinunter, so scheinen die Barken auf ihnen wie in ätherischer Luft zu schweben.

Nun regt der Anblick so vieler Türme am Meer und so mancher Burg auf den Felsenkronen die Erinnerung an, daß man jener Zeit gedenken muß, wo hier die Normannen ihr merkwürdiges Reich stifteten, welches in der Geschichte der Kultur Epoche machte und weit hinein ins Abendland, wie ins Morgenland gewirkt hat.

Es waren wunderliche Zustände in Süditalien; wüste Herrschaft der Griechen und Langobarden, ewige Streifzüge der Araber, und glänzende Republiken wie Amalfi, Gaëta und Neapel. In jenem schönen Salerno, das sich nun so friedlich am Meere erhebt, herrschte der Langobardenfürst Waimar; eben lag eine Flotte der Sarazenen vor der Stadt, und die Moslems stürmten die Mauern. Die Salernitaner waren verweichlicht wie Sybariten und Byzantiner; die schlecht bewehrte Stadt drohte zu fallen. Nun fügte es sich, daß zu dieser Zeit vierzig Pilger, Normannen, auf almafitanischen Schiffen vom heiligen Grabe zurück und nach Salerno gekommen waren. Sie forderten Waffen, stürmten aus dem Tor und stürzten unter die Moslems; ihnen folgten die beschämten Salernitaner; nach einem großen Blutbade hoben die Sarazenen die Belagerung auf. Waimar belohnte die Pilger fürstlich, und nachdem diese in die Normandie zurückgekehrt waren, entzündeten sie die Phantasie ihrer Landsleute durch Erzählungen von jenen Küsten Salernos, von dem ewigen Frühling des Landes, den süßen Früchten und

den Schätzen, welche tapfere Männer dort erbeuten könnten. Also machten sich abenteuernde Normannen zuerst unter Drogut nach dem Süden auf. Es war der Anfang des elften Jahrhunderts. Dies Geschlecht war glücklicher als Napoleoniden und Muratisten.

Sismondi erzählt, daß sich seit jenen Tagen in der isländischen Sprache, der altskandinavischen Mundart, noch das Wort figiakasta erhalten habe, d. h. nach Feigen Lust haben, eine bildliche Redeweise für den Begriff einer heftigen Sehnsucht überhaupt.

Aber nun sind wir vor Cetara am Ufer angelangt, einem unbeschreiblich reizenden Ort, ja einer elysischen Fruchtoase in rauhfelsigen Bergmassen. Mir fiel gleich die maurisch pittoreske Bauart auf. Die Häuser sind klein und einstöckig, mit Logen und Verandas versehen, welche Weinreben umschlingen; ihre Dächer gewölbt und schwarz übertüncht. Die bizarre Architektur der kleinen Kirchen hebt sich phantastisch aus dem dunkeln Laube der Orangenbäume. Es war eine so fremde Erscheinung, daß man wohl wähnen mochte bei Kairewan zu sein, mitten in einer uneuropäischen Kultur. Alles lachte von Sonnenglanz, Goldfrüchten und fremden Blüten; die weißen Häuser mit ihren Verandas waren alle in das üppigste Grün wie eingesponnen. Nirgend Unreinlichkeit, alles sauber und zierlich wie die Orangen, die Johannisbrotbäume und Maulbeeren, und fremd wie der blütenbedeckte, stachlichte Kaktus und die hohen Aloestauden.

Das schöne Cetara war der erste Ort an dieser Küste, wo sich Sarazenen niederließen, worauf sie dann weiter bis nach Amalfi hinauf über Majori und Minori, bis nach Scala und Ravello Kolonien gründeten.

Denn schon vor der Eroberung Siziliens streiften sie an diesem Strande. Die langen Kämpfe der Griechen mit den Städten, und dieser mit den Langobarden Süditaliens, zogen sie herein. Die Stadt Neapel selbst machte damit den Anfang im Jahre 836, da sich ihr Konsul Andreas an die Araber

um Hilfe wandte, um sich dem Fürsten Sicard von Benevent zu entziehen. So schloß die damals blühende Republik ein Bündnis mit den Sarazenen, ungeachtet der Bannstrahlen der Päpste und der Drohungen des griechischen wie des römischen Kaisers. Dies Bündnis dauerte ein halbes Jahrhundert, und Chronisten erzählen, daß der Hafen Neapels damals aussah wie ein sarazenischer Port. Als nun nach Sicards Tode im Jahre 839 die Langobardenherrschaft in Benevent und Salerno auseinanderfiel, und dort Radelchis, hier Siconulf sich befehdeten, rief jeder dieser feindlichen Fürsten einen Sarazenenschwarm zu sich. Siconulf nahm in Dienst Apolofar mit einem Heerhaufen von Kreta; diese Araber bauten sich in der Umgegend Salernos an.

Nachdem jedoch Siconulf und Radelchis im Jahre 851 sich in Benevent und Salerno geteilt hatten, setzten sie in den Friedenspakt ausdrücklich die Bestimmung: die Sarazenen nicht mehr auf der Küste zwischen Amalfi und Salerno zu dulden. Trotzdem blieben ihrer viele zurück, die sich hatten taufen lassen. Sie haben jenen Orten für die Dauer ein maurisches Gepräge aufgedrückt. Andere kamen von Sizilien herüber, als im Verlaufe des neunten Jahrhunderts ganz Kalabrien muselmannisch zu werden drohte, in Bari ein Sultan herrschte, Tarent in die Gewalt der Araber gefallen war, und sie selbst Rom bedrohten, wo sie die Kirchen Sankt Peter und Sankt Paul plünderten, während Neapel ihnen fortdauernd Freundschaft hielt, trotz dem Kaiser Ludwig II.

Sie siedelten sich in Cetara von neuem an im Jahre 880; im selben Jahre gab ihnen die Republik Neapel ein Stück Land am Sebetos; unter dem Vesuv setzten sie sich fest, in den klassischen Gegenden Pompejis, endlich auch am Garigliano, von wo aus sie ganz Kampanien durchstreiften. Auch in der Nähe von Pästum stifteten sie ihre Kolonie in Agropolis.

Sie schwanden aus diesen Gegenden nicht einmal zur Zeit der Normannenherrschaft. Viele waren Christen geworden, andere blieben im Dienste Ruggieros, und so brachten sie in

das Land Salerno orientalische Sitten und Kultur. Der Name Cetara selbst scheint arabisch und klingt nach der Gitarre.

Die Sonne brannte schon heiß auf den nackten Felsen, an denen wir rüstig weiter schritten, und noch war es weit bis Amalfi. Von hier ab wird die Küste immer entzückender. Wolkenhohe Berggipfel steigen schroff empor; ihre braune Farbe im glänzenden Sonnenlicht, welches das Meer zu unsern Füßen immer tiefer erblauen ließ, lag im schönsten Gegensatz zu Himmel und See. Auf einzelnen Bergspitzen schwärzliche Ruinen alter Kastelle aus der Normannenzeit. Sie beschirmten einst die Ortschaften, welche unter den Berghängen liegen. Dort stehen Majori und Minori, Städtchen gleich jenem maurischen Cetara, in märchenhafter Stille, in Gärten versteckt und an die Berge angelehnt.

Der Strand bei Minori und Majori ist das Reizvollste, was die Ufer der Golfe von Salerno, Amalfi und Sorrent zu bieten haben, und auf die Gefahr der Ketzerei beschuldigt zu werden, will ich es dreist behaupten, daß ihre Lage die Sorrentos weit übertrifft. Nirgend sah ich Orte von solcher Grazie. Da liegt zuerst Majori, welches Sicard von Salerno im neunten Jahrhundert erbaute; ein schmaler Strand, schneeweiß und feinsandig, faßt seine Marine ein. Oben hängen Gärten von den terrassierten Bergen; lockend stehen dort die zierlichen weißen Häuser, von denen ein jedes eine Villa zu sein scheint. Hoch oben erhebt sich ein altes Schloß. Die stillsten Wege und Straßen verlieren sich in den Berg hinein, von dem ein munteres Wasser herunterströmt. Die zauberische Einsamkeit befängt das Gemüt, und wohl steigt jedem Wanderer die Sehnsucht auf, hier zu leben, oder doch einen Sommer zuzubringen; nun gar dem Nordländer wird ganz und gar „Figiakasta" zu Mut.

So saßen wir denn auch in einer zierlichen, buntgemalten Schenke am Meer, bei den Weinbechern, saftige dunkle Feigen und goldne Orangen vor uns aufgeschichtet. Die heiße Luft,

das Atmen des Meers und der Duft der Blumen machten uns schlaftrunken.

Auch in Minori rasteten wir in einem Kaffeehause. Die Häuser sind hier alle so klein und niedlich wie die pompejanischen. Jenes Stübchen war so enge, daß nicht vier Menschen darin bequemen Platz hatten. Am Schenktisch stand der Wirt mit einem Fliegenwedel in der Hand und wehte uns Luft zu und die Fliegen ab und schwatzte allerlei Geschichten im Dialekt jener Gegenden, besonders von den Makkaroni, welche hier wie am ganzen Ufer von Amalfi gefertigt werden und das ganze Königreich Neapel versorgen.

Wir stiegen in der Nachmittagssonnenglut die Berge Minoris aufwärts, bogen dann um einen Ufervorsprung und sahen vor uns Atrani, welches durch einen gigantischen Fels von Amalfi getrennt wird.

Die Lage Atranis ist durch Großartigkeit überraschend. Auf dem höchsten Ufer, dessen Felsen sich wolkenhoch auftürmen, zieht es sich in Pyramidenform bergan. Die pittoreske Bauart der Häuser mit Logen macht den Anblick noch fremdartiger, und blendend wirkt die weiße Farbe der Mauern auf dem schwärzlichen Grunde der Felsen. Diese teilten sich zur Seite des Orts in zwei Massen, durch welche sich ein grünes Tal niedersenkt. Die Felsen krönen Türme und Kastelle; hoch oben wächst in den Spalten des Gesteins die Fächerpalme. Ringsum liegen auf den steilsten Bergen andere Orte, nur mit Mühe zu erklettern, in der wildesten Felseneinsamkeit, doch selbst auf dieser Höhe noch umgrünt von Weinwuchs und schattigen Kastanienhainen. Hoch über Atrani stehen Pontone, Minuto, Scala und Ravello.

Unter diesen Orten ist Ravello ausgezeichnet als sarazenische Erinnerung. Es liegt hoch über Atrani. Man steigt von hier auf einem schwierigen Pfade, durch bedeckte Galerien und über Felsgestein einen wildromantischen Weg empor, immer zwischen Weingärten, Johannisbrotbäumen und Kastanien. Der Blick auf das Meer wird, je höher man klimmt, desto entzückender.

Über braune Felsen blickt man in die blaue See hinunter, welche zwischen den bizarren Bergkuppen Pontones hereinzuquellen scheint. Unter den Füßen grüne Abhänge, bedeckt mit den Wohnungen friedlicher Menschen, die kein Sarazene mehr aufstört.

Wir kamen an den verlassenen Konvent der Klarissinnen und sahen hier zuerst den maurischen Bogenstil. Dann stiegen wir nach der Villa Cembrono hinüber, einem in Oleandern und Rosen vergrabenen Landhause eines reichen Neapolitaners, welches von der Höhe des Felsens kühn ins Meer hinuntersieht. Diese Vigna ist unvergleichlich, und vor allem setzte mich die große Pergola oder Rebenlaube in Erstaunen, die quer durch den Garten läuft. Es war ein von weißen Pfeilern getragenes Dach, ganz in Rebenlaub gehüllt und voll von schwellenden Trauben; in dem sauber gehaltenen Garten die köstlichste Blütenpracht ungezählter Gewächse des Südens, in der vollen Glorie des Julimonats. Am Felsenrande ein Belvedere, von erschrecklichen Marmorfiguren eingefaßt, die aber aus der Ferne gesehen von guter Wirkung waren. Von hier aus sieht man die strahlenden Meereswelten, die Küsten Kalabriens mit ihren silbernen Bergspitzen, die mächtig ragende Punta di Conca und das finstre Kap d'Orso bei Magiori; alle diese Berge von den schönsten Schwingungen der Formen, von einer ernsten, bronzenen Plastik. Ja, dies ist eine Aussicht, die man mit tagelanger Mühe erkaufen würde; und hier ist sehen und schweigen besser als reden. Blickt man aus diesem Armida-Garten voller Rosen und Hortensien in jenes sirenische Meer, das ein zweiter lichtdurchdrungener Himmel zu sein scheint, dann sehnt man sich zu fliegen. Ich glaube, Dädalus und Ikarus saßen einst in seliger Abendruhe auf solchem Felsenvorsprung über dem kretischen Meer; da erfaßte sie Sehnsucht zu fliegen; sie erhoben sich und machten sich Schwanenflügel.

Wir stiegen weiter aufwärts nach dem Kloster Sant Antonio. Auch dies ist ganz moresk, mit kleinen Ziersäulen in gebrochenen Bogen. Nun traten wir in das alte Ravello ein, und hatten

plötzlich, mitten in dieser Felsenwildnis, eine maurische Stadt vor uns, an Türmen und Häusern mit phantastischen Arabesken ganz arabisch anzusehen. Sie ist aus schwarzem Tuff gebaut, in grüner Bergöde vereinsamt und verlassen. Hier ist die Welt hinweggeschwunden; nichts als Bäume und Felsen; tief unten in träumerischer Ferne bisweilen das purpurfarbene Meer. Hohe, schwarze Türme in Gärten, bizarre Architekturen moresken Stils mit halbzerstörten Arabesken über den Fenstern und den graziösen, kleinen Säulen in den Bogen.

Am Markt steht neben der Kirche ein altes maurisches Haus, ebenfalls aus schwarzem Tuff, mit Arabesken geschmückt. Zwei wunderlich gebildete Säulen schließen die Ecken. Das Dach besteht aus einer Reihe gewölbter Aufsätze nebeneinander. Man nennt dieses Gebäude il teatro moresco. Ohne Zweifel war es einer der Paläste der alten Signoren Ravellos. Denn diese jetzt öde Stadt war ehemals eine blühende Kolonie Amalfis und zählte 36000 Einwohner. Reiche Familien verpflanzten allen Luxus hieher, welchen die Verbindung mit dem Orient und den Sarazenen Siziliens erzeugen mußte. Besonders mächtig waren die Afflitti, Rogadei, Castaldi, und vor allen die Ruffuli. Diese Herren bauten sich prächtige Paläste in den schönsten Gärten, mit Fischweihern und springenden Fontänen, streng nach dem Stil der Araber, und arabische Baumeister führten die Anlagen aus. Ravello blieb in beständigem Verkehr mit den Sarazenen, solche wohnten selber hier, und bis auf Manfreds Zeit lagen Araber hier in Garnison. So geschah es, daß dieser Ort einer der ersten in Süditalien war, welcher rein maurische Architektur in sich aufnahm, und daß er heute einer der wenigen ist, die deren Überreste erhalten haben.

Ich fand in dem kleinen Ravello fast ebensoviel moreske Bauten als in Palermo selbst, wo die Schlösser Cuba und Zisa bis auf die Umfassungsmauern geschwunden sind. Da ist gleich der Palast Ruffuli eine wahre Fundgrube sarazenischen Baustils jener Zeit und Gegenden. Er liegt in einem Garten und gehört seit drei Jahren dem Engländer Sir Francis Nevil Reed,

der ihn erst aus dem Schutt hat ausgraben lassen. Der schöne Palast ist eine kleine Alhambra zu nennen, ein Gebäude von mehr als dreihundert Gemächern in drei Stockwerken, die alle von moresken Säulen getragen werden. Die Säle sind mit Arabesken reich verziert und haben ganz den sizilisch-arabischen Charakter. Sie müssen von einer feenhaften Pracht gewesen sein. Daneben steht noch eine Rotunde in sarazenischem Stil mitten im Garten, ein Rest von Mauern und ein viereckiger Turm; Bogen und halbversunkene Hallen lassen auf andere Anlagen von Bädern und Höfen schließen, die ein wohlgeschlossenes und zugleich kastellartiges Ganze müssen gebildet haben. Man kann sich hieraus eine Vorstellung von dem Reichtum machen, der bei den Familien Ravellos zu jener Zeit aufgehäuft lag.

Wie nun alle jene Landschaften Neapels herabgekommen sind, lehren solche Überreste alter Herrlichkeit in den verarmten Städten. Zweimal blühten jene von der Natur überschwenglich gesegneten Küsten: im griechischen Altertum, wovon das nahe Pästum das redende Zeugnis gibt, und im republikanischen Mittelalter, als Neapel, Gaëta, Amalfi und Sorrent mit ihren Flotten die Meere bedeckten, lange bevor sich der republikanische Geist, der letzte Rest altgriechischer und römischer Städteverfassungen, nach Norditalien zog, und Genua, Pisa und Venedig zur Macht gelangten. Das erstemal zerstörten die Römer die Blüte Süditaliens, das zweitemal sank sie unter der Fremdherrschaft der Normannen, und tiefer und tiefer bis zum heutigen Elend. Es fehlt noch an einer gründlichen Geschichte jener süditalienischen Republiken vom siebenten Jahrhundert bis auf Roger von Sizilien.

Ich sah unterdes ein wunderbares Lichtphänomen über dem Meer, als ich im Garten Ruffuli stand. Die Sonne ging eben unter. Die Berge über Pästum und Salerno erblaßten schon zu einer tiefgrünen Samtfarbe; hoch über Pästum schwebte ein riesiges weißes Gewölk, welches den vollen Glutbrand der Abendröte empfing. Es glich einer über die Himmel wachsen-

den Feuerrose, und so warf es sein Licht über das Meer, den ganzen weiten Golf Salernos entzündend, bis es sich nach und nach vergoldete, dann mit blaßgrünen Farbenstreifen durchzog, ins Viole, Gelbliche, Graue hinüberspielte und endlich erstarb.

Ich könnte noch mancherlei Dinge von Ravello erzählen, zumal vom alten Dom, den Niccolo Ruffuli im elften Jahrhundert erbaute, wo eine seltsam mosaizierte Kanzel und alte Bronzetüren zu sehen sind, und in einer Ampolla das Blut des San Pantaleo so gut flüssig wird wie jenes des San Gennaro; aber es sei genug, denn man muß weder zu viel sehen noch zu viel erzählen.

Die Insel Capri.

Votum fecit, gratiam recepit.

Einen ganzen Sommermonat lebte ich auf dem Eiland Capri und genoß die Fülle zaubervoller Einsamkeit des Meers. Nun möchte ich auch diese märchenhaften Erscheinungen festhalten; aber ihre Schönheit, ihre Stille und Heimlichkeit ist mit Worten kaum zu sagen.

Jean Paul hat Capri mit einer Sphinx verglichen; mir kam die schöne Insel, wenn ich sie vom Festland betrachtete, wie ein antiker Sarkophag vor, dessen Seiten schlangenhaarige Eumeniden schmücken; darinnen aber liegt Tiberius. Und so reizte mich dies klassisch geformte Eiland immerdar durch seine Gestalt, durch seine Einsamkeit und die düsteren Erinnerungen an jenen Kaiser Roms.

An einem Sonntag, es war die heiterste Frühe, stiegen wir in Sorrento in die Barke und ließen uns nach Capri hinüberrudern. Das Meer war so still wie der Himmel, und alles in weiter Ferne in träumerischem Duft verloren; aber Capri stand vor uns groß und ernst, klippenstarr und felszackengepanzert, in der melancholischen Wildheit seiner Berge und in der Schroffheit der steilen Kalkwände von roter Farbe, fürchterlich und lieblich zu gleicher Zeit. Auf den Höhen braune Kastelle, nun zerfallen; verlassene Strandschanzen mit verrosteten Kanonen, die schon der Ginsterstrauch mit gelben Blumenästen überdeckt; Klippen wild und schartig, in den Äther hinaufgreifend und von Seefalken überflattert, vogelheimisch und sonngewohnt, wie Äschylus sagt; Höhlen tief unten, dämmervoll und märchenhaft; aber oben auf dem gebogenen Rücken des Eilandes ein heiteres Städtchen mit weißen gewölbten Häusern, mit hohen Mauern und einer Kirchenkuppel; unten

an der schmalen Marina der Hafen der Schiffer und viele aufgereihte Barken.

Die Glocken läuteten eben und verhallten, da wir an den Strand fuhren, auf dem Ufer aber stand ein Fischermädchen, die Holzbank haltend, welche sie gleich in die Wellen hineinschob, als das Boot landete, damit wir trocknen Fußes ans Land kämen. Wie ich ans Ufer sprang, auf dies seltsame Capri, das ich mir im Norden so oft vorgestellt hatte, fühlte ich mich gleich wie zu Hause. Alles war still und verschwiegen, kaum ein Fischer war zu sehen, nur ein paar badende Kinder an einer Klippe, ein paar Fischermädchen am Ufer, die Felsen ringsumher ernst und still. In eine wilde und zauberische Einsiedelei war ich eingetreten. Und nun ging es von der Marina gleich aufwärts auf einem steilen und mühsamen Pfade zwischen Gartenmauern nach der Stadt Capri.

Tritt man in dieselbe, über eine hölzerne Brücke und durch das alte Tor, so hat man gleich das originellste Bild von Frieden, Bedürfnislosigkeit und Kindlichkeit vor sich. Denn dort sitzen auf den steinernen Stufen der Kirche auf einem ganz kleinen Platze Bürger in ihren Festkleidern und plaudern, hier spielen Kinder mit lärmender Fröhlichkeit, und der Platz selbst sieht aus, als hätten sie ihn im Spiel aufgebaut. Die Häuser sind klein, mit platten und in der Mitte gewölbten Dächern; fast über jedes schlängelt sich ein Rebenstock.

Durch enge Straßen, die niemals ein Wagen befuhr, geht man zur Locanda des Don Michele Pagano, vor welcher ein Palmbaum seine majestätische Krone erhebt. Auch hier glaubt man in die stillste Einsiedelei einzukehren, in eine Herberge für Pilger mit Stab und Muschelhut.

Kaum waren wir in unser Zimmer eingezogen, als uns ein murmelnder Gesang wieder auf die Gasse trieb. Es war Sonntag, und eine Prozession durfte nicht fehlen. Aber wie bizarr und fremd war der Anblick! Sie gingen, Männer und Frauen, jene in weißen Kapuzen, diese in weißen Schleiern, hinter dem Kreuz einher. Um die Kapuzen hatten sie einen

grünen Kranz aus den Zweigen des Brombeerstrauchs gewunden, und auch der Strick auf der Schulter zeigte, daß es um Buße zu tun war, denn die Prozession galt der Traubenkrankheit. So zogen sie mit Gesang durch die Straßen, und so heidnisch sahen diese dornbekränzten Gestalten aus, daß es schien, es sei dies ein Zug von Bacchuspriestern, die zu einem Tempel des Dionysos zogen. Fast alle Männer trugen diese Kränze und auch solche, welche nicht in der Kapuze der Brüderschaft gingen. Vor allen fiel mir der Kopf eines alten Invaliden mit silberweißem Haar und Bart auf, der unter dem Brombeerkranz ganz und gar wie ein Satyr aussah. Hinter den Männern Frauen und Mädchen in langen Schleiern. Weil nun die Gassen so eng sind, daß nur zwei Menschen nebeneinander Raum haben, so waren sie, wenn die Prozession sie durchschritt, von einer Wand bis zur andern erfüllt.

Das war mein Willkomm in Capri. Seitdem lebte ich dort die glücklichsten Tage, und weil ich nun kaum eine andere Stelle in der Welt so eifrig durchwandert und durchklettert habe, in allen Höhen wie in allen zugänglichen Grotten der Tiefe, und weil mir Capri und sein Volk so überaus lieb geworden ist, so will ich es mit diesem Inselbilde machen wie dankbare Schiffer, die eine Votivtafel stiften und darunter schreiben: Votum fecit, gratiam recepit.

Die Insel hieß bei den Griechen und Römern Caprea oder Capreä. Man will den Namen aus dem Lateinischen erklären, wo er Ziegeninsel bedeutet. Andere leiten ihn aus dem Phönizischen ab, wonach Capraim Zweistadt heißen soll. Den Griechen galt die Insel als ein Sireneneiland, und noch heutzutage hat eine Stelle am Ufer den Namen La Sirena beibehalten. Doch liegen die Sireneninseln des Homer, wie man es einmal angenommen hat, Capri gegenüber an der amalfitanischen Seite des Kaps der Minerva, und dieses selbst, heute Capo di Campanella genannt, wird auch für die Insel der Circe gehalten. Ringsum also ist fabelhaftes, odysseisches Land,

die Heimat der Sirenen, deren Gesang den Schiffer hier berückte, wenn er aus dem Golf von Posidonia an diesen schroffen Inselklippen vorüberfuhr.

Man weiß nicht, wann Capri seine ersten Bewohner erhalten hat. Vielleicht waren es Osker vom Festland, die sich hier zuerst niederließen. Daß sich auch Phönizier dort ansiedelten, nimmt man für gewiß an, und ihnen schreibt man die Gründung der beiden Städte zu, denn die von Natur in eine niedere und höhere Hälfte geteilte Insel hatte wohl schon vor Zeiten zwei Orte; Strabo sagt: „Capri hatte ehemals zwei kleine Städte, nachher nur eine."

Später kamen Griechen in das schöne Wasserbecken Neapels, den Krater, wie ihn die alten Geographen nennen, und ließen sich an den Küsten und auf den Inseln nieder. Nach Capri aber zogen die Teleboer, Männer akarnanischen Stammes, wie Tacitus und Virgil sagen. Der erste griechische Herrscher der Insel wird Telone genannt.

In jener Zeit, etwa im 8. Jahrhundert vor Christi Geburt, siedelten sich Griechen an beiden Golfen von Posidonia und Neapel an, sie erbauten Cumä und Neapolis und bemächtigten sich der Inseln dieses herrlichen Meers. Dem höchstgelegenen Ort in Capri gaben sie den noch dauernden Namen Ana-Capri oder die Oberstadt. Horcht man auf die Sprache der heutigen Capresen, so möchte man manchen griechischen Laut zu hören meinen, und blickt man in die kleinstirnigen, edelgeschnittenen Gesichter der Weiber, so möchte man hellenische Züge darin erkennen wollen, ein Wahn, der durch die kunstlos ideale Tracht des tief geknoteten Haars noch verstärkt wird. Aber die Griechen, obwohl auch noch in nachrömischer Zeit Herren des Eilandes, sind doch sehr ferne Ahnen dieses Inselvolks, in dessen Adern sich das Blut mischte wie in denen der Neapolitaner selbst.

In jener Zeit bauten die Hellenen Tempel auf der Insel, von denen keine Spur blieb. Noch Augustus erfreute sich an

den gymnastischen Spielen der Jünglinge Capris, denn zu seiner Zeit hatte diese Insel noch hellenisches Wesen. Er liebte Capri. Er trat den Neapolitanern, welchen sie damals gehörte, das Eiland Ischia ab und tauschte dafür diesen klassisch geformten Felsen ein. Als er nämlich einst hier am Strande aus dem Schiffe stieg, brachte man ihm als gute Vorbedeutung die Nachricht, daß eine altersdürre Steineiche plötzlich frisch zu grünen begonnen habe. Dies erfreute den Kaiser so, daß er jenen Tausch beschloß.

Die balsamische Luft der kühlen Insel, die seltene Schönheit der Felsform wie der griechische Charakter des Volks behagten Augustus; er baute sich in Capri eine Villa und Gärten. Dieses Landhaus stand nach dem Glauben der Altertumsforscher auf der Stelle, wo heute die mächtigen Trümmer der Villa di Giove liegen, welche das Volk vorzugsweise Villa des Tiberius nennt.

Ohne Zweifel waren es seine letzten Lebensjahre, in denen Augustus das Eiland besuchte. Kurz vor seinem Tode brachte er hier in Gesellschaft des Tiberius und des Sterndeuters Thrasyll vier heitre Tage zu, wie Sueton erzählt. „Als er zufällig dem Golf von Puteoli vorbeifuhr, war eben ein alexandrinisches Schiff gelandet; Reisende und Mannschaft legten weiße Gewänder an und bekränzten sich; sie opferten Weihrauch, erhoben sein Lob und wünschten ihm Heil, denn von ihm hätten sie Leben, Schiffahrt, Freiheit und Glücksgüter. Das erfreute ihn so sehr, daß er unter seine Begleiter 400 Goldstücke verteilte; sie mußten ihm zuschwören, dies Geld nicht zu andern Dingen verwenden zu wollen, als von den Alexandrinern Waren zu kaufen. Aber auch an allen übrigen Tagen verteilte er Geschenke, Togen und Pallien, und befahl, daß die Römer griechisch und die Griechen römisch sich kleiden und sprechen sollten. Beständig sah er den Übungen der Epheben (in Capri) zu, von denen noch aus dem alten Institut eine Anzahl übriggeblieben war. Er gab ihnen einen Schmaus und erlaubte ihnen Äpfel und Nachtisch und zugeworfene Ge-

schenke scherzend sich aus den Händen zu reißen, einer dem andern. Und keine Art von heiterm Vergnügen schloß er aus. Ein Capri nahe gelegenes Eiland nannte er Apragopolis wegen des Nichtstuns derer, die aus seinem Gefolge dahin sich entfernten. Einen von seinen Lieblingen, Masgaba, pflegte er, gleich als wäre er der Gründer des Eilands, Ktistes zu nennen; als er nun von der Tafel aus das Grab dieses Masgaba, welcher ein Jahr zuvor gestorben war, von einem großen Schwarm mit vielen Lichtern besucht sah, sprach er mit lauter Stimme den improvisierten (griechischen) Vers:

«Des Gründers Grab, im Brande seh' ich es.»

Er wandte sich dabei an Thrasyll, den Begleiter des Tiberius, der ihm gegenüberlag, und fragte ihn, von welchem Dichter er wohl glaube, daß der Vers sei. Als dieser stockte, fügte er einen zweiten hinzu:

«Schaust du den Masgaba mit Fackelschein geehrt?»

Auch um diesen Vers fragte er. Jener antwortete nur, die Verse, von wem sie auch seien, wären vortrefflich. Augustus aber brach in ein Gelächter aus und strömte von Scherzen über."

Bald darauf fuhr er nach Neapel, um dann in Nola zu sterben. Dies hat Sueton von dem letzten Aufenthalt des Kaisers in Capri erzählt. Sowenig es ist, soviel ist es doch wert, dies heitere Bild des greisen Augustus, welcher mit den Bewohnern des Eilands fröhlichen Scherz treibt. Und doppelt anziehend wird seine menschliche Erscheinung durch den Gegensatz zu Tiberius. Denn nun folgt: der greise Tiberius auf Capri.

Die kleine Insel war elf Jahre lang Mittelpunkt der Welt. Die Zeit war grau und greisen geworden wie der Eremit dieser Felsenklippe, die Weltgeschichte nur ein düsterer Monolog dieses schrecklichen Mannes.

Die Erinnerung an ihn lebt noch im Volk. Nicht Jahrtausende verwischen sie, denn das Böse dauert im Gedächtnis

der Menschen länger als das Gute. Sie nennen ihn hier Timberio und nennen Capri Crap; und wo man auf dem Eilande gehen mag, überall sieht man die Tigerspuren des Tiberius. Selbst den ausgezeichneten Wein auf Capri nennt man hier „Tränen des Tiberius", wie jener vom Vesuv „Tränen Christi" heißt. Sehr hoch, so glaube ich, muß im Preise der Natur die Träne stehen, die ein Mann wie Tiberius geweint hat.

Ich begegne hier einem seltsamen Volksglauben, der mich nicht wenig überrascht hat. Das Volk behauptet nämlich, daß tief in dem Berge, worauf die Trümmer der Tiberius-Villa liegen, dieser Kaiser auf einem bronzenen Rosse sitze, er selbst von Erz, mit brillantenen Augen, und auch sein Roß habe Augen von Demant. Ein Jüngling, der in einen Bergspalt gekrochen, habe ihn so sitzen sehen, aber die Spur des Orts bald wieder verloren. Ich hörte diese Sage aus dem Munde des alten Franziskaners, der nun als Eremit auf der Villa einsiedelt, und fand sie auch im Buche Mangones über Capri. Sie erinnert an den Kaiser Rotbart im Kyffhäuser; aber schwerlich wird das Volk die Wiederkehr des Tiberius ins Leben wünschen.

Er kam auf die Insel im Jahre 26 nach Christi Geburt und lebte hier elf Jahre lang, bis er, bei kurzer Abwesenheit, am Berg Misen erstickt wurde. Er hatte das Eiland zu einem prachtvollen Lustgarten umgestaltet. Seine zwölf den Obergöttern geweihten Villen nebst andern herrlichen Gebäuden müssen Capri in Verbindung mit den großartigen Felsen ein schönes Ansehen gegeben haben. Heute ist die Insel mit Trümmern von Bauten überstreut, und viel birgt noch die Erde unter den Weingärten.

Als Tiberius tot war, blieb das schöne Theater seiner Lüste verödet; die Pracht Capris verfiel. Das Volk erzählt, daß Römer auf die Insel kamen und ihre Gebäude niederrissen. Zwar weiß die Geschichte nichts davon, aber sie sagt auch nicht, daß die Nachfolger Tibers Capri besuchten. Caligula

war noch mit ihm auf der Insel gewesen, hatte hier zum erstenmal den Bart abgelegt und die Toga genommen und sich in der Schule seines Oheims gebildet. Auch der Schwelger Vitellius lebte als Jüngling in Capri. Später duldeten zur Zeit des Commodus sein Weib Crispina und seine Schwester Lucilla die Verbannung auf diesem Eiland, wie Dio Cassius erzählt und ein im vorigen Jahrhundert auf Capri gefundenes Relief es bestätigt, welches beide Fürstinnen in der Gestalt schutzflehender Trauer darstellt.

Nachher teilte die Insel das Los der naheliegenden Küstenländer. Sie geriet nach dem Falle Roms in Besitz erst der Barbaren, dann der Griechen, wie Neapel selbst. Sie wurde Eigentum des griechischen Herzogs von Neapel und fiel im 9. Jahrhundert an die blühende Republik Amalfi, welche sie als Geschenk vom Kaiser Ludwig erhielt.

Mit dem Beginn der normannischen Herrschaft in Süditalien kam Capri in den Besitz des tapfern Roger von Sizilien, der die Insel den Amalfitanern entriß, und so wurde sie seither von den Normannen, den Hohenstaufen, den Anjous und Aragoniern besetzt und durch Kapitäne regiert.

Im Jahre 1806 entrissen sie die Engländer den Neapolitanern; sie besetzten sie im Namen des Königs Ferdinand von Sizilien, befestigten sie stärker und gaben ihr zum Kommandanten jenen Hudson Lowe, welcher später als Kerkermeister Napoleons in Sankt Helena unsterblich werden sollte. Fast drei Jahre behaupteten die Engländer Capri, bis die Muratisten durch einen kühnen Handstreich sich des Eilands bemächtigten. Es war der Geschichtschreiber Coletta, damals Ingenieur unter Murat, welcher Capri zuvor auskundschaftete und die Stelle bezeichnete, wo das Felsenufer könnte erstiegen werden. Am 4. Oktober 1808 wurde die Insel nach heftigem Kampf erobert, Hudson Lowe aber als Gefangener nach Neapel abgeführt.

Diese Nachrichten mögen hinreichen, uns über die historischen Schicksale Capris aufzuklären. Eindrucklos, bis auf die

letzten Ereigniſſe, ſind ſie am Erinnern des Volkes vorübergegangen. Es lebt hier allein das Gedächtnis an den grauſamen Timberio, und oft war es mir wunderſam, den fürchterlichſten Namen der Geſchichte aus dem Munde ſpielender Kinder zu vernehmen. Aller Orten hört man ihn, weil er mit dem Lokal verwachſen iſt. Die Lebensgeſchichte dieſes einen Mannes hat das Eiland ganz durchdrungen und zu dem Ernſt ſeiner Natur noch den tragiſchen Hauch der Geſchichte geſellt. Dies gibt Capri den Reiz des Schauerlichen für den, welcher für dunkle Szenen in der Natur und Geſchichte empfänglich iſt.

Es liegt hier Fürchterliches und Liebliches in einem ſeltſamen Kontraſt. Das lachende grüne Tal ſtößt hart an ſchroffe Felſenwände, welche das heitere Pflanzenleben zerreißen und nackt und gigantiſch in die Wolken ragen; und wiederum findet das tägliche Bild einfacher Naturmenſchen, welche Armut und Frömmigkeit verſchönert und die Arbeit veredelt, ſeinen grellſten Gegenſatz an der immer wieder ſich aufdrängenden Vorſtellung des finſtern Deſpoten Tiberius.

Die wunderbare Weiſe, in welcher die Natur hier Entgegengeſetztes zu einem plaſtiſchen Ganzen verbunden hat, iſt es hauptſächlich, was mein Erſtaunen erregt. Es gibt hier ſo viel wüſtes Geſtein, daß es auf größern Flächen den Eindruck troſtloſer Öde hervorbringen würde; auf Capri aber iſt es anders. Die Natur wehrt hier überall dem Wüſten durch Linie und Form, dem Toten durch die Wärme der Farbe, dem Dürren durch das verſtreute Grün, und ſo ſtellt ſie ein Gemälde dar, in welchem das Große groß und das Fürchterliche fürchterlich bleibt, und doch zu gleicher Zeit von der Macht der Form bezwungen iſt. Die Berge, Klippen und Täler umfangen den Sinn mit heimlichem Zauber, ſie klauſen ihn wie in ein Gitter ein, durch das der ſchönſte Golf der Erde hereinſcheint, welchen wiederum traumhaft ſtille Küſten gefangen halten, und ſo iſt es wahrhaft ein magiſcher Ring, von dem man ſich hier umſchloſſen fühlt.

Die Ähnlichkeit der Natur Capris mit der von Sizilien ist auffallend. Sie ist wahrlich eine Vorstudie dieses großen Inselandes, nicht allein wegen der Dürre des Bodens, sondern auch durch die glühendrote Farbe des Kalkgesteins, durch die phantastisch-grandiose Form der Klippen, und selbst wegen des Pflanzenwuchses.

Die Vegetation ist hier ganz südlich, aber sie ist spärlich. Zwischen dem roten Gestein, wie in die Falten der Berge hineingesät, wächst all das balsamische Kraut der südlichsten Inseln Europas, die Luft mit Wohlgeruch durchwürzend. Dort findet man die Myrte, den Citisus, die Raute und den Rosmarin, den Mastixstrauch und den Albatro, die schönblumigen Heiden. Brombeeren und Efeuranken, wie die Gewinde der Klematis umschlingen Trümmer und Klippen, und der goldgelbe Ginster hängt in vollen Büschen um alle Höhen. Auch der schönste Strauch Capris, welcher zufällig den Namen der Insel trägt, ist nicht das Caprifolium oder Geisblatt, sondern der Kapernstrauch; er hängt sich hier an alle Gemäuer und Felsenwände und schmückt sie mit seinen weißen Blumen voll langer, lilafarbiger Staubfäden.

Um die Abhänge selbst hat der Mensch mit großer Mühe Terrassen angelegt und, indem er durch Aufmauerung kleine Ebenen gewann, Gärten darauf gebaut. Da gedeiht jegliche Frucht und jeder Baum Kampaniens. Reichlich wachsen die Eichen, die Maulbeerbäume in großer Zahl; stark und fruchtgesegnet der Ölbaum; sparsam die Zypresse und die Pinie; groß und mächtig der Johannisbrotbaum; überaus fruchtreich und in Menge die Feige; häufig der Mandelbaum; kärglicher die Kastanie und der Nußbaum, aber reichlich die Orange und die Limone, die man in den Gärten in erstaunlicher Kraft findet, und deren Früchte oft die Größe eines Kindeskopfs erreichen. Die Rebe wächst hier zwar nicht so üppig wie in Kampanien, aber sie trägt schwere Trauben, deren berühmten Feuerwein die Sonnenglut auskocht. Was den Landschaften der kleinen Insel vollends den Charakter Siziliens verleiht, ist

die Fülle von Kaktusfeigen. Ihre bizarren, afrikanischen Formen stimmen wohl zu der Dürre der Felsen und ihrer Farbenglut.

Wie nun die Natur, in Formen und Farben ganz harmonisch, dies Eiland gebildet hat, so scheint sie auch den Menschen gezwungen zu haben, in einem phantastisch-idyllischen Charakter seine Häuser zu bauen. Das Städtchen Capri, welches sich auf dem Bergsattel zwischen den Hügeln San Michele und Castello aufreiht, ist sehr originell. Die Häuser, klein und weiß, haben ein plattes Dach, das sich in der Mitte aufwölbt; auf ihm stehen Blumen, und dort sitzt man in der Abendkühle und blickt in das rosenfarbene Meer. Alle Zimmer sind gewölbt, wie die Unterbauten der Villen aus der Zeit des Tiberius. Das Haus umläuft entweder eine Terrasse, oder es öffnet sich zu einer gewölbten Loggia oder Veranda, welche sehr freundlich aussieht, da sie in der Regel eine Weinrebe umrankt und schöne Blumen, zumal blaue Hortensien, purpurrote Nelken und rosenfarbiger Oleander reich verzieren. Stößt das Haus an den Garten, so findet sich vor der Türe die Pergola oder Weinlaube. Sie ist der schönste Schmuck der Inselwohnungen; da sie aus einer Doppelreihe von gemauerten und weißgetünchten Säulen besteht, welche das Weinrebendach tragen, gibt diese Menge von Säulen auch dem ärmlichsten Hause einen Anstrich von Festlichkeit, seiner Architektur aber etwas Antikes und Ideelles. Die von der Rebe umschlungenen Säulenreihen sehen oft aus wie Arkaden eines Tempels; sie erinnern mich an die kleinen Häuser in Pompeji. Hie und da steht in den Gärten eine Palme; die herrlichste erhebt sich im Garten des Gastwirtes Pagano, dessen Haus unter den übrigen Capris der Palast zu nennen ist.

Auch außerhalb der kleinen Stadt wohnen Weinbauern zerstreut in ihren Masserien, um die Höhen oder an den Füßen der Felsen. Ein jedes dieser Landhäuser scheint das Asyl der Glückseligen und des Friedens zu sein.

Die Capresen, etwa 2000 an Zahl, sind in der Tat das

friedlichſte Volk der Welt, milde von Sitten, bitter arm und emſig tätig. Sie ſind Acker- und Weinbauern oder Fiſcher, und nur dieſe beſitzen im allgemeinen ein Eigentum, ihre Barke und den Fiſch, den ſie fangen. Die anderen ſind in der Regel Pächter, weil die meiſten Maſſerien Neapolitanern gehören.

Der Pächter zahlt jährlich 80—120 neapolitaniſche Dukaten Zins, die er ſamt ſeinem Unterhalt aus dem Wein, dem Öl und den Früchten erzielen muß. Schlägt die Weinleſe fehl, wie nun ſchon ſeit drei Jahren, ſo muß er verarmen, und es iſt wahrlich ein Jammer, dieſe von der Traubenſeuche verödeten Weinberge zu ſehen und die Klagen der unglücklichen Weinbauern anzuhören. Ich fand Frauen, welche mir ſagten, daß ſie all ihren Halsſchmuck, Ringe und Ohrgehänge verkauft hätten, und dies iſt ein Zeichen ſehr großer Not, denn nur äußerſte Verzweiflung entreißt dem Weibe ſeinen Goldſchmuck. Sie tragen ihn hier beſtändig, ſo daß es ein auffallender Widerſpruch iſt, ein Mädchen elende Laſtarbeit verrichten zu ſehen, welches lange Ohrgehänge von Gold und auf der Bruſt ein goldenes Herzchen trägt. Das iſt ihr Kleinod, oft ihr einziges Vermögen, aber der Schmuck iſt weder vom ſtärkſten noch vom feinſten Golde.

Die Viehzucht Capris iſt gering, doch werden jährlich mehr als 200 Stück nach dem Feſtland ausgeführt, und auch der Käſe der Inſel läßt ſich rühmen. Im Herbſt und im Frühjahr nährt die Inſelbewohner die Vogeljagd. Es kommen dann Schwärme von Zugvögeln aus dem Norden rückkehrend oder vom Süden nach dem Norden wandernd, hauptſächlich Wachteln. Die armen Vögel ruhen auf dem ungaſtlichen Felſen von ihrer Reiſe aus und werden dann in Scharen ergriffen oder in Schlingen gefangen. Capri hat ſonſt keine Jagd und kein jagdbares vierfüßiges Tier, weder Fuchs noch Marder, nur eine große Menge von Kaninchen, welche nachts aus den Felſenritzen hervorhüpfen und in die Felder laufen, von der Armut des Landbauern ihr ärmlich Teil zu rauben.

Den dauernden Erwerb sichert den Capresen das Meer. Der Fischer fängt hier Fische jeder Art, auch den Thunfisch und den Schwertfisch, die Murena, vor allem die Sardine und den Calamajo oder Tintenfisch. Dieser wird besonders nachts gefangen. Die Fischer fahren mit der Dunkelheit in See und locken den Fisch durch den Schein einer Fackel an die Oberfläche; das gräuliche, polypenartige Tier krallt sich dann in die vielen Nadeln eines rückwärts widerstachelnden Stabes und wird so heraufgezogen.

Der Fischer liegt die ganze Nacht auf See, er kehrt erst mit der Sonne wieder; dann geht es ans Trocknen der Netze und an das Flicken der Maschen, dann schläft er ein paar Stunden, dann macht er sich frisch wieder zum Fange auf. Es ist ein armseliges und mühevolles Leben, das Meer oft trügerisch, und nicht ein paar Carlin wert, was eine ganze Fischergesellschaft in dem Netze findet.

Das emsige Leben an der Marina grande, dem einzigen Hafen der Insel, wo eine Reihe von Häusern steht, gewährt zu allen Zeiten einen großen Reiz. Der Strand ist hier kurz und schmal, vor dem Wogenschlage nicht sicher und gibt nicht Raum genug. Deshalb werden die Kähne beim Sturm in gemauerte Schuppen hineingezogen.

Es gibt etwa hundert Barken auf diesem Strande, und drei große vermitteln den Verkehr zwischen der Insel und dem Festlande. Jeden Dienstag und Freitag kehren diese aus Neapel zurück, wohin sie tags zuvor abgegangen waren. Dann gibt es das bunteste Treiben auf dem Ufer, weil auch Mädchen und Frauen von Ana-Capri die große Felsenstiege herabkommen, um dasjenige in Empfang zu nehmen, was die Barke für sie gebracht hat. Ist das Meer bewegt, so springen, ehe das Boot landet, die jüngsten Fischer in die Wellen; sie stürzen sich kopfüber in das Wasser wie Taucherenten; die in der Barke werfen ihnen Taue und Ruder zu, es vermindert sich die Last des Schiffchens, da einer nach dem andern über Bord springt. Jene zu Land ziehen das Fahrzeug mit lautem Ge-

schrei am Tau, und die Stimme des Barkenpatrons übertönt das Rauschen der Brandung und das wilde Rufen aller dieser zu fieberhafter Tätigkeit aufgeregten Menschen. Am Strande harren die Weiber auf das Mitgebrachte; es sind Gemüse, Melonen, Zwieback oder Kleidung und sonstiger Hausbedarf. Auch mancher Blumenstrauß von Napoli wird mitgebracht, und manche neugedruckte Kanzone vom Kai Santa Lucia. Der Fremdling aber setzt sich auf eine der Klippentrümmer am Ufer und erbricht den Brief, der für ihn aus demselben Boote ausgeschifft worden ist.

Fast alle Barken der Marina gehören Fischern in Capri, nur wenige auch Leuten von droben in Ana-Capri. Denn die Natur hat dieses zweite Städtchen der Insel vom Meere abgesperrt. Dagegen gehen viele junge Männer Ana-Capris und mehr als von Capri in die Fremde auf den Korallenfang. Jährlich verlassen ihre Heimat etwa 200. Für Rechnung der Korallenhändler in Torre del Greco wagen sie sich in ihren Barken in die Meerenge von Bonifazio und an die Küsten Afrikas. Sie gehen im März und kommen im Oktober wieder; dann finden sie, was seitdem das Schicksal in ihrer kleinen Welt zur Freude und zum Leide gereift hat, Treue und Untreue, neues Leben und plötzlichen Tod. Wenn sie hundert Dukaten gewonnen haben, heiraten sie ihren Schatz. Denn in Capri gelten hundert Ducati als Erfordernis zum Heiraten. Mir erzählte ein Maler, daß er mit seinem Jungen, der ihm die Staffelei nachträgt, folgendes Gespräch gehabt habe. Der Junge: Herr, habt Ihr eine Frau? Der Maler: Nein. Der Junge: Habt Ihr denn nicht hundert Ducati? Der Maler: Ja, ich habe hundert Dukaten. Der Junge (höchlichst erstaunt): Wie, Herr, Ihr habt hundert Ducati und heiratet nicht? — Lebhaft wurde ich eines Tags an jene heimatlosen Korallenfischer erinnert, als mir auf der Stiege von Ana-Capri ein junges Mädchen einige arabische Münzen anbot. Ihr Bruder hatte sie ihr verwichenes Jahr mitgebracht als Geschenk von den „Heiden". Ich kaufte sie mir zum Andenken und als Zauberpfennige.

Auch an den Strand Capris treiben viel Korallenstücke. Die kleinen Fischerkinder und die jungen Mädchen sammeln sie; sie flechten ganz kleine Körbe von Stroh und tun in sie hinein rote Korallen, Seepferdchen und Meersternchen und kleine bunte Muscheln, und wenn du am Strand entlang gehst, vertreten sie dir den Weg und bieten dir das zierlichste Körbchen mit lachenden Augen zum Kauf an, so daß du es wohl kaufen wirst.

Ja, alles ist hier graziös, lieblich und klein, und gar reizend die Beschäftigung der Mädchen in den Häusern, wo sie die schöne goldgelbe Seide aufhaspeln oder abspinnen und die bunten Bänder weben. Die Industrie der Frauen besteht hier in etwas Seidenkultur, hauptsächlich im Weben von Band, sowohl droben in Ana-Capri als drunten. Viele Webstühle sind dort tätig. Die Mädchen sitzen dabei von Sonnenaufgang bis zur Nacht. Die Baumwolle oder die Seide liefert ihnen der Kaufmann von Neapel, der ihre Arbeit dürftig bezahlt. Sie weben Band in allen Farben. Der stillen homerischen Geschäftigkeit bei so reizend frauenhaftem Tun, in den kleinen gewölbten Gemächern oder auf den Terrassen, unter den blühenden Blumen und bei dem beständigen Anblick des Meeres sieht man gerne zu.

Es gibt in Capri ein einsames Haus auf einem Hügel, darin sitzen vier Mädchen schwesterlich beisammen und weben rastlos Seide und Stroh zu Damenhüten. Diese vier Mädchen sind die Elite der jungfräulichen Welt von Capri. Ihr Stübchen ist der Gesellschaftssalon der Insel. Fremde führen sich dort selbst ein. Die Künstler nennen sie die vier Altäre, weil vor ihnen beständig geopfert wird, mein Wirt aber nennt sie die vier Jahreszeiten. Als ich eines Tages bei ihnen saß, fiel mir ein Blatt ins Auge, welches eine der Schwestern sorgsam an ihren Webstuhl geheftet hatte. Es war eine Efeuranke darauf gemalt und der Vers des Sophokles darein geschrieben, mit welchem der „Ödipus Tyrannos" beginnt:

„Ω τεκνα Καδμου του παλαι νεα τροφη"
(O Kinder ihr, des alten Kadmos junge Brut).

Die Weberin bat mich, ihr zu erklären, was die fremde Schrift sage, denn ein Engländer wäre dagewesen, der hätte das aufgeschrieben. Ich sagte ihr, die Worte hießen also: „O Kind, du bist am Tag mein Basilikum, und des Nachts bist du mein Stern." Sie lächelte und war zufrieden.

Ich habe mich oft in Gebirgen Italiens an der Naivität des Volkes erfreut, aber mich dünkt, nirgends ein naiveres gefunden zu haben als hier. Die Abgeschiedenheit von der Welt hat die Milde seiner Sitte bewahrt und den Zauber der Natur erhalten. Man weiß hier nichts von den Verbrechen der Zivilisation, es gibt nur Frieden, Armut und Tätigkeit. Der Fremde wird wie ein Bekannter empfangen und fühlt sich gleich heimisch, und wahrlich, einen grellern Gegensatz als den zwischen der Welt in Capri und jener Neapels kann es nimmer geben.

Die Mädchen in Capri sind weniger schön als graziös. Ihre Züge haben oft etwas Fremdartiges. Die Linien der auffallend kurzstirnigen Gesichter sind regelmäßig und manchmal sehr edel geschnitten; das Auge ist von einem glühenden Schwarz oder von einem schwülen Grau. Die braune Farbe, das schwarze Haar, das umgeschlungene Kopftuch, die Korallen und die goldenen Ohrgehänge geben dem Antlitz etwas Orientalisches. Ich sah oft, besonders aber in dem ganz verlassenen Ana-Capri, Gesichter von einer wilden, seltsamen Schönheit, und blickte ein solches, die Haare verwirrt, die Augenbrauen schwarz und scharf gezogen und die wetterleuchtenden Augen groß aufgeschlagen, vom Webstuhl in der dunkeln Kammer empor, so war es, wie ich mir das Antlitz einer Danaide denke. In Capri dagegen sieht man auch Gesichter, welche denen der Gestalten Peruginos und Pinturichios ähneln und oft von einem auffallend schwärmerischen Ausdrucke sind. Sie tragen die Haare kunstlos schön, am schönsten in Ana-Capri, tief herabgeknotet, einen silbernen Pfeil hindurchgesteckt. Manchmal binden sie den Mucadore wie einen Fes auf und gleichen dann wahrlich den Frauen einer fernen Zone. Ein ganz

allgemeiner Schmuck der Weiber Capris und köstlicher als Gold sind ihre Zähne. Ich glaube, die Menschen in Capri haben so herrliche Zähne, weil sie nichts zu beißen haben.

Man muß diese zierlichen Gestalten in Gruppen vereinigt sehen oder sie betrachten, wenn sie bergauf kommen, die antik geformten Wasserkrüge oder Körbe voll Erde oder Steine auf den Köpfen tragend. Weil sie arm sind, erwerben sie sich durch Lastträgerdienste kümmerlichen Lohn. Das Mädchen in Capri ist das eigentliche Lasttier der Insel. Man sieht die lieblichsten Kinder von 14 bis 20 Jahren, Gabriele, Costanziella, Mari Antonia, Concetta, Teresa und so viele andere, deren Köpfe draußen in England, in Frankreich und Deutschland auf manchem Gemälde bewundert werden, vom Meeresstrand aufwärts Lasten, kaum für Männerstärke zwingbar scheinend, auf eben diesen Köpfchen tragen.

Es kam vor 14 Tagen ein neapolitanisches Schiff und lud auf der Marina eine Fracht von Tuffsteinen aus, welche zum Ausbau des alten Klosters dienen sollten. Diese Steine wurden sämtlich innerhalb fünf Tagen auf Mädchenköpfen nach dem Kloster befördert. Der Weg ist so steil, daß ich ihn täglich verwünschte, wenn ich vom Bade frisch und unversehrt zurückkehrte, weil man oben ganz erschöpft anlangt. Aber fünf Tage hindurch schleppten Mädchen, etwa dreißig an der Zahl, die Steine diesen Weg aufwärts. Sie trugen zwei übereinander, die schwächern nur einen. Mich von dem Gewicht zu überzeugen, hob ich einen dieser Steine, und mit aller Kraft beider Arme gelang es mir, ihn so hoch zu erheben, daß ich einen dieser reizenden Köpfe belasten konnte, und das dünkte mich ein sehr unritterlicher Dienst zu sein.

Es bitten diese naiven Kinder, wenn sie am Wege ausruhen, den Vorübergehenden oft, ihnen mit den Steinen aufzuhelfen. Sie gingen an diese Sisyphusarbeit vor der Sonne und endeten, wenn sie in ihrer vollen Pupurglut hinter der fernen Ponzainsel versank. Täglich stiegen sie in der Hitze des August sechzehnmal also belastet den Berg empor. Nahmen sie

die Steine an der Marina auf, so stand ein Schreiber dabei und notierte, und oben an der Certosa stand wieder einer, der schrieb es ernsthaft in ein Buch: Gabriele hat zweimal zehn Steine im Brett des Schicksals, aber die schöne Costanziella ach! nur zehn. — Ihr Lohn war zehn Groschen für den Tag. In ihrer Einfalt hatten die Kinder mit dem Unternehmer nicht einmal Kontrakt gemacht, sondern wenn man sie fragte, was sie für so große Mühsal erhalten würden, so sagten sie: „Wir glauben, einen Carlin täglich, oder Brot von Castellamare für ebensoviel. Sonntag wird die Zahlung sein."

In jenen Tagen gewährte also das Eiland einen seltsam schönen Anblick, und die Maler versäumten nicht, diese Gestalten zu zeichnen. Da nun der Tuff von Herkulanum von schöner grauer Farbe ist, so machte er mit den jugendlichen Köpfen und auf dem roten Mucadore, von einem oder beiden Armen festgehalten, das reizendste Bild. Diese Reihen der armen wandelnden Steinträgerinnen schienen mir die antiken Figuren der Kanephoren auf neue originelle Weise zu vermehren; sie glichen Töchtern Ägyptens, welche Steine zum Pyramidenbau tragen. Und wahrlich, ich konnte sie nie ohne Bewunderung und ohne Rührung betrachten. Sie scherzten noch unter ihrer Last und waren heiter und graziös wie immer. Mich dünkte, nie ein schöneres Bild menschlicher Armut gesehen zu haben. Um die Mittagszeit sah ich dieselben Mädchen in einem Kreise auf der Erde sitzen, im Schatten eines Johannisbrotbaums ihre Mahlzeit haltend; sie bestand aus halbreifen Pflaumen und trocknem Brot, und wenn sie diese kärgliche Kost verzehrt hatten, standen sie plaudernd und lachend auf und schritten wieder flink wie Gazellen die Treppen hinunter an ihre Tageslast.

Wenn ich die Armut in dem friedlichsten und heitersten Bilde malen sollte, so würde ich sie darstellen in der Gestalt der schönen Costanziella. Wenn sie den heißen Tag hindurch eine Pyramide von Steinen auf ihrem Köpfchen nach dem alten malerischen Kloster befördert hat, dann lehnt sie des Abends

in der kleinen Tür ihres Hauses und ergötzt sich mit der schönsten Musik. Denn sie ist eine vollendete Virtuosin auf der Maultrommel oder dem Brummeisen. Sie hat mir manches reizende Stück darauf vorgespielt, mit einer unnachahmlichen Kunst und Grazie, allerlei Meerphantasien, Sirenenkantaten aus der blauen Grotte, Lieder ohne Worte, wunderbare Arien, die kein Sterblicher gehört hat noch zu benennen weiß. Das alles spielte sie meisterhaft, wobei ihre schwarzen Augen wie Sirenen lachten, und die schwarzen krausen Haare um die Stirn sich ringelten, als tanzten sie vor Seligkeit. Wenn Costanziella ihr Konzert ausgespielt hatte, so lud sie mich mit den feinsten Manieren zum Abendessen ein, oben auf dem Dach bei ihrer Mutter; da gab es reife indianische Feigen von dem einzigen Kaktusbaum, der vor dem Hause stand, welche sie sehr geschickt mit dem Messer abzureißen wußte, ohne sich die kleinen Finger mit den Stacheln zu verletzen. Ihre Mutter war eine Frau zum Malen, wie man sagt, und unterhielt sich am liebsten von Nahrungsmitteln. Costanziella aß niemals Fleisch, sie trug nur Steine und spielte des Abends die Maultrommel, dazwischen aber aß sie trocknes Brot und Pataten mit Salz und Öl. Sie lachte einmal laut auf, als ich sie fragte, ob sie schon einmal im Leben Braten gegessen habe. Frischer aber und blühender und ringellockiger war weder Hebe im Olymp, noch Circe, noch die delische Diana, und keine war heiterer und mit dem Brummeisen verständiger.

Allgemein ist in Capri das Bitten um einen „Gran" oder Bajocco oder la Butiglia, wie sie sagen. Es sind besonders Kinder und Mädchen, welche so bitten, ich will nicht sagen betteln, denn es geschieht in keiner bettelhaften Weise. Weil sie arm sind, so ist es natürlich, daß ihnen andere geben, welche haben, und gibt man ihnen nichts, so machen sie doch ein fröhliches Gesicht und sagen: „Addi Signoria." Auf jedem Schritt und Tritt wird man angesprochen. Als ich eines Tags in die Schule zu Ana-Capri trat, rief die ganze Schuljugend von den Bänken: „Signore, la butiglia", und es fehlte wenig,

so hätte es auch der Schulmeister selbst gerufen. Geht man in ein Haus, so ist man sicher, daß ein Mädchen eine Blume Basilikum oder eine Nelke entgegenbringt. Dafür muß man etwas geben. Es ist ein Betteln durch die Blume, doch nicht immer, denn auch ohne dies bitten sie sich frank und frei den Gran aus. Man kann sie glücklich machen, wenn man ihnen bei Gelegenheit von einem Hausierer Kleinigkeiten kauft, sie freuen sich über bunte Dinge wie Kinder; und hier wünscht man sich die Schätze nur eines Freigelassenen des Tiberius, um sie unter dieses freundliche und dankbare Volk zu verteilen.

Gegenwärtig macht eine Heirat viel von sich reden. Ein reicher Engländer verliebte sich in ein armes Mädchen von Capri so sterblich, daß er um ihretwillen katholisch geworden ist. Das schöne Kind befindet sich in einem Kloster Neapels; im Herbst aber kehrt sie als große Dame zurück in ihr neuaufgebautes Haus am Berge Tuoro. Das Glück der schönen Annarella erregt keinen Neid, noch erscheint es hier als etwas Außerordentliches. Es hat sich auf Capri bereits ein anderer Engländer niedergelassen, welcher seine Heimat aufgab, um in diesen Bergen zu einsiedeln.

Capri ist fürwahr ein rechter Ruheort für lebensmüde Menschen, und ich wüßte keine andere Stelle in der Welt, wo jemand, der im Leben Schiffbruch gelitten, seine Tage so wohl beschließen könnte. Das lehren auch die Invaliden, welche hier leben.

Dreihundert verstümmelte oder altersschwache Soldaten wohnen nämlich in ihrem Quartier am Ende der Stadt. Sie geben der Insel vollends den Charakter eines Asyls, weil man sie überall sitzen oder herumwandern sieht und ihre Lieder hört. Einige sind noch Veteranen Napoleonischer Zeit, andere datieren ihr Schicksal von den Revolutionskämpfen des Jahres 1848. Es sind Menschen aus allen Provinzen des Königreichs. Die meisten sind blind. Weil es nun auf der Insel nicht Lasttiere noch Wagen gibt, so laufen die Blinden keine Gefahr. Ohne Führer gehen sie in den Straßen umher, den

Weg mit einem Stabe sich erfühlend; ja kaum merkt man, daß sie erblindet sind. Beim Fest der heiligen Anna sah ich ihrer eine Schar die Prozession eröffnen; aneinandergereiht wankten sie in die Kirche; und mir fiel bei ihrem Anblick der Bibelvers ein: „Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben." Am Abend aber genossen sie das Feuerwerk auf dem kleinen Platz, indem sie die Raketen und Schwärmer wenigstens prasseln hörten. Welch ein Los, auf Capri blind zu sein, wo das entzückendste Gemälde der Welt in wunderbarem Farbenspiel rings verbreitet liegt! Hier ohne Sehkraft umherzugehen, ist eine bittere Ironie. Und doch spazieren die armen Blinden viel und gern; sie haben auch einen Lieblingsspaziergang, den einzigen, welcher etwas eben ist, nämlich den schönen Feldweg am Rand des Tals Tragara unter den Olivenbäumen. Gern sitzen diese Alten auf den steinernen Bänken innerhalb des Tors, den Schritt der Hereinkommenden behorchend, oder draußen vor dem Tor selbst, wo der Blick auf den Golf, auf das ferne Neapel und auf den Vesuv bezaubernd schön ist.

Auch Musik machen die Blinden gern; alle Abend geben sie ihr Konzert. Es sitzen dann zwei Invaliden auf der Terrasse des Soldatenquartiers; der eine spielt die Gitarre, der andere bläst dazu auf dem Kamm. Wahrlich, es ist die sonderbarste Musik, die man hören mag, sie schallt hell und fremdartig in die Nacht hinaus, oft von den melancholischen Klagetönen einer Arie begleitet. Mit derselben Musik ziehen die Invaliden auch des Morgens auf den Platz, Blinde und Sehende, Krumme und Gerade, alle vergnüglich hinter ihrer Regimentsmusik her, nämlich hinter dem Gitarrenspieler und dem Kammbläser. Und so erscheint auf dem harmlosen Eiland sogar das physische Unglück wie die Armut heiter ergeben und schicksalversöhnt.

Alles trägt hier einen Zug von Kindlichkeit, und selbst in den schönen Greisengesichtern mancher Männer und Frauen kann man diesen Zug kindlicher Einfalt wiederfinden. Unter

den Kindern gibt es viel bildschöne Mädchen und Buben, und obwohl sie wild und kaum unterrichtet aufwachsen, setzt ihre Fassungskraft doch in Erstaunen. Alle tragen ein Amulett am Halse, die ganz kleinen geweihte Hörnchen gegen den bösen Blick, die größern eine Marienmünze oder ein kleines auf Zeug gesticktes Bild der Madonna del Carmine.

Ich sah einmal die Leiche eines Kindes in der Kirche ausgestellt. Sie lag unter einem weißen Schleier, mit Blumen und gezuckerten Mandeln überstreut; schwerlich hatte das Kind im Leben solches Naschwerk gekostet; man gibt es den armen Fischerkindern zum Spielen erst, wenn sie tot sind. Man trug das Kind ohne Zeremonie in die Gewölbe der Kirche, wo hier noch alle Toten nach alter Sitte begraben werden. Nur wer kein Cristiano, das heißt kein Katholik gewesen, bekommt ein einsames Grab an irgendeiner schönen Stelle über dem Meer.

So also ist das Volk in Capri, und weil der enge Raum alles zusammenhält, dringt der Fremde schon nach wenig Tagen in die Verhältnisse der Bewohner ein und wird mit ihnen bekannt und vertraut. Es schwindet so sehr alles Gefühl der Fremde, daß man sich gewöhnt, sich als Mitglied dieser kleinen Volksgemeinde zu betrachten. Auf dem Platz am Tor drängt sich alles Öffentliche zusammen, der Verkauf von Handelsartikeln, die ganz der Bedürfnislosigkeit dieser Menschen entsprechen, wie das Festleben an Kirchentagen und das tägliche Vergnügen der Muße und des Geplauders nach der Arbeit. Dann und wann unterbricht die beschauliche Einsamkeit die Ankunft von Reisenden, welche im Gasthause Don Micheles einkehren, die Merkwürdigkeiten der Insel zu besehen und gleich wieder zu verschwinden. Aber es bildet sich ein Stamm von Gästen, die zusammen an einer Tafel speisen; meistens sind es Maler von verschiedenen Nationen, und diese Künstler werden bald zu einer charakteristischen Staffage der Insel, denn überall sieht man sie sitzen und malen, bald eines jener reizenden Häuschen mit der Weinlaube, bald einen Felsen, bald eine Baumgruppe oder eine Uferansicht.

Es gibt nichts Herrlicheres, als auf dieser schönen Scholle umherzuschlendern, an den Klippen entlang zu klettern oder am Meer zu spazieren, wo die Wellen wohlig rauschen und das ausatmende Seegras diesen scharfen, fast betäubenden Meeresgeruch verbreitet. Die stillste Einsamkeit und die Weite des Golfs mit seinen fernen Inseln und Küsten ist ganz wunderbar ergreifend, und wohl kann man stundenlang auf dem Felsen sitzen und dem Farbenspiel auf den Küsten und über dem Meere zuschauen.

Ich nun führe euch allerwegen auf der Insel umher, denn gar wohl bin ich hier zu Hause. Zuerst gehen wir nach der Stelle, wo einst das alte Capri lag, welches jetzt verschwunden ist, seit es die Sarazenen zerstörten. Aber dort, wo die schroffen Felsen Ana-Capris plötzlich emporsteigen, liegt in den Gärten noch der letzte Überrest der alten Stadt, die Kirche San Costanzo. Sie war die Parochie der Insel und Sitz des Bischofs; denn Capri war seit dem 10. Jahrhundert ein Bistum unter der Hoheit des Erzbischofs von Amalfi und blieb es bis auf das Jahr 1799; seitdem wurde der bischöfliche Stuhl nicht mehr besetzt, sondern die Kirche Capris unter Sorrent gestellt.

San Costanzo ist klein, plump und ganz dörflich. Um sie her sieht man altes Gemäuer im Boden stecken. Man fand dort viele Graburnen, Reliefs und Münzen, und noch heute zeigt man in einem Weingarten einen großen Marmorsarkophag, welcher vor Jahren dort ausgegraben worden ist. Seit man die Altertümer der Inseln überhaupt durchsuchte, wurden Statuen, Reliefs, Mosaiken, Urnen und Säulenüberreste teils von den Bauern um ein Spottgeld verschleudert, teils von Agenten an Privatpersonen fortgegeben, teils heimlich beiseite gebracht.

Vieles raubten die Engländer während ihrer dreijährigen Anwesenheit, und nur das Wenigste hat man nach Neapel für das Museum gerettet. Nirgends in der Welt, so scheint es, ging man mit Altertümern so liederlich um als in Neapel.

Erst die Ausgrabungen in Pompeji lenkten die Aufmerksamkeit der Archäologen auch auf Capri. Der erste, welcher

die Insel durchsuchte, war, soviel ich weiß, Luigi Giraldi von Ferrara im Jahre 1777, dann folgten ihm Hadrawa, und im Anfange dieses Jahrhunderts Romanelli, dann Giuseppe Maria Secondo und der Graf della Torre Rezzonico, welche alle Schriften über Capri veröffentlicht haben. Noch 1830 wurde Feola mit Ausgrabungen auf der Insel beauftragt und lebte daselbst längere Zeit. Man deckte also die Trümmer auf und fand an vielen Orten noch ziemlich erhaltene Gemächer und manches Kunstwerk aus der besten römischen Epoche. Aber weil der Insulaner den Boden brauchte, warf er die Ausgrabungen wieder zu, verwischte ihre Spuren und pflanzte über den Altertümern seine Gärten. Auch birgt an manchem Ort die Erde, was noch nicht ans Tageslicht gezogen ist. Viel Marmor sieht man im Pflaster der Wege Capris und in Ana-Capri auf der Ebene Damecuta. Auch findet sich hie und da eine Marmorplatte mit zerstörter Inschrift als Schwelle an Haustüren benutzt. Fundamente alter Gebäude aber gibt es viel, und wo man wandern mag, unterbricht Träumerei und Nachdenken irgendein antiker Überrest.

Nicht weit von San Costanzo stand eine der alten Villen des Tiberius hart am Meer. Hadrawa ließ sie im Jahre 1790 ausgraben, fand ihren größten Teil bereits verwüstet, aber doch noch immer ansehnliche Reste, darunter zwei schöne Säulen von Cipollino, zwei von Porta Santa, ein herrliches korinthisches Kapitäl, welches heute im Museum Neapels steht, zwei prächtige Fußböden, von denen einer an einen Engländer, der andere an die Gräfin Woronzow kam, endlich einen Altar der Cybele, welchen der Ritter Hamilton an das Britische Museum zu bringen wußte. Heut ist der Palast das Bild der wüstesten Zerstörung. Große Massen von Gemäuer sind ins Meer gestürzt, andere bedecken den Küstenabhang, doch erkennt man noch eine Reihe von Gemächern und einen gemauerten Halbzirkel, vielleicht einst der Tempel der Gottheit, welcher die Villa geweiht war. Eine zerbrochene Säule von orientalischem Granit ragt aus dem Schutt hervor.

Noch dürftiger sind die Reste der Villa, die einst jenen schönen Hügel Castello krönte, der sich hart über der Stadt am südlichen Ufer erhebt. Von der Seeseite zeigt er sich als schroffe Felsenwand, welche mittendurch eine Grotte zerreißt. Nach der Landseite zu umgeben ihn Weingärten, oben aber trägt er das am besten erhaltene Kastell Capris, ein kleines Fort mit krenelierten Mauern und Türmen, welches der Insel einen mittelalterlichen Charakter gibt. Dort grub Hadrawa im Jahre 1786 nach und entdeckte Bäder und Kammern in großer Zahl, doch schon verwüstet, und fand Fußböden, Bildsäulen, eine schöne Vase von weißem Marmor, ein Relief, das den Tiberius opfernd vorstellt, eine Gemme mit dem Bilde des Germanicus und andere Figuren von Marmor und Stuck. Man verschleuderte auch diese Gegenstände an Hamilton, an den Maler Tischbein, an den Fürsten Schwarzenberg, an unbekannte Russen und Engländer. Im Jahre 1791 schüttete man die Ausgrabungen wieder zu. Doch was sind alle Raritäten des Altertums gegen diesen Blick vom Hügel Castello in das Meer Siziliens, in den blauen Golf von Neapel und auf die majestätische Felsenbildung Ana-Capris. Auch die schroffsten Abstürze des südlichen Ufers übersieht man hier und jene drei hochragenden Klippen, welche Faraglioni heißen.

Dem Hügel zu Füßen liegt eine der märchenhaftesten Stellen des Eilands, die kleine Marina, ein schmaler Strand auf der südlichen Seite, in wüste Klippen eingebogen, deren schwarze Blöcke das Ufer bedecken und im Meer eine kleine Halbinsel bilden. Zwei Fischerhäuser sind dort wie Klausen ins Gestein gebaut, welches für ein paar Barken notdürftigen Schutz gewährt. Der Strand ist ein bizarres Spielwerk der Natur und der einzige auf der ganzen Südküste Capris. Wenn man dort sitzt, ist man ganz aus der Welt verloren. Der Golf von Neapel mit seinen Inseln, Küsten und Segeln ist entschwunden, und vor dem Blick dehnt sich die uferlose See aus, weit in die Ferne, wo Sikelia und Afrika beisammen liegen. Dort sitzt man und blickt in die endlosen Wasser und

läßt Phantasieschiffchen nach Palermo und Cagliari und nach Karthago abschwimmen, eins nach dem andern. Wild und schauerlich ist alles umher, eine öde Felsenwüste, zu beiden Seiten gewaltige Höhlen hoch im Ufer selbst, zur Rechten das Kap Marcellino, eine kolossale braune Bergmasse, ins Meer hineingelagert, zur Linken gezackt und gezinnt wie ein Schloß das Kap Tragara, und neben ihm die seltsamen Klippenkegel Faraglioni, über hundert Fuß hohe, unersteigliche Riffe, welche mitten in den Meereswellen stehen gleich Pyramiden im See von Möris. Die eine ist wie von Menschenhand abgeglättet, die andere phantastisch ausgezackt. Ihr dunkler Schatten wallt auf der Flut und macht sie melancholisch, aber die Mitte der einen Klippe durchbricht eine Höhle in prächtiger Bogenform, so daß die Barke hindurchfahren kann. Auf ihren Spitzen schwanken im Seewind Zwergbäume und verwilderte Gräser, und es sitzt dort die Möwe oder umflattert sie, ihre junge Brut im Fluge übend.

Wenn du hier sitzest, so wird dir die Stelle aus dem „Gefesselten Prometheus" des Äschylus einfallen, wo er, an die Klippe geschmiedet, plötzlich den heranwitternden Flügelschlag der Okeaniden und ihren Chorgesang vernimmt. Ich habe den Seevögeln an jenen Klippen oft am Morgen zugehört, wenn sie in ihrer heiligen Frühe, da das Meer zu schimmern beginnt, von den Felsen stürzen, in die Wellen hineinjauchzend mit langen Flügelschlägen, oder am Abend, wenn es still wird, wo sie gern einsamlich auf den Faraglioni stehen und verlorene, harfenstimmige Laute ausstoßen, die man nicht hören kann, ohne in eine märchenhafte, elementarische Stimmung zu geraten. Denn der Gesang der Meervögel ist liedlos wie das Geräusch der Wellen und erweckt wie die verschwebenden Akkorde der Äolsharfen eine unbestimmte Sehnsucht in die Ferne.

Es waren auf den Faraglioni, wie ich wohl weiß, auch Möwen zum Besuch aus der Insel Ustica und von der Grotte Alghero aus Sardinien; wenn ich nun noch zwanzig Jahre jünger gewesen wäre, so hätten sie mir den Gefallen getan, mich

über Meer nach jener seltsamen Grotte zu tragen, oder in den schönen Orangenwald von Milis auf Sardinien, wo 500000 Orangenbäume beisammen stehen und ihre Millionen Blüten und Goldfrüchte tragen, und die Nachtigallen alle diese Blüten und Goldfrüchte Tag und Nacht besingen. Dort hätten sie mich eines Morgens abgesetzt unter dem größten Orangenbaum Europas, der so groß ist wie eine Eiche, und unter welchem der Marchese Boyl seine Gäste zu Nektar und Ambrosia einladet.

Siehe da, ein Phantasieschiffchen, welches abgeschwommen ist!

Aber in Wahrheit, wer kann an der kleinen Marina in Capri liegen ohne solche Träumereien? Die Wildheit dieser Uferszenen und ihre Verlassenheit ist gar zu zauberhaft, und vollends im Mondlicht oder bei wogender See, wenn die Höhlen schlürfend Welle auf Welle hinunterziehen, oder in der Stille der Nacht, wenn um die Riffe und die dunklen Kaps Lichter aufblitzen, Fackeln der Fischer, die sterngleich und wie Meteore in den Wellen bald verschwinden, bald wieder aufglänzen, eins um das andere, das dritte und das vierte, und hier noch eins und dort am Kap wieder eins um das andere.

Man sieht die Fischer auf den weißen Kieseln des Sandes sitzen, ihre Netze ausbessernd, und mitten in dieser klippenstarren Öde hat ihre stille Geschäftigkeit etwas Seltsames. Sie scheinen geheimnisvoll, als wüßten sie wunderliche Dinge von der Tiefe und den Sirenen, die dort wohnen. Ein schroffer Fels über dem kleinen Strand heißt auch die Klippe der Sirenen. Die Phantasie des Volks wählt immer die passendsten Bezeichnungen für ein Lokal, und keins in Capri ist so sirenisch als dieses.

Man kann hier stundenlang, wie vom Meeresduft betäubt, auf den Klippen liegen und das grüngoldene Wasser ansehen; das wogt und wallt unten, flimmert und atmet, saust von Fittigen in stiller Luft, und unausgesetzt tönt das sommerliche Singen der Zikade, deren Lieder die Luft zu durchschillern scheinen wie fliegende Sonnenstäubchen und wie das Flimmern der Hitze um die Felsen. Luft, Licht und Duft durchdringen alle Sinne.

Zwischen den Faraglioni und der kleinen Marina wölbt sich über Kalksteinblöcken eine der geräumigsten Grotten dieser an Höhlenbildungen so überaus reichen Seeküste. Sie heißt La grotta dell' arsenale. Das Wasser bedeckt sie nicht, sie ist eine Erdhöhle. An ihren Wänden klebt noch römisches Mauerwerk, und es zeigen sich auch Spuren von Kammern. Nun lehrt der Name der Höhle wohl richtig, daß sie einst ein Vorratshaus für die Marine war, wenn nicht auch eine Schiffswerft für die Galeeren des Tiberius, denn sie ist hoch genug, und an ihrem Eingange sieht man auch manche Spur des Eisens, welches das Gestein bearbeitet hat. Der Ort heißt L'unghia marina. Manche Reste alter Gemäuer zeigen sich hier, am steinigen Ufer wie auf der Höhe. Auch am Kap Tragara, um welches die Faraglioni und die Klippe Monacone im Wasser stehen, erblickt man antikes Gemäuer. Wohl befand sich hier zur Zeit des Tiberius ein kleiner Port. Vielleicht führte ein bedeckter Gang von der darüber gelegenen Villa des Berges Tuoro zu dem Hafen, wo für Fälle der Not gerüstete Galeeren lagen. Denn auch auf dieser Inselscholle schwebte der Tyrann in steter Furcht und hatte alle Anstalten getroffen, daß er zu jeder Zeit seewärts entfliehen konnte.

Man kann am Kap Tragara aus der Barke steigen und zum Hügel Tuoro grande hinaufklimmen. Da oben ist es schön wie auf jedem Gipfel Capris. Es sitzt aber dort über altem Gemäuer ein Telegraph. Fürwahr, es ist seltsam, daß fast auf jeder Bergspitze des Eremitenlandes ein Einsiedel wohnt, sei es ein Klausner oder ein Telegraphenwächter. Der vom Tuoro grande sitzt in einem weißen Häuschen. Sein Zimmer hat zwei kleine Fenster, in dem einen steckt ein Fernrohr und in dem andern auch eins. Nun sitzt der Telegraphos, ein ganz kleiner altertümlicher Mensch, dem vom vielen Gucken die Augen zwinkern, zwischen beiden Fenstern an einem Tisch vor einem großen Register; alle Augenblicke springt er an das Fenster links und guckt durch das Fernrohr, an das Fenster rechts und guckt auch da durch das Fernrohr, dann setzt er sich wieder mit

philosophischer Seelenruhe an das Register, sitzt ein Weilchen und läuft wieder an die Fenster und vor die Fernrohre, und so geht es vom Morgen bis zum Abend fort. Sein Hund aber sitzt vor der Türe aufrecht und sieht ohne Ferngläser auch in das Meer. Dies verhält sich nun so. Oben über Ana-Capri sitzt der Telegraph auf dem Gipfel Solaro in seinem Hause und späht in das Meer von Sizilien, ob und welche „segelbeschwingte" Schiffe einlaufen. Sieht er nun etwas Merkwürdiges, so sendet er dem Telegraphen auf dem Berg Tuoro eine Botschaft; der schickt sie flugs weiter über die Meerenge von Capri zu dem Telegraphen von Massa, der über dem Vorgebirge der Minerva sitzt, ein Meereswächter schlummerlos; der wirft die luftige Kunde flügelschnell weiter nach Castellamare zum zeichenkundigen, luftpostdeutenden Späher; der aber schleudert die Botschaft machtvoll weiter nach dem Kastell Sant Elmo oberhalb Neapel; der Späher nun von Sant Elmo befördert die Kunde in das königliche Schloß zu Neapolis. Und so fängt der auf dem Solaro an und ist der eigentliche Urheber von all dieser luftdurchwandernden Botenjagd. Als mir dies der Telegraph sehr deutlich auseinandergesetzt hatte, fiel mir sofort der Anfang des „Agamemnon" von Äschylus ein, wo der Wächter auf dem Atreusschloß nach dem Feuertelegraphen späht, welcher die Einnahme Iliums melden soll:

Θεοὺς μὲν αἰτῶ τῶνδ' ἀπαλλαγὴν πόνων
(Die Götter fleh' ich an ums Ende meiner Müh'n)

— und ferner die Verse der Klytämnestra, welche in einer staunenswürdigen Malerei die wandernde Flammenpost beschreiben. Sie steigt auf vom Berge Ida, dann eilt sie zum hermischen Lemnosfelsen, der schickt die Flammenbotschaft auf das Athosgebirge des Zeus, das sendet den goldighellen Freudenstrahl wie eine Sonne auf die Warte von Makistos, und so weiter eilt der Feuerstrahl über die Wogen des Euripos, erweckt die Wächter von Mesapios, fliegt vorwärts über die Flur Asopos, fällt wie der Mondenstrahl auf den Felsen von Kithäron, sendet den Schein über den Gorgopissee, gelangt zum Gipfel Aigiplanktos,

bis er dann über das Saronische Meer zum Felsen Arachnaios und endlich in die Burg der Atriden kommt.

Hätten nun die Griechen von Troja einen unterseeischen elektrischen Telegraphen gelegt, so wären wir um diese schöne Stelle im Äschylus gekommen, welche überhaupt eine der am meisten malerischen Schilderungen ist, die gedichtet worden sind.

Es war nun Abend geworden. Der Hochwächter vom Solaro gab plötzlich ein Zeichen, der vom Tuoro schickte es nach Massa. Ich fragte den fernspähenden Mann, was er gemeldet habe. „Heute nichts Neues", sagte er vergnügt und zwinkerte mit den Augen, dann packte er seine sieben Sachen zusammen, winkte seinem Hunde und stolperte den Berg hinunter. Er wohnt aber hoch oben in Ana-Capri, und jeden Abend muß er die 560 Stufen der Felsenstiege hinaufklettern. Des Morgens kommt er wieder 560 Stufen hinabgestiegen, und weil er nun schon seit zehn Jahren alle Tage bis auf einen Feiertag zu Ostern seine einsame Kunst betreibt, so kann man es mathematisch berechnen, daß dieser merkwürdige Mann schon hundertfache Chimborassohöhen erstiegen hat. Dreißig Groschen aber bekommt er täglich.

Außer diesem Äschyleischen Wächter habe ich gar keine Altertümer auf dem Berg Tuoro gefunden. Doch hat auch auf ihm eine Villa des Tiberius gestanden. Nun senkt sich zwischen dem Tuoro und dem Castello zum Meer das Tal Tragara, welches von Reben und Ölbäumen grünt. Auf seinem Rande steht der schönste mittelalterliche Bau der Insel, die Certosa, ein jetzt verlassenes Kloster. Es nimmt einen großen Raum ein; seine originelle Architektur, seine Arkaden, geschnörkelten Glockenstühle und Terrassen, und die Reihe gewölbter Dächer heben sich aus dem Grün und auf dem Hintergrunde des blauen Meeres so grotesk hervor, daß dieser Anblick zu dem Reizvollsten gehört, was die Insel besitzt. Das schlanke turmlose Schiff der Kirche ist zugleich das einzige Gebäude Capris, welches ein gotisches mit roten Ziegeln gedecktes Dach hat. Tritt man in den Kreuzgang, so erfreut man sich an dem großen,

von Arkaden umschlossenen Raum. Die Zellen nun gar, die kleineren Höfe und die verwilderten Gärten, welche die üppigste Vegetation bedeckt, machen dieses öde Kloster zu einem romantischen Labyrinth.

Die Certosa wurde im Jahre 1363 von einem edeln Capreser, Giacomo Arcucci, gegründet. Sein Weib war unfruchtbar geblieben wie Sara; er aber hatte ein Kloster zu bauen gelobt, wenn ihm der Himmel zu einem Sohn verhelfen würde. Eilig tat dies der Himmel und nahm den Mann beim Wort; da baute er ein Gotteshaus nach dem Plan jener herrlichen Certosa San Martino, welche auf dem Vomero Neapels steht. Mit der Zeit wurde dies Kloster reich, die besten Äcker Capris fielen ihm zu. Aber die Parthenopeische Republik hob dasselbe und noch zwei andere Klöster in Capri auf, und ihre Güter fielen an den Fiskus. Heute sind sie der Kathedrale von Ischia zugewiesen, und so erleidet die arme Bevölkerung Capris das große Unrecht, daß ihre besten Ländereien ihr entzogen sind, um die faule Priesterschaft einer fremden Insel zu nähren. Zur Zeit der englischen Besetzung Capris war das Kloster das Hauptquartier Hudson Lowes und auch unter der Herrschaft der Franzosen zu militärischen Zwecken eingerichtet; man baut es gegenwärtig zu einem Militärlazarett aus.

Auch im Tal Tragara sieht man antikes Mauerwerk, und hier wollen die Archäologen die Stelle der alten Ephebenschule und die Fundamente der Villa Julia erkennen, welche Augustus zu Ehren seiner verliebten Tochter soll gebaut haben. Auch die Sellaria des Tiberius verlegt man hierher, jenes schändliche Lusthaus, von welchem Sueton erzählt, daß es mit den frivolsten Bildern ausgestattet war. Indes was jene Trümmer bedeuten weiß man nicht, und selbst vor den großen Mauerresten, die über der Tragara bis Tuoro grande in einer gebogenen Linie fortlaufen, kennt man die ehemalige Bestimmung nicht. Man nennt diese Mauer Camerelle, wie einen ähnlichen Überrest in der hadrianischen Villa zu Tivoli. Sie ist teils aus Kalkstein, teils aus Ziegeln fest und stark aufgebaut und

zeigt an ihrer Außenseite nebeneinander gereihte Kammern, deren Wölbungen noch zu erkennen sind. Die Meinung Rasarios Mangone, diese Camerelle hätten eine Straße getragen, die zur Villa Tibers hinaufführte, mag wohl richtig sein. Die Straße teilte sich dreifach; die eine wird nach dem Berg Tuoro, die andere nach der Villa auf San Michele, die dritte zu der des Zeus geführt haben.

Über den Camerelle erhebt sich der schöngeformte Hügel San Michele, eine der reizvollsten Höhen des Eilandes, von der man die herrlichste Ansicht auch der untenliegenden Stadt genießt. Über sie ragt das Fort Castello, hoch über diesem stehen die schroffen Felsen des Solaro, zu beiden Seiten grüne Täler und das blaue Meer. Daß auf dem Gipfel San Michele einer der schönsten Paläste des Tiberius stand, sagt schon die Lage dieses Ortes. Man sieht schon am Fuß des Berges mächtige Trümmer, Reihen von gewölbten Kammern, ohne Zweifel die Unterbauten der sanft aufsteigenden Straße. Oben auf der Fläche stehen Gärten und Vignenhäuser auf hohlem Boden, der unter den Füßen klingt und anzeigt, daß unten Gewölbe liegen. Man sieht auch römische Mauerungen in Netzarbeit und mehrere alte Gemächer. Das eine zeigt Spuren einer Kapelle, die dem heiligen Michael geweiht war, und von ihm hat der Berg den Namen. Heute steht ein Kirchlein dieses Heiligen ganz einsam am Berge und zieht durch seine originelle Architektur den Blick auf sich.

Man grub auch auf San Michele manches aus, betrieb jedoch die Nachforschungen hier nicht so eifrig. Der Bauer hat den ganzen Berg nach der Landseite zu terrassiert und mit Ölbäumen bepflanzt; es stoßen aber die Häuser der Stadt hart an die Felsen, so daß man vom Berge auf die Dächer steigen kann. Eines Abends nahm ich so meinen Rückweg in die Stadt, denn mir selber einen Pfad suchend, stieg ich zuletzt von dem Berg auf ein Dach, vom Dach durch das Zimmer auf die Straße.

Die nahe Ostküste der Insel steigt zur Höhe von 970 Fuß auf und stürzt senkrecht ins Meer, so daß auf dem höchsten

Uferrand die Villa des Zeus liegt. Hier ist das ganze Ufer von furchterregender Wildheit. Geht man vom Tuoro grande zuerst durch das kleine Tal Matromania nach der südöstlichen Seite, so gelangt man an eine Stelle, wo sich die Küste in einem Winkel von den steilsten Linien zusammenzieht. Da blickt man in einen phantastischen Wald von Felszinken, die das Ufer in gräulicher Verwirrung umstarren. Mitten dazwischen öffnet sich ein Fels zu dem prachtvollsten Bogen, dem sogenannten Arco naturale. Nächst der blauen Grotte ist er die überraschendste Einzelmerkwürdigkeit der Insel. Tief unten das Meer, schwarz verschattet, hoch oben der Himmel, rings rotbraune Klippen, über dem Meer der magische Anblick des Kaps der Minerva und der Küstenberge von Amalfi und Salerno.

Hier führt eine schroffe Stiege hinab, wo mitten im Ufer eine tiefe, schöne Grotte sich auftut, die rätselhafte Matromania. Sie hat ungefähr 55 Fuß Breite und 100 Fuß Tiefe. Ein Werk der Natur, wurde sie doch von Menschenhand erweitert; schon am Eingange sieht man römisches Gemäuer, und im Innern hängt noch Mauerwerk an den Wänden. In der Tiefe erheben sich im Halbkreise zwei Aufmauerungen gleich Sitzen übereinander; mitten hindurch führten Stufen, wahrscheinlich zu der Nische des Gottes, dessen Bildsäule hier aufgestellt war. Alles spricht dafür, daß man die Zelle eines Tempels vor sich habe.

Der Name Matromania, den die Grotte führt und das Volk in bewußtloser Ironie zu Matrimonio verdreht hat, als ob Tiberius hier seine Hochzeiten vollzogen hätte, wird erklärt aus Magnae Matris Antrum oder aus Magnum Mithrae Antrum. Dies Heiligtum war dem Mithras geweiht; denn man fand in der Grotte eines jener zahllosen Reliefs, welche das Mithrasopfer darstellen. In den Studien zu Neapel sah ich zwei dieser Vorstellungen; das eine Relief wurde in der Grotte des Posilip gefunden, das andere in der Matromania. Sie stellen Mithras in persischer Tracht vor, kniend auf dem Stier, in dessen Hals er das Opfermesser stößt, während

Schlange, Skorpion und Hund den Stier verwunden. Zu dem mystischen Sonnendienst war diese Grotte Capris wohl geeignet; sie schaut gen Osten, und wer aus ihrer Tiefe Helios aufsteigen sieht und das Purpurglühen der Berge und des Meeres betrachtet, der wird hier wahrlich zum Sonnenanbeter.

In dieser Höhle machte man einen geheimnisvollen Fund, eine Marmortafel mit griechischer Grabinschrift, welche also lautet:

Die ihr das stygische Land, ihr guten Dämonen, bewohnet,
Nehmt auch mich nun auf, den Unseligen nehmt in den Hades,
Den nicht Moiras Gebot fortraffte, die Herrschergewalt nur
Jählings traf mit dem Tod, da schuldlos nimmer ich's ahnte.
Eben noch häuft' auf mich der Geschenke so manches der Cäsar,
Aber er hat nun mir und den Ältern vernichtet die Hoffnung.
Noch nicht funfzehn hab' ich erreicht, nicht zwanzig der Jahre,
Ach! und ich schaue das Licht nicht mehr des erleuchtenden Tages.
Hypatos bin ich genannt; dich ruf' ich noch an, mein Bruder,
Ältern, ich flehe zu euch: O weint nicht länger, ihr Armen!

Von welcher schrecklichen Tat spricht in so mysteriösen Worten diese Grabschrift eines Knaben? Hier ist ein Roman von Capri angedeutet. Des armen Hypatos Los ist verschollen, doch ich weiß es. In einer dämonischen Stunde opferte Tiberius seinen Lieblingsknaben der Sonne, hier in dieser Höhle, hier vor dieser Zelle. So opferte später Hadrian den schönen Antinous dem Nil. Denn damals waren Menschenopfer, wenn auch nicht häufig, so doch immer noch in der Gewohnheit, und am meisten brachte man sie dem Mithras dar.

Ja, könnte diese Höhle den Mund auftun, und wollten diese starren Klippen zu reden anfangen, grause Fabeln des Altertums würden sie zu berichten haben.

Die Überlieferung hat auf dieses wilde Ufer überhaupt den Wohnsitz des Tiberius verlegt. Es ist die schauerlichste Stelle auf der Insel. Geht man am Südostrand höher hinauf, so kommt man an einen Ort, welcher Salto di Tiberio, Sprung des Tiberius, genannt wird. Das Ufer fällt hier mehr als 800 Fuß tief ganz senkrecht in die See. Von diesem Punkt, so sagt die Überlieferung, stürzte der Kaiser seine Opfer hinab,

und daß es eben derselbe Ort sei, den man schon zur Zeit Suetons als Merkwürdigkeit auf der Insel zeigte, unterliegt kaum einem Zweifel. Bei Sueton heißt es: „In Capri wird der Ort seiner Mordlust gezeigt, wo er die Verurteilten nach langen und ausgesuchten Martern in seiner Gegenwart ins Meer stürzen ließ. Sie fing unten ein Schwarm von Matrosen auf, um die Körper mit Segelstangen und Rudern zu zerschlagen, auf daß in keinem ein Lebenshauch überbliebe." Es ist wahrlich ein diabolisches Vergnügen, von diesem schroffen Absturz Steine rollen zu lassen, welche in entsetzten Sprüngen von Zacken zu Zacken sich fortschnellen und die Felsen vom Donner ihres Falls widerhallen machen.

Zwei Schritte weit von dem grausigen Salto liegt jetzt ein kleines Haus, über dessen Türe das Wort Restaurant zu lesen ist. Im Zimmer steht zu jeder Stunde ein gedeckter Tisch, beladen mit Früchten, mit Brot und mit Flaschen voll Tränen des Tiberius. Derselbe Wirt, der dies Tischchendeckedich eingerichtet hat, ließ auch den schmalen Rand des Salto mit einer kleinen Mauer einfassen, und so bietet er den Fremden das Gräßliche gleichsam auf dem Präsentierteller dar.

Man geht durch dieses Haus, um zu dem alten Faro Capris zu gelangen, welcher kaum 30 Schritte vom Salto entfernt steht. Bis auf die mächtigen Unterbauten aus gebranntem Stein ist er zerfallen, auch schlug vor einigen Jahren der Blitz den obern Teil der Trümmer herunter. Ringsumher liegen Stücke des Gemäuers, und weit bis in die Weinberge hinein bedecken sie den Boden. Sie und die noch stehenden Reste, welche auch Spuren von gewölbten Gemächern sehen lassen, bezeugen es, daß der Leuchtturm einst ein großartiger Bau war. Er wetteiferte mit dem Faro zu Alexandria, mit den Türmen in Ravenna und Puteoli. Der Dichter Statius nennt ihn in einem Verse den Nebenbuhler des nachtdurchschweifenden Mondes. Nach Sueton stürzte derselbe Faro wenige Tage vor der Ermordung des Tiberius ein, erschüttert durch ein Erdbeben, doch wurde er wieder aufgerichtet, sonst hätte ihn Statius nicht preisen

können. Seine heutige Höhe beträgt kaum 60 Fuß. Im Jahre 1804 veranstaltete Hadrawa auch neben dem Leuchtturm Ausgrabungen; er fand dort Spuren einer unterirdischen Stiege, vielerlei Marmor und auch jenes Relief, welches die flehenden Gestalten der Crispina und Lucilla darstellt.

Nun aber gelangen wir mit wenigen Schritten, aufwärts steigend, zu der berühmten Villa des Zeus. Nach Sueton war sie der eigentliche Wohnsitz des Tiberius, und ausdrücklich sagt er, daß der Tyrann nach der Hinrichtung Sejans aus Furcht vor einer Verschwörung neun Monate lang sich darin eingeschlossen hielt. Es ist zweifellos, daß die Reste auf dem höchsten Nordostufer der Insel, dem Capo, zu jener Villa gehören. Denn dafür spricht die Bestimmtheit der Überlieferung, der die Insel beherrschende Ort, mehr noch die Ausdehnung des Palasts, dessen Ruinen die größten Capris sind und überhaupt zu dem Ansehnlichsten gehören, was sich von römischen Lustbauten erhalten hat. Man irrt dort in einem Labyrinth von Gewölben, Galerien und Gemächern, welche jetzt zum Teil zu Weingärten oder zu Viehställen benutzt werden. Kapitäle, Vasen, Säulenstümpfe, Marmorschwellen liegen noch umher; einzelne Kammern zeigen Reste ihres Stucks, und man erkennt selbst die Malerei in tiefem Gelb oder in dem Dunkelrot von Pompeji. Einige Böden haben noch ihre Mosaik von weißen Marmorstücken mit schwarzer Einfassung, und hie und da sind die Stiegen zu den untern Sälen gut erhalten.

Die Villa scheint mehrere Stockwerke gehabt zu haben; das unterste steckt noch unausgegraben im Boden. Der oberste Teil überrascht durch den vollkommen erhaltenen Plan seiner Gemächer, welche nach der Seite des Ufers ein Halbkreis umgibt, vielleicht ein Theater; Nischen und Rundmauern lassen weiter auf einen Tempel schließen. Alles, was zur überschwänglichen Pracht des fürstlichen Lebens gehört, hat diese Villa vereinigt, und weil sie so lange Zeit Kaisersitz war, muß sie, ehe Nero und Hadrian bauten, alle andern Villen Roms an Herrlichkeit übertroffen haben. Dazu kommt die unver-

gleichliche Lage über der Meerenge, wo zwei Golfe dem Blicke frei liegen. Von hier aus sah Tiberius alles, was auf der Insel vorging, er sah auch die Schiffe, welche von Hellas, von Asien und Afrika in den Golf einliefen, oder die von Rom herabkamen. Schön aber muß auf der See selbst der Anblick gewesen sein, segelte man zwischen Capri und dem Kap der Minerva und betrachtete dort die Marmorschlösser und den Faro, hier die Tempel. Denn Tiberius sah auf jenem Vorgebirge, dessen Spitze heute ein Turm krönt, noch die weitberühmten Tempel der Minerva, der Sirenen und des Herakles.

Ich saß manche Stunde lang auf den Trümmern und baute mir Capri wieder auf. Welch ein Anblick, denkt man sich alle diese Gipfel mit Marmorpalästen geschmückt und das Eiland bedeckt mit Tempeln, Arkaden, Statuen, Theatern, mit Lusthainen und Straßen. Und welch ein Bild würde es sein, sähe man alles dies von dem Hof eines römischen Kaisers belebt.

Man sieht in Neapel schöne Büsten und Kolossalfiguren des Tiberius, die trefflichsten aber besitzt das Vatikanische Museum. Ich habe bemerkt, daß jene in Neapel ihn eher im Alter, diese in Rom in jüngern Jahren vorstellen, wahrscheinlich weil die meisten Büsten des Kaisers, welche in Herkulanum und Pompeji ausgegraben wurden, seiner caprischen Periode angehören. Im Vatikan steht seine kolossale Figur, die in Veji gefunden ist, aufgestellt in der Galerie Chiaramonti; sie stellt ihn in idealer Jugendlichkeit als Heros dar, mit porträtgetreuen Zügen. Sein Kopf ist geistvoll und edel geformt, der Mund fein und schön; in jugendlicher Erscheinung sind seine Züge dionysisch, und auch die Fülle des Körpers ist wollüstig, ja weibisch zu nennen.

Dies moralische Ungeheuer war, wie Cäsar Borgia zu seiner Zeit, der schönste Mann unter den Lebenden, von allen Kaisern Roms übertrifft ihn nur Augustus an klassischer Schönheit. Man vergißt den Kopf des Tiberius nicht mehr, wenn man ihn einmal gesehen hat; man erwartet das verzerrte Antlitz eines Dämons zu erblicken und ist überrascht von der Feinheit

seiner Züge, die einem Sardanapal so wohl entsprechen würden. Nur im Alter zieht sich um den Mund ein schneidend scharfer Zug von Hohn und Skepsis, und der Ausdruck bekommt etwas widerwärtig Starres, hartherzig Verschlossenes, selbst Gemeines. So zeigt ihn der kolossale Kopf in Neapel, und so ihn seine Büste im Kapitol.

Tiberius war der erste eigentliche Monarch nach August, der noch in den Formen der Republik regiert hatte. Er erbte eine schon sklavisch gewordene Menschheit. An der Schlechtigkeit der Welt ging er selbst zugrunde. Caligula wurde bei dem Gedanken wahnsinnig, Herrscher der Erde zu sein, und dauerte nur wenig Jahre. Das ist kein Wunder. Denn diesen Menschen warf eines Tags der Zufall die Welt mit allen ihren Genüssen vor die Füße; sie wurden darüber sinnlos, sie hätten die Erde auf einmal ausschlürfen mögen wie ein Ei. Nach den Bürgerkriegen und nach Augustus trat eine Stille in der Weltgeschichte ein, die wüsteste Pause im Leben der Menschheit, da die alte Welt unaufhaltsam verrottete. Augustus war groß und glücklich, weil er seine Herrschaft errungen hatte; seine Nachfolger waren elend, weil sie nichts zu erstreben hatten. Auf einmal in den Besitz eines schon längst eroberten Weltreichs gesetzt, wußten sie nicht, womit sie ihre Tage hinbringen sollten, denn auch der Genuß des Herrschens wird unerträglich, wenn ihn nicht Mühe würzt und Entbehrung unterbricht. Caligula überbrückte im Wahnsinn das Meer, Claudius ward ein Bücherwurm, Nero steckte Rom in Brand und spielte dazu die Zither, er machte Verse und wollte wenigstens als Wagenlenker und Komödiant etwas gelten. In jener Periode des antiken Weltschmerzes finden wir hintereinander Tiberius, Caligula, Claudius und Nero, Dämonen und Verrückte, weil das Räderwerk der Geschichte stille hielt. Beispiellos teuflisch wäre die Natur, schaffte sie solche Ungeheuer nacheinander, grundlos und als ein abgeschmackter Zufall.

Aber man würde dem Charakter des Tiberius Unrecht tun, würfe man ihn mit seinen Nachfolgern zusammen. Diese waren

plumpe, nackte Bösewichte, die ihre bestialische Natur offen zur Schau stellten. Tiberius, seinerzeit an Geist überlegen, war ein feiner Kopf, ein vollendeter Diplomat aus der Schule des Heuchlers Augustus. So fein, verhüllt, still herauslauernd und vorsichtig spähend ist auch sein Antlitz, zumal der jesuitische Zug um den Mund, und schwerlich hat die Natur einen vollkommeneren Diplomatenmund geschaffen. Scharf geschlossen sagt er das Wort Talleyrands, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen. Wir aber wissen aus dem Tacitus, welcher Art die Kunst des Tiberius im Sprechen war. Die Grammatik und Logik der Diplomaten hat Tiberius erschaffen. Dieser Mann versprach nicht, noch schwor er, noch log er, der eine fortwährende Lüge war. Wie plump erscheinen gegen diesen feinen, klassischen Despoten Herrscher der neueren Geschichte, Abenteurer, die sich auf einen Thron hinaufgelogen, und Könige, welche offenbar die Eidschwüre brachen. Tiberius würde sie unter seine Freigelassenen verweisen, mit verächtlichem Lächeln. Dieser Mann ließ niemals ahnen, was er tun würde, denn auch das Gegenteil war gewiß. Er schlug nie den Dingen geradezu und mit der brutalen Gewalt der sogenannten Staatsstreiche auf den Kopf, er umschlich sie. Sein Wille und seine Absicht waren wie Helldunkel zweifelhaft. Man lese nur die meisterhafte Geschichte vom Sturze des Sejan.

Der Mann von Elba hat einst den Charakter des Tiberius warm verteidigt und gegen die Urteile des Tacitus und der Geschichte in Schutz genommen.

Nachdem nun Tiberius die Diplomatie Augusts zu dem System des Jesuitismus verfeinert hatte, zog er sich in diese Villa zurück, um lebensekel sich im Genusse zu betäuben. Er erschöpfte jede Wollust, aber die menschliche Natur ist so dürftig angelegt, daß sie nur einen winzigen Teil von Lust genießen kann. Das lehrt die Felsenscholle Capri und diese Villa des Zeus, in welche sich der Herrscher der Welt verbannte, der diese selbst nur als ein Exil zu betrachten gelernt hatte.

Innerhalb derselben Wände, die einst widerhallten von

lydischen Flöten und von dem Lachen der schönsten Weiber, wohnt jetzt das Vieh der armen Bauern; und dies ist heute die Ausstattung der Säle des Tiberius: Efeu, wilde Feigenbäume, Malven, Rosen, Zinerarien, Granatbäume, das wuchert in diesen zerstörten Zimmern durcheinander, und im Winde tanzen die Reben, die Enkel des alten capräischen Bacchus, als wären sie die Geister jener Hetären, welche einst hier den Cancan um Tiberius getanzt haben.

Oben steht eine Kapelle, Santa Maria del Soccorso, auf der höchsten Höhe der Villa und über ihren Ruinen. Dort wohnt ein Eremit. Kein Ort in der Welt ist zum Büßen so passend als die Ruine dieser Villa des Tiberius, unter dessen Regierung und während dessen Aufenthalt in Capri Jesus ans Kreuz geschlagen wurde. Die Kapelle steht hier wie das Christentum selbst auf den Trümmern der heidnischen Welt, deren Buße es war. Dies Zusammentreffen ist seltsam, und ich meine, hier ist eine der tiefsinnigsten Stellen, an denen man verweilen mag. Denn hier steigen vor dem Blick zwei ungewöhnliche Gestalten auf, Zeitgenossen, Repräsentanten zweier Weltperioden: hier im Westen der greise Dämon Tiberius, der Beherrscher der Erde, der Repräsentant der untergehenden heidnischen Welt und als Ebenbild ihres sittlichen Elends; dort im Osten der junge ideale Mensch Jesus, an das Kreuz geschlagen, aber umringt von begeisterten Propheten eines neuen Erdenfrühlings. Diese beiden Gestalten stehen sich gegenüber wie Ahriman und Ormuzd, der Gott des Lichts und der Finsternis.

In solchen Betrachtungen über die Jugend des ersten Christentums stand ich auf diesen Trümmern, und siehe, da trat mir plötzlich die historische Erscheinung jener idealen Religion entgegen, in der Gestalt des schmutzigen Franziskanereremiten, und fast wich ich vor dem Mann zurück: ein alter Mönch mit langem, weißem Bart, in schwarzer Kutte, ein Klumpfuß, hinkend, häßlich, mit habgierigen Augen. Da war es mir, als sah ich Tiberius als Mephistopheles vor mir, und mit satirischem Lachen hörte ich ihn sagen: „Das ist die Geschichte des Christentums!“

Der Klumpfuß hinkte mir voran in seine Zelle. Ich suchte unter seinen Büchern und las auf deren einem diesen Titel: „Legendarium der heiligen Jungfrauen, welche für unsern Herrn Jesus Christus sterben wollten.“ Auch der Eremit Tiberius las auf derselben Stelle Bücher von Jungfrauen, aber nicht von solchen, die für seinen Zeitgenossen sterben wollten, sondern es waren die Schriften der griechischen Hetäre Elephantis, welche die Kunst der Wollust behandelten und damals in Rom Mode waren. Sueton erzählt, daß er diese Bücher in Capri bei sich gehabt habe. Indes auch Lasziviläten fand ich bei dem jetzigen Einsiedler. Er zeigte mir die Kopie eines Reliefs, welches man im Museum zu Neapel sehen kann. Es stellt einen ältlichen nackten Mann zu Roß dar; vor ihm sitzt auf dem Sattel ein nacktes Mädchen mit einer Fackel, ein nackter Jüngling führt das Roß gegen die Statue eines Gottes. Die Ähnlichkeit des Reiters mit Tiberius ist so auffallend, daß man glaubt, jenes Relief stelle eine nächtliche Szene aus seinem Leben in Capri dar, etwa ein Opfer vor dem Priap; aber die Halskette, welche die Gestalt trägt, ist genau dieselbe, die der sterbende Fechter und andere Gallier tragen, sie paßt also nicht für Tiberius. Der Eremit hatte das Relief in Wasserfarben mit sichtbarem Behagen am Nackten kopiert; es gehört nämlich zu seinem Lokal, weil es unter den Trümmern der Villa ausgegraben wurde.

Zweimal wurden diese durchsucht, doch jedesmal unvollständig, im Jahre 1804 von Hadrawa, von Feola 1827. Man fand schöne Fußböden von Marmor, wovon einer sich in der Hauptkirche Capris vor den Altar gerettet hat, auch viele köstliche Säulen, darunter eine kleine von Lapislazuli, welche ein Engländer erstand, Bildsäulen, die man verschleuderte, Mosaiken, welche das Museum in Neapel aufbewahrt.

Kein Kaiser in der Welt kann sich rühmen, im Besitz eines Hauses von gleich schöner Aussicht zu sein, als dem Eremiten seine merkwürdige Klause gewährt. Aus seinen Fenstern überschaut er die Golfe von Neapel und Salerno und die schönsten

Küsten und Inseln Italiens. Nichts gleicht dem Blick auf das nahe Vorgebirge der Minerva, dessen Formen von der herrlichsten Plastik sind; hinter ihm sieht man die Bergreihen des Sant Angelo und des ganzen Ufers von Amalfi und Salerno in der Verkürzung aufgereiht, wie Kulissen eines ungeheuern Theaters. In klarer Luft sah ich Pästum weit über Meer, dann das Kastell Baro und die Punta Licosa in meilenweiter Ferne. Bei Sonnenuntergang ist das Irisspiel der Farben über den Bergen hinreißend wie eine Phantasmagorie, und oft war es mir, als wäre, was ich sah, nicht Wirklichkeit, sondern das strahlende Bild einer Vision.

Eines Abends saß ich auf den Ruinen der Villa und weidete mich an dem großen Anblick jenes Kaps, da fiel mein Blick auf die silberweiße Haut einer Schlange, die, jüngst abgestreift, mir zu Füßen lag. Ich nahm sie auf wie ein göttliches Geschenk, das für mich selbst mit vergangenen Tagen in einer gewissen symbolischen Verbindung stand. Mir fiel aber auch ein, daß Tiberius hier eine Lieblingsschlange gehalten hatte, die er fütterte und mit der er zu spielen pflegte. Ich stieg mit meinem Fund den Berg hinunter. Da kam mir Mephistopheles auf einem Esel nachgeritten. Ich zeigte dem Mönch die Schlangenhaut und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß der geheimnisvolle Mensch auch Schlangenzauberer sei. Er erzählte mir, daß er Schlangen fange, und zwar lebendige, zu jeder Zeit und jede, welche er wolle. Ich fragte ihn hierauf, wie er das mache. „Ich greife sie," sagte er, „wenn ich ihnen befohlen habe, stille zu liegen; sie wickeln sich sogleich um meinen Arm, dann sperre ich sie in ein Gefäß und schicke sie nach Neapel zum Apotheker." — „Wie aber könnt Ihr ihnen befehlen, stille zu liegen." Er antwortete mit einem satanischen Lächeln: „Ich sage ihnen einen Spruch vor und den Namen Sankt Paul, dann liegen sie gleich still." — „Könnt Ihr mir den Spruch nicht geben," fragte ich, „damit ich auch den Schlangen befehlen könne?" — „Nein," sagte er, „ich habe ihn von einem andern Einsiedler und dem mit heiligem Schwur gelobt, ihn nicht wegzugeben."

Als ich fragte, warum im Spruch der Name Sankt Paul vorkomme, so entgegnete er, daß der heilige Paulus der Patron der Schlangen sei, und daß alle Tiere ihre Patrone hätten. Wie mir nun der Mönch das gesagt hatte, so fragte ich ihn nach den Patronen von allem, was da kreucht und fleucht. Von den Eidechsen ist die Patronin die heilige Gertrude; dies nimmt mich für sie ein, denn die Eidechsen liebe ich gar sehr; sie haben etwas Graziöses und Mädchenhaftes, auch lispeln sie mit dem Zünglein auf die allerliebste Weise. Sankt Antonius ist der Patron der Fische, die heilige Agathe die Patronin der Löwen, die heilige Agnes die der Lämmer.

So hatte ich also richtig geahnt, daß dieser Eremit ein Schwarzkünstler sei, und ich glaube, er treibt noch andere dunkle Sachen im Mondschein auf den Ruinen und an den Klippen mit Kräutern, Wurzeln und schädlichem Gewürm.

Wir haben wahrlich vergessen, daß es auf dem Eiland noch ein zweites Städtchen, Ana-Capri, gibt. Dies ist kein Wunder, denn wer auf Unter-Capri lebt, hört und sieht von jenem Orte nichts. So sehr hat ihn die Natur von allem Verkehr abgeschieden. Man sieht eben nur die steile Felsenstiege, welche dort hinaufführt und deren Beschwerlichkeit nicht zum Steigen reizt; und so möchte es nicht leicht irgendwo die gleiche Sonderbarkeit geben, daß zwei Städte auf einem und demselben Eiland, deren Entfernung auf ebenem Boden wenig mehr als eine Viertelstunde betragen würde, so gänzlich voneinander gesondert sind, daß ihre Bewohner nur selten miteinander verkehren, an ihren Festen selten teilnehmen und selbst einen verschiedenen Dialekt reden.

Die Liebe, so erzählt die Sage, war die Gründerin von Ana-Capri. Ein junges Paar entfloh in alten Tagen aus der Unterstadt, erstieg die schroffen Felsen der obern Insel und baute sich dort im Gebüsch hoch oben am Fuße des Solaro eine Einsiedelei. Seitdem folgten andere Verliebte, und so entstand mit der Zeit diese Kolonie der Liebesgötter, welche jetzt Ana-Capri heißt.

Und auch heute fliegt der beschwingte Amor wie ein Bergfalke herüber und hinüber von Capri nach Ana-Capri und leiht dem Jüngling seine Flügel, welcher eins jener wilden und schönen Mädchen liebt, die oben in ihrem kleinen Hause unter Rebenranken am Webstuhl sitzen, seidene Bänder weben und Lieder singen, wie Circe in der Odyssee.

So ist also Ana-Capri von der untern Insel geschieden, daß nirgends ein Weg nach oben führt, als jene 560 Stufen hohe Jakobsleiter. Denn plötzlich steigen die Felsenwände, steil und senkrecht wie Mauern, in den wildesten Formen über dem unteren Capri auf und bilden gleichsam die gigantische Wand, über welcher, dem Dach einer Basilika gleich, der Berg Solaro sich lagert und auf seiner Senkung das weltabgeschiedene Volk und die Stadt Ana-Capri trägt, gleichsam ein Volk von Eremiten. Im Zickzack führt die in den lebenden Stein gehauene Stiege an dem scharfen Felsenrande aufwärts und endet oben an der Plattform. Man schreibt dies sonderbare Werk den ältesten Zeiten zu, als Phönizier oder Griechen die Oberstadt anlegten, denn nur auf dieser Stelle ist eine Verbindung mit der Oberstadt möglich. Man sieht auch noch Spuren der ältesten Stiege. Auf der Hälfte dieses Wegs steht die kleine Kapelle des heiligen Antonius, wo man Odem schöpfen kann, denn man erreicht die Höhe nicht, ohne entatmet zu sein. Aber die unvergleichliche Fernsicht von der Plattform, Capo di Monte genannt, belohnt die Mühe reichlich, da man den ungeheuern Fels mit seiner breiten Brust und den schwebenden Bäumen, welche hängenden Gärten der Semiramis gleichen, frei in die Luft ragen sieht und unter sich den Anblick von ganz Nieder-Capri und den Prospekt in beide Meere hat. Hoch über der Plattform steigt der Solaro, von wüstem, grauem Gestein überdeckt, noch einige hundert Fuß empor und trägt auf einer scharfen Kante die schönen Ruinen des Kastells Barbarossa, welches seinen Namen von dem berühmten Korsaren führt, der einst Capri zerstörte.

Sobald man wenige Schritte auf der Plattform weiter geht,

breitet sich vor den Augen eine neue und fremde Welt aus. Der Berg Solaro, das Ebenbild des Monte Pellegrino von Palermo, gipfelt sich hier steil empor; er ist ganz öde und mit zahllosen Felsblöcken wie mit Trümmern bedeckt. Gegen Westen und Norden senkt er sich zur größten Ebene nieder, welche die Insel besitzt, und auf diesem schrägen Abhange steht hoch über dem Meer, unter grünen Bäumen und blühenden Gebüschen, Ana-Capri.

Die kleinen, originell gebauten Häuser dieses Städtchens liegen in Gärten zerstreut; und hier gibt es viel Ölbäume und sehr viel Reben, die nach kampanischer Art um die Bäume ranken. Die Luft ist rein und balsamisch, aber die Sonnenglut wirkt um so stärker auf der schiefen Ebene. Blickt man auf diesen malerischen Ort, auf diese seltsame sonnverbrannte Felsenöde über ihm, in die grenzenlose Stille des blauen Meers in allen Fernen, so möchte man hier den Wanderstab in die Erde stecken und der Welt Lebewohl sagend seine Eremitenzelle bauen.

Hier ist es noch stiller als in Capri. Man sieht nur Menschen, welche singend arbeiten, vor der Türe am Webstuhl sitzen oder die Spindel mit der gelben Seide drehen, oder im Garten graben und die Maulbeerblätter für den Seidenwurm abpflücken, oder solche, die mit dem Wasserkrug auf dem Kopf daherkommen. Weil die Männer draußen sind und, da es Sommer ist, viele Jünglinge auf den Korallenfang nach Afrika oder Korsika gezogen sind, sieht man hier fast nur Frauen. Es scheint, wir seien zu den Weibern von Lemnos gekommen, welche männerlos auf ihrem Felsen sitzen, endlose Gewebe webend.

An den Tagen und Stunden, wo die Barken von Neapel heimkommen, fand ich bisweilen über der Stiege eine Schar Mädchen sitzen, oft mehr als dreißig, viele von seltner Schönheit. Plaudernd saßen sie um die Felsen und spähten den nahenden Segeln entgegen, um dann an den Strand hinabzusteigen. Ich setzte mich unter sie und blickte nicht minder sehnsüchtig über den Golf auf das weiße Schiff, ob es mir einen Brief in diese Einsamkeit herüberbrächte. Fast alle hatten sie einen Strauß in der Hand oder einen Zweig Basilikum, durch die

Blume zu bitten; Antoniella aber hielt den prächtigsten Strauß vor sich von Basilikum, Nelken, purpurroten Rosen und Myrten, mit einem bunten Band kunstvoll in Schleifen zugebunden. Dieser Strauß wurde das Sinnbild unserer Freundschaft und der Schlüssel zu dem reizendsten Weberhäuschen in Ana-Capri, wo ich manche Stunde mit den naivsten Naturkindern verbracht habe.

Antoniella webte in einer Gartenkammer, ganz im Grün unter Weinlaub und blühenden Oleandern, und sie war flink und geschickt wie die Spinnerin Arachne; ihre ältere Schwester webte neben ihr weißes Baumwollenband, sie aber ein buntgemustertes. Sie verstand nicht auf der Maultrommel zu spielen, aber desto geübter schlug sie die Handpauke. Ihre Brüder waren draußen auf dem Meer.

Der Fleiß dieser Mädchen, die alle mit der Weberei beschäftigt sind, ist erstaunlich, denn schon mit Sonnenaufgang setzen sie sich an den Webstuhl, und mit wenig Unterbrechung weben sie bis zum Sonnenuntergang, und so das ganze Jahr hindurch. Freilich sind sie nicht zu jenem Lasttragen verdammt, wie ihre Schwestern in Capri; nur wenn das Regenwasser in den Zisternen ausgeht, müssen sie die Treppe hinuntersteigen und in Krügen das Wasser von Capri holen, wo vier dürftige Quellen fließen. Goldnes Geschmeide und Korallenschmuck, auch silberne Pfeile in den Haaren tragen sie alle, und das Mädchen würde unglücklich sein, welches solchen Schmuck nicht besäße.

Es gibt im Ort einen Campo Santo, voll von Zypressen und Blumen; der größte Stolz der Ana-Capresen aber ist das sogenannte irdische Paradies, nämlich der Fußboden ihrer Kirche, auf dessen Fliesen in Smalto das Paradies dargestellt ist, eine Arbeit aus dem 17. Jahrhundert. Auch hier ist die Architektur bizarr und maurisch. Es gibt Masserien, die mit ihrer Pergola reizend genug aussehen.

Wenig tiberische Ruinen sind in Ana-Capri aufzufinden; der Weinbauer hat sie hinweggetilgt, auch standen hier weniger Gebäude als auf Capri. Die meisten Reste von Altertümern

hat die Ebene Damecuta, ein fruchtbares Land, welches zur Küste sanft niedersteigt und in dessen Ufer die blaue Grotte liegt. Es ist eigentümlich, daß Ober-Capri trotz seiner Höhe doch niedrigere Küsten besitzt als Unter-Capri; denn der hohe Berg senkt sich lang hingestreckt nach Westen wie nach Norden ins Meer, aber dennoch ist das Ufer weder der Barke noch dem Menschenfuß zugänglich, strandlos, hafenlos und dem Schiffbrüchigen sicheres Verderben bringend.

Der Turm Damecuta bezeichnet ungefähr die Stelle, wo unten am Ufer die nun weltberühmte blaue Grotte liegt, das Wunder Capris, doch nicht das einzige dieser sirenischen Insel. Von dem Tage, da sie entdeckt wurde, erzählt mir mein Wirt Michele ausführlich. Er machte damals die Unternehmung als Knabe mit. Es waren sein verstorbener Vater Giuseppe, August Kopisch, der Maler Fries und der Schiffer Angelo Ferraro, welche es wagten, in diese Grotte einzudringen. Alle sind sie nun tot, nur Michele weiß von der Entdeckung zu erzählen. Ein Onkel Paganos, Priester auf Capri, ermahnte die Gesellschaft, von dem Versuch abzustehen, denn die Höhle sei der Aufenthalt böser Geister, und viele Seeungeheuer hausten in ihr. Auch war das Eindringen schwierig, weil es vor der Entdeckung keine einzige kleine Barke auf der Insel gab. Es drang also Angelo auf einer Wanne ein, Kopisch und Fries schwammen. Mein Wirt beschrieb mir lebhaft das Jauchzen beider Maler, als sie in der Grotte waren, und zumal, sagt er, war Fries wie von Sinnen, er schwamm bald heraus, bald hinein, und immer mit Jubeln und mit Jauchzen. August Kopisch hatte keine Ruhe, er eilte sofort nach Neapel und holte seine Freunde, und so tat er ab und zu. Pagano bewahrte ein altes Fremdenbuch wie eine Reliquie; darin hat Kopisch unter dem 17. August 1826 folgende Entdeckungsurkunde hineingeschrieben:

„Freunde wunderbarer Naturschönheiten mache ich auf eine von mir nach den Angaben unsers Wirts Giuseppe Pagano mit ihm und Herrn Fries entdeckte Grotte aufmerksam, welche furchtbarer Aberglaube jahrhundertelang nicht zu besuchen wagte.

Bis jetzt ist sie nur für gute Schwimmer zugänglich; wenn das Meer ganz ruhig ist, gelingt es auch wohl, mit einem kleinen Nachen einzudringen, doch ist dies gefährlich, weil die geringste sich erhebende Luft das Wiederherauskommen unmöglich machen würde. Wir benannten diese Grotte die blaue (la grotta azzurra), weil das Licht aus der Tiefe des Meeres ihren weiten Raum blau erleuchtet. Man wird sich sonderbar überrascht finden, das Wasser blauem Feuer ähnlich die Grotte erfüllen zu sehen; jede Welle scheint eine Flamme. Im Hintergrund führt ein alter Weg in den Felsen, vielleicht nach dem darüber gelegenen Damecuta, wo der Sage nach Tiber Mädchen verschlossen haben soll, und es ist möglich, daß diese Höhle sein heimlicher Landungsplatz war. Bis jetzt ist nur ein Marinaro und ein Eseltreiber so herzhaft, diese Unternehmung mit zu wagen, weil allerhand Fabeln von dieser Höhle im Umlauf sind. Ich rate aber jedem, sich vorher mit diesen beiden des Preises wegen zu verständigen. Der Wirt, welchen ich seiner Kenntnis der Insel wegen empfehle, will einen ganz kleinen schmalen Nachen bauen lassen, womit dann bequemer hineingefahren werden könnte. Bis jetzt will ich es nur guten Schwimmern raten. Sie ist des Morgens am schönsten, weil nachmittags das Tageslicht stärker und störender hineinfällt und der wunderbare Zauber dadurch gemindert wird. Der malerische Eindruck wird noch erhöht, wenn man, wie wir, mit flammenden Pechpfannen hineinschwimmt."

Der treffliche Kopisch hat sich auf diesem Eiland ein herrliches Denkmal entdeckt, und mir ist es, als wäre die wunderbare Grotte deutsches Eigentum und deutsches Symbol. An dieser Stelle verweben sich mit jenem Dichtermaler viel Erinnerungen auch an Tieck, an Novalis, an Fouqué, an Arnim, an Brentano, die nun alle heimgegangen sind bis auf Eichendorff und bis auf Heine, den letzten verwunschenen Prinzen dieser Dichterschule. Wir wollen denn als Grabesspender aus dem blauen Feuerwasser von Capri einen Weiheguß auf die Gräber jener toten Dichter gießen. Denn von dieser Grotte

haben sie alle geträumt, und wahrlich, es konnte der Preis ihrer Auffindung auch nur einem Maler und Dichter zukommen, aus der Zeit derer, welche die blaue Wunderblume der Poesie suchten bei den Undinen in der Tiefe, bei der Frau Venus im Berge und in den unterirdischen Grotten der Isis. Sie waren alle liebenswürdige kleine und große Kinder, Knaben mit dem Wunderhorn. Ihr Hoherpriester Novalis sieht aus wie ein schöner, bleicher Knabe, der sich in das lange Predigergewand seines toten Urgroßvaters gesteckt hat und mystische Weisheit redet, von der niemand weiß, wie das Kind dazu gekommen sei. Ihre Muse aber ist eine Sirene. Sie wohnt in der blauen Grotte auf Capri, der Insel des grausamen Wollüstlings Tiberius. Sie haben alle ihren herzbewegenden Gesang gehört, und keiner hat sie gefunden, sie haben sie alle gesucht und sind vor Sehnsucht nach der blauen Wunderblume alle gestorben. Goethe hat es ihnen prophezeit in dem „Fischer“: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin und ward nicht mehr geseh'n.“ Und nun, da die blaue Wunderblume, nämlich die blaue Wundergrotte, denn das war das unbekannte Mysterium, gefunden ist, ward der Zauber gelöst, und kein Lied der Romantiker wird mehr gehört werden in deutschen Landen.

Als ich in die Grotte einfuhr, war es mir, als wäre ich in eins jener Märchen zurückgekehrt, in die man sich als Kind hineinlebt. Welt und Tag sind auf einmal verschwunden, und da ist man in der wölbenden Erde und in einem Dämmer von blauem Feuerlicht. Die Wellen atmen still und perlen Funken empor, wie als sproßten aus den Tiefen blitzende Smaragde und rote Rubinen und tausend Karfunkelsteine auf. Geisterhaft blau sind die Wände und mysteriös anzusehen, wie Paläste von Feen. Es ist Schein von fremdem Wesen und von fremdem Geist, ganz wunderbar, heimlich und unheimlich zugleich. Alles ist still wie in einer Schattenwelt, da niemand auch nur reden mag. Du jauchzest zuerst auf, dann bist du still, und es schallt nur das plätschernde Ruder oder das Kichern der Wellen, welche Phosphorkränze um die Felsenwände schlingen.

Das blaue magische Wasser lockt unwiderstehlich. Man muß hinabspringen, und man taucht sich wie in ein Lichtmeer nieder.

Ja, ich glaube wohl, daß Tiberius hier badete und unter den schönen Mädchen seines Harems umherschwamm, wie Sueton erzählt. In dieser wollüstig strömenden Phosphorglut glühten dann die Mädchenleiber wie strahlende Leiber von Meerfeien, und nicht hat hier Sirenengesang und Flötenspiel gefehlt, um solches Bad zu einem unsagbaren Wollustspiel zu machen. Ich sah auf einer griechischen Vase eine Sirene gemalt, ein wunderliebliches Wesen, das hebt beide lilienweiße Arme auf, kichert und schlägt zwei blitzende Erzbecken zusammen. So kommen hier die Sirenen aus der blauen Feuerglut herauf, schlagen die Erzbecken zusammen, kichern und tauchen auf und unter. Aber nur Sonntagsmenschen sehen sie und kleine Kinder.

Man muß über den Reichtum dieses Eilandes an Grotten sich verwundern. Erdgrotten und Meergrotten, seltsam geformt und alle schön, gibt es hier so viele, daß man nicht alle kennen lernen kann. Ich bin in mehr als fünfzehn dieser Grotten eingedrungen und habe darunter auf der südlichen Seite eine kleine gefunden, welche genau die blauen Lichteffekte der Grotta azurra zeigt. In andern findet man grüne Lichter, je nach der Beschaffenheit des Grundes, in weißlichem Feuer phosphoreszierend, zumal in der Grotta verde, der herrlichsten Capris durch ihre prächtig gewölbte Architektur und die Umfassung grandioser Felsenzinnen. Sie ist nicht ganz unterirdisch bedeckt, sondern hat eine Felsendurchfahrt von einer Seite zur anderen.

Einige dieser Grotten haben Namen, wie die Marmolata, die Marinella, andere sind namenlos. Ich machte mir das Vergnügen, alle die namenlosen, die ich besuchte, zu benennen, ohne den Ruhm eines Höhlenentdeckers zu beanspruchen. Und so weiß ich nur allein, wie schön es ist in der Grotte Stella di Mare, in der meerblumengeschmückten Grotte Euphorion, in der Grotte der Meerspinne, deren Wände gelb sind und deren Gestein, wo es die Welle benetzt, rosig, samtgrün und weißlich schimmert. In einer Grotte war es ein Wogenschlürfen

und ein anapästisches Wellenschlagen, so daß ich sie den Eumeniden geweiht habe. Alle liegen sie vom Ufer des Solaro bis hinaus über die Faraglioni, unscheinbar außen, da ihre Mündung oft dem oberflächlichen Blick entgeht, drinnen hochwölbig, dunkel, wellenstill, von Meerspinnen, Seeigeln, Meersternen bewohnt, eine zauberische Geistereinsiedelei.

Es ist höchst belohnend, die ganze Insel zu umfahren. Man braucht dazu drei Stunden und kann in dieser Zeit auch einige Grotten besuchen. Die Westküste hat die Höhlenbildung nicht, denn hier sinkt das Ufer vom Solaro nieder zwischen beiden Kaps Punta di Vitareto und Punta di Carena. Es sendet dort drei niedrige, doch schroffe Spitzen aus, Campetiello, Pino und Orica, welche mit Schanzen bewehrt sind. Und hier war auch die Stelle, wo die Muratisten bei Nacht die Felsen erklimmten. Rudert man aber um die Carena, so wird das Südufer plötzlich Furcht erregend hoch und steil; die gigantischen Felsen steigen senkrecht vom Wasserspiegel auf bis in das Gewölk, welches ihre Gipfel umspinnt. So geht die Südküste fort bis zur Punta Tragara, und nicht minder erhaben, bizarr und wild zugleich ist die ganze Ostküste bis zum Lo Capo, dem Nordostkap der Insel. Hier ist das Ufer voll von stalaktitischen Höhlenbildungen.

Nun noch hinauf zum Gipfel der Insel, zum Solaro. Steigt man über Ana-Capri auf pfadlosen Felsen mühsam empor, so gelangt man zum Kamm des Berges. Form und Anblick ist überraschend, weil der Solaro auf der Höhe selbst sich tief einsenkt und eine dürre braune Fläche darbietet, das Dach jener Felsenwände, die nach Capri abstürzen. Auf braunem Heideland geht man fort zwischen starren Kalksteinblöcken, und jeder Schritt stört Schwärme von Heuschrecken auf, welche in unglaublicher Zahl den Boden bedecken. Am Rand dieser Fläche aber hängt an schauerlichen Felsen hoch über dem Meer die Klause des Eremiten von Ana-Capri, und nimmer sah ich noch eine Eremitage, die es so ganz gewesen. Ich fand alle Türen offen und den Siedler nicht daheim. Seine Kutte hing über der Mauer seines Felsengärtchens, über seinem Bette der heilige

Antonius von Padua, ein geweihter Ölzweig und ein Rosenkranz; in seiner Vorratskammer die weinende Madonna dolorosa, gerade über einem Häuflein Zwiebeln, und da standen umher ein Korb voll Brot und ein paar leere Teller.

Ich sah im Campo Santo zu Pisa jenes phantasiereiche Freskogemälde von Ambrogio und Piero Lorenzetti, welches das Leben heiliger Eremiten in der Wüste darstellt, und fand einen Zug daraus hier lebend wieder. Ich glaube, der alte Eremit predigt hier jeden Freitag den Fischen, gleich dem heiligen Antonius, den man auf einem Bilde in Rom sehen kann, wie er auf einer Felsenklippe steht und in das Meer hinunterpredigt. Es strecken aber die dummen Fische ihre Köpfe heraus und sperren alle die Mäuler weit auf. Wie ich nun in der Klause umherging, kam der Alte, ein Laienbruder. Er trug ein Bündel Reisig auf der Schulter. Sehr froh einen Gast zu finden, entschuldigte er sich, daß er keinen Wein habe. Schon 32 Jahre klaust er oben in der Felsenwüste, und auch er hinkt vom Klettern, doch nicht mephistophelisch wie der Tiberius-Eremit, sondern nur sanft wie Heilige und wie die indischen Götter, wenn sie die Erde der Sterblichen berühren.

Über seiner schwindelnden Klause steht der Gipfel des Solaro, die Spitze Capris und, wie ich schon sagte, die Warte eines Telegraphen. Hat man sich dort hinaufgearbeitet, so genießt man endlich den Lohn des Herkules. Denn hier liegt zu Füßen hingebreitet das ganze Eiland und ein Kosmos wunderbarer Schönheit.

Dies ist der Horizont, den hier das Auge umfaßt: südwärts endloses Meer, nach West und Nord die Ponzainseln, Ischia, das Eiland Vivara, Procida, hinter ihnen traumhaft und weit die Berge von Gaëta und Terracina mit dem Kap der Circe, weiter die Bergpyramide des Misen, an deren Fuß Tiberius ermordet wurde, die elyseischen Ufer und die der Kimmerier, die blauen Küsten von Bajä und von Puteoli, Cumä mit dem Berge Gaurus und der Solfatara, das schloßgekrönte Eiland Nisita, der schlanke Posilip, die Spitze der Camaldoli, ferne Berge von Capua, dann das Ufer von Neapel,

ein langer Kranz von Städten bis nach Torre del Greco; der rauchende Vesuv über Pompeji, hinter ihm hervor die Berge von Sarno und Nocera, vielgegliedert und reichgefaltet; ostwärts das braune, scharfgemeißelte Ufer von Massa mit dem Kap Sorrento und dem der Minerva, dahinter der hohe Sant Angelo, weiterhin die sirenusischen Klippen und die Golfe von Amalfi und Salerno, endlich weit hinaus in der Ferne die bleichen Berge Kalabriens, der Ufersaum von Pästum und Kap Licosa in Lukanien.

Auf solcher Höhe und in solcher Weite des Gesichtskreises fühlt man einmal auch Sonnenweiten menschlicher Existenz. Denn fürchterlich eng ist das Menschenleben, und es rücken die Dinge hart auf den Leib, welcherlei Namen sie haben, so daß es ein ewiger kleinlicher, peinlicher Kampf ist um größern Horizont. So ist auch alle Bildung Horizontalvergrößerung; ihr herrlichster Lohn ein Blick von Höhen der Kultur, wo sich die Künste und Wissenschaften, alles Geschaute, Gedachte und Gelebte in göttlicher Ordnung schön und weit zu einem kosmischen Ringe schließen.

Auf dem Gipfel des Solaro dachte ich an Humboldt. Ich glaube, um dessen Geist liegt die Welt so schön und klar gegliedert; und auch an Plinius dachte ich hier, den Humboldt der Römer, weil ich den Berg Misen und den Vesuv sah; und an Aristoteles, den wahrhaft kosmischen Geist und Ordner des menschlichen Wissens.

Doch wir, schon zufrieden, nur mit dem leiblichen Auge eine so große Ordnung der Natur einmal angeschaut zu haben, steigen jetzt herab; denn es sinkt die Sonne hinter Ischia. Schon glüht das weite Meer im Westen von dunklem Purpur, und der Fels von Ponza, der sich aus der Flut emporhebt, schön und fern, als läge er in einer andern Sphäre des Raums und Lichts, ist ganz durchglüht und erschimmert in durchsichtigem Purpurbrande. Also lebe wohl, du schönes Eremiteneiland Capri.

Ferdinand Gregorovius. (Nachwort.)

Die politischen Stürme der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland waren verweht und hatten die beklemmende Schwüle hinterlassen, die anzeigt, daß sich ein Unwetter noch nicht ausgetobt hat. Preußen sah noch die Stunde nicht gekommen, um an die Spitze Deutschlands zu treten; es unterzeichnete durch die Olmützer Punktation vom 29. November 1850 seine Abfindung als Großmacht zweiten Ranges, und alles, was deutsche Patrioten seit Jahrzehnten in Wort und Schrift, in stürmischen Sitzungen primitiver Parlamente oder gar auf der Barrikade an überschwenglichen Hoffnungen ertrotzen zu können geglaubt hatten, lag wie die gläsernen Blätter des unzufriedenen Bäumchens, von dem das Märchen erzählt, in Scherben am Boden. Die Zustände des Vormärz verdankten der Gewalt der Waffen oder den Listen der Diplomatie ihre Wiederauferstehung, und aus der unseligen Knechtschaft des Deutschen Bundes schien abermals die Entwicklung Deutschlands nicht herauszukommen. In dieser Zeit der politischen Reaktion, im Frühjahr 1852, schüttelte ein deutscher Schriftsteller, um der „unerträglichen Enge heimischer Verhältnisse" zu entfliehen, den Staub seines Vaterlandes von den Füßen und wanderte gen Süden, um sich auf der unsichern Fährte des Glücks eine Zukunft zu erjagen, die sich ihm in seiner ostpreußischen Heimat nicht hatte darbieten wollen.

Dieser Auswanderer war Ferdinand Gregorovius, geboren zu Neidenburg am 19. Januar 1821, gestorben zu München am 1. Mai 1891 als Civis Romanus, Ehrenbürger der Stadt Rom, die von 1852 bis 1874 seine zweite Heimat wurde, deren Erforschung den Kern seiner reichen Lebensarbeit

bildete und zu der er auch in seinen Alterstagen von seinem Wohnsitz München aus alljährlich zurückpilgerte, um dem nordischen Winter auszuweichen. Erst unter dem Himmel Italiens entfaltete sich die eigenartige Blüte seines Talentes, erst von Rom aus eroberte sich der Feuilletonist, Dichter und Historiker Gregorovius, der Verfasser der klassischen „Wanderjahre in Italien", der pompejanischen Idylle „Euphorion" und der epochemachenden „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" einen Platz in der deutschen Literatur, und erst seitdem er aus eigener Machtvollkommenheit, wie er einmal selbst sagt, den Posten eines deutschen Botschafters in Italien angetreten und durch Jahrzehnte mit eiserner Energie zu behaupten verstanden hatte, besaß sein Name unter den deutschen Zeitgenossen einen Klang, dessen sich nur wenige Schriftsteller von seiner vornehmen Eigenart rühmen können. Vor dem Jahre 1852 war der Name Gregorovius in der Masse der deutschen Literaten des Vormärz völlig verschwunden, obgleich sein Träger sich schon zehn Jahre lang als Dichter und Feuilletonist, als Literarhistoriker und Geschichtsforscher, also auf den verschiedensten Gebieten versucht hatte.

Neidenburg ist noch heute ein unbedeutendes Kreisstädtchen von 5000 Einwohnern und bietet seinen Kindern weder große landschaftliche Schönheiten, noch die kulturellen Vorteile eines großzügigen Verkehrs. Welch ein weltabgeschiedener Winkel muß der Ort gewesen sein, als noch keine Eisenbahn ihn mit den Nachbarstädten verband, und als selbst die Haupt- und Universitätsstadt Königsberg sich nur mit Aufbietung ihrer äußersten Kräfte im Kielwasser der geistigen Entwicklung des übrigen Deutschlands behaupten konnte. Und doch hatte auch diese bescheidene Heimat für ihren Sohn Gregorovius eine Gabe bereit, die für sein Leben vielleicht entscheidend wurde. Die niedrigen Hausdächer überragte die Ruine eines der größten Deutschherrenschlösser, ein Denkmal aus dem vierzehnten Jahrhundert, als noch jener Ritterorden das Land der alten Preußen erobernd beherrschte, und der Kreisjustizrat Gregorovius,

Ferdinands Vater, war es, der den Minister von Schön, den Burggrafen von Marienburg, bewogen hatte, dieses Schloß neu auszubauen und zum Sitz der Neidenburger Justizbehörde zu erwählen. Die Familie Gregorovius erhielt nun in den Gemächern und Sälen der deutschen Ritter mit ihren fernblickenden Turmfenstern, düstern Gewölben und unterirdischen Gängen eine prächtige Wohnung, und die acht Kinder verlebten im Schatten großer historischer Erinnerungen eine Jugend, die auf die frühreife Phantasie des kleinen Ferdinand einen unauslöschlichen Eindruck übte. „Ohne jene Neidenburger Rittertürme", pflegte Gregorovius im Alter zu sagen, „hätte ich vielleicht die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter nicht geschrieben."

Auf diesem ehrwürdig-romantischen Hintergrund, noch eindringlicher durch die idyllische Ruhe des ostpreußischen Landstädtchens, zogen die Jahre glücklicher Kinderspiele vorüber. Da kam das Jahr 1830. Die Wellen der polnischen Revolution fluteten über die nur sechs Kilometer von Neidenburg entfernte Grenze, und diese blutig-ernsten Bilder der politischen Tageskämpfe, die jetzt plötzlich die einsamen Straßen Neidenburgs bevölkerten, Kosakenzüge, polnische Flüchtlingsscharen aus der Schlacht von Ostrolenka und Gefangenentransporte, weckten in dem bald zehnjährigen Knaben die ersten historischen und zugleich poetischen Regungen. Auch er wurde, wie fast die ganze dichterisch fühlende Jugend Deutschlands ein Enthusiast für das todesmutige Volk der Polen und für das lyrische Motiv ihrer verlorenen Freiheit, und der Haß gegen alles, was Knechtschaft hieß, prägte sich, gepaart mit leidenschaftlicher Teilnahme für alle Unterdrückten, tief in die trotzige Knabenseele ein.

Bald nach dem frühen Tode der Mutter (1831), der den in eintöniger Amtstätigkeit gefesselten, einsilbigen Vater nur noch wortkarger und in sich gekehrter gemacht hatte, kam der Sohn Ferdinand nach Gumbinnen in das Haus eines Oheims, um dort vom elften bis zum siebzehnten Jahre das Gymna-

sium zu absolvieren, was seinen guten Fähigkeiten ohne Mühe gelang. Geschichte, Geographie und alte Sprachen waren sein Lieblingsstudium, und Träumereien von fernen Ländern und Zeiten seine Erholung. Ein Militärarzt in Neidenburg, der drei Wochen in Rom gelebt hatte, war dem Kleinstädter als ein Wundertier erschienen, und nun zog sein eigener Bruder Gustav 1833 in das zweite Kulturland des Südens, nach Griechenland, um als Philhellene unter dem König Otto I. im griechischen Heer gegen die Türken zu dienen. Wenn Ferdinand in den Ferien nach Hause kam, erzählt Theodor Althaus nach mündlicher Mitteilung des Freundes, konnte er stundenlang auf dem Schloßberge liegen, den ziehenden Wolken zusehen und mit ihnen über Länder und Meere wandern, und unter den Pappeln im Hofe des Onkels in der alten Buchenallee des Gartens oder auf den Feldern und Hügeln der Umgebung Gumbinnens, wo „der Sommerhimmel nur ein schwermütiges slawisches Lächeln hatte, und Berg und Heide, Wald und See melancholisch stimmten", zogen Reisebeschreibungen, die Lieblingslektüre noch seines Alters, seine Phantasie in die lockende, sehnsuchtumworbene Weite. Und all diese Stimmungen seiner Jugend, Naturempfindung, Polenbegeisterung, trotziges Aufbegehren und ziellosen Drang in die Ferne fand er zu gewaltigen Akkorden vereinigt in den Gedichten Nikolaus Lenaus, der auf die Entwicklung seines Gemütes und auf seine ersten lyrischen Versuche von nachhaltigem Einfluß war.

Im Herbst 1838 ging Gregorovius auf die Universität Königsberg, um Theologie zu studieren. Er folgte dabei dem Wunsch seines Vaters, der aus einer Predigerfamilie stammte, die Generationen hindurch dieselbe ostpreußische Pfarrei verwaltet hatte. Aber dieses Studium wurde ihm bald verhaßt, umsomehr als die Gottesgelahrtheit in den Händen geistloser Pedanten lag, und auch in den Geschichtskollegien der Professoren Drumann und Voigt fühlte sich seine stürmische Phantasie nur matt gefesselt. Aber der Hörsaal des Philosophen Karl Rosenkranz, der als glänzender Redner die Jugend begeisterte

und als vielseitiger populärer Schriftsteller einen kühnen literarisch-philosophischen Ideenschmuggel trieb, wurde die eigentliche Stätte seiner akademischen Bildung. Kant und Hegel waren seine Welt, und in seinem Lehrer Rosenkranz, der historisches Wissen mit einer völligen Beherrschung des literarischen Lebens seiner Zeit überaus geschickt zu verbinden wußte, erschien ihm das Idealbild seiner eigenen Zukunft. Daß Rosenkranz, der den liberalen Schriftstellern des „Jungen Deutschlands" ein ebenso eifriges Studium widmete wie den Häuptern der klassischen Literaturperiode, sich ohne ernsthafte Störungen auf dem Lehrstuhle Kants behaupten konnte, beweist zur Genüge, daß die Universität Königsberg, der Hort deutscher Bildung im Osten, sich noch immer einen Teil der Geistesfreiheit bewahrt hatte, die ganz Ostpreußen eine Kulturmission für die historische Entwicklung Deutschlands zuweist, und noch in der Geschichte des Liberalismus der vierziger Jahre hat Königsberg eine führende Rolle gespielt. Eine starke Mitgift von diesem ostpreußischen Kulturstolz hat auch Gregorovius erhalten; sie ist in den Jahren, wo er sich mit zäher Ausdauer und eigensinnigem Trotz auf das, was er für seine Aufgabe hielt, emporarbeitete, seine beste Stütze gewesen.

Mit dem ersten theologischen Examen, das er im Herbst 1841 bestand, endete seine Studentenzeit und wohl auch seine Beschäftigung mit der Theologie. Die nächste Zukunft eines jungen Kandidaten war eine Haus- oder Privatlehrerstelle, und in diesem Zwischenstadium scheint sich Gregorovius volle zehn Jahre aufgehalten zu haben. Genauere Mitteilungen liegen darüber nicht vor, denn er selbst hat im Alter Vorsorge getroffen, die Spuren seines äußern Lebens zu verwischen, und seinen Briefwechsel vernichtet. Dennoch sind mir einige solcher Briefdokumente zur Hand gekommen, die sich seiner Verfügung entzogen. Darnach hielt er sich 1842 in Rastenburg, 1844 in Soldau und Hammelburg auf; spätere Erinnerungen sprechen von schönen Sommertagen, die er 1847 mit einem Freunde, dem Maler Ludwig Bornträger, in dem Badeorte Sassau ver-

lebte; 1849 und 1851 sehen wir ihn in Königsberg, das nach der Angabe von Theodor Althaus sein ständiger Wohnort seit 1846 gewesen sein soll, und aus seiner literarischen Tätigkeit, die wir in ihren Hauptstadien verfolgen können, läßt sich schließen, daß er in diesen letzten Jahren jedem Gedanken an irgendeine, ihm in der Seele verhaßte, amtliche Tätigkeit entsagt und seine Zukunft ganz auf die Erfolge seiner Feder gestellt hatte. Davor aber lagen Jahre mutloser Unentschlossenheit, verzweiflungsvollen Ringens mit seiner religiösen Überzeugung und entsagungsvollen, trotzigen Kampfes um die nackte Notdurft des Lebens, für die er seine Unabhängigkeit und Freiheit um keinen Preis verkaufen wollte.

Aus dieser Zeit hat sich ein überaus charakteristischer Brief an seinen Bruder Rudolf, Prediger in Schaken, erhalten, der uns das echt jungdeutsch „zerrissene" Innere eines sich gegen die widerwärtige Prosa des Alltags anstemmenden Idealisten enthüllt. Am 19. Januar 1844 schreibt er seinem Bruder, daß er zunächst das Oberlehrerexamen in Geschichte, deutscher Sprache und Philosophie machen wolle und dann in Königsberg an einer kleinen Schule anzukommen hoffe. „Meine Wünsche", sagt er voller Resignation, „sind sehr bescheiden, 400 Reichstaler jährlich ist mein Tusculum, mein pium votum, Muße und dann ein Grab unter einer Kirchhofslinde, zur Rechten des Großvaters eines Glöckners oder eines ehrwürdig verstorbnen Knopfmachers. An das eheliche Glück, das dem Menschen nur selten in Gestalt eines Seraphs, alltäglich aber in Gestalt eines Unteroffiziers im Weiberrock erscheint, wird meine Seele nie denken. Diese grimmige Note über die Ehe habe ich von der Lady Milbanke und Byron gelernt — Später will ich ein Katheder suchen. Doch darüber liegt ein ägyptischer Mysterienschleier — Daß Ihr mich nie in pallio sancto sehn werdet ist gewiß — gebt mir Redefreiheit, wahres Christentum, einen freien Wirkungskreis und eine anständige Nahrung, die nicht groschenweise von Sterbenden, Toten, Kindern und dummen Bauern zufließt, dann recht gerne! Was ist Wahrheit? Frage

des Pilatus — Was ist Schönheit? ἐρώτημα τυφλόν. Ich bin kein irreligiöser Mensch, wie viele glauben — ich habe einen Gott und keine Götter neben ihm, ich habe einen Christus ἄθεος und ἀνομούσιος so wie ich und wir alle ἄθεοι sind ohne gottlos zu sein, ich habe kein Wissen und keinen Glauben, als an den heiligen Geist, der wir alle sind und dann habe ich noch ein Herz, wo Frühling und Winter beisammen liegt, wo die Sphinx unter Blumen liegt und mir viel Räthsel aufgibt, die ich nicht zerhauen kann. Ich philosophire jetzt wirklich, als wäre ich in den Vierzigern und nicht gerade heute 23 Jahre alt geworden. Die Zeit macht den Menschen nicht alt, sondern der Gedanke. Wir rennen uns alle den Kopf ein, und wenn es schmerzt, sind wir dumm genug noch zu fragen, warum wir uns gestoßen haben. Das ist ein Witz auf die Menschheit. Zuerst beantworte mir einer: was Wahrheit und Sein ist — Newton sagte von sich: er sei am Meere der Wahrheit hingegangen und konnte nur bunte Muscheln vom Gestade auflesen. Dies ist sehr poetisch gesagt, es ist ihm kaum zuzutrauen. Ja! lieber Bruder, wir wollen uns mal den Kopf zerbrechen. Beulen hat man so schon genug daran — à propos, da schlug ich mir zwischen Ortelsburg und Bischofsburg mit dem Postwagen fallend ein Loch in den Kopf — wahrhaftig! da wars zum ersten Mal, daß mir der blaue Himmel hereinschien."

Aus dem beabsichtigten Oberlehrerexamen wurde aber nichts. Als Gregorovius mit jenen scherzhaft-wehmütigen Zeilen dem Bruder sein Herz ausschüttete, war er gerade von Königsberg zurückgekommen, wo man ihn zum Doktor promoviert hatte auf Grund einer philosophischen Dissertation: „Über den Begriff des Schönen bei Plotin und den Neuplatonikern." Das Doktorexamen aber, von dem er in demselben Briefe eine drastische Schilderung gibt, dürfte ihm alle Lust zu ähnlichen Prüfungen geraubt haben. Denn der spätere berühmte Historiker fiel dabei in der Geschichte durch, da die Professoren Voigt und Schubert sich teils aus eigenem Antrieb, teils, wie

Professor Rosenkranz dem jungen Freunde verriet, auf Veranlassung der Theologen vorgenommen hatten, diesem Kandidaten nicht nur besonders scharf auf den Zahn zu fühlen, sondern auch nebenbei seiner politischen Gesinnung auf den Grund zu kommen, indem sie ihm vier Stunden lang fast ausschließlich mit Fragen über Geschichte und Wert politischer Verfassungen Fallstricke legten. Um so glänzender bestand der Prüfling bei Rosenkranz, obgleich auch dieser, von allen Seiten scharf beobachtet, streng nach der Form verfuhr und seine Anforderungen höher stellte als irgendeinem gleichgültigen Schüler gegenüber. Die Trefflichkeit seiner Dissertation, die bei der ganzen Fakultät einstimmige Anerkennung fand, machte aber jenen Mangel wieder wett.

Wie aber kamen diese Professoren dazu, aus einem Geschichtsexamen ein politisches Rigorosum zu machen? Etwas Ungewöhnliches war das keineswegs; in den politisch aufgeregten Zeiten des Vormärz wimmelten die deutschen Universitäten, genau so wie zur Zeit der Demagogenverfolgungen, von professoralen und geheimrätlichen Spionen und Angebern, und deren besondere Aufmerksamkeit hatte der junge Gregorovius soeben herausgefordert. Da war bei einem Verleger in Königsberg, wo die liberale Broschürenliteratur pilzartig hervorschoß, ein höchst bedenkliches Büchlein erschienen, „Konrad Siebenhorn's Höllenbriefe an seine lieben Freunde in Deutschland", das an Schärfe der Satire und Keckheit der Anspielungen der gleichzeitigen Literatur dieser Art, etwa den berüchtigten „Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit" von dem Königsberger Journalisten Ludwig Walesrode, in nichts nachstand und als erste Talentprobe eines Unbekannten, der sich unter dem Pseudonym „Ferdinand Fuchsmund" verbarg, noch weit Schlimmeres erwarten ließ. Der Königsberger Zensor mußte ein merkwürdig liberaler Mann sein oder sich in einer ungewöhnlich nachgiebigen Laune befunden haben, als er diese Schrift passieren ließ. Der Autor entwarf darin eine Art „Divina comedia" des damaligen Deutschlands, indem er mit

einer Reihe Verstorbener in die Hölle fährt und nun von dem aller bisherigen Vorstellung hohnsprechenden Treiben der Höllenbewohner ein drastisches Bild entwirft. Diese zügellos lustige Gesellschaft hat keine andere Beschäftigung, als die ehrwürdigsten Geschehnisse dieser Welt und der jüngsten Vergangenheit auf lästerliche Weise zu karikieren, und sie kann dies um so besser, als die weitaus größere Mehrzahl der agierenden Persönlichkeiten sich zu ihrem eigenen und des Höllenbesuchers Erstaunen an diesem Orte einträchtig zusammenfindet. Kaiser und Könige, Päpste und Fürsten, Minister und Diplomaten, vor allem Theologen und Jesuiten haben sich kraft ihrer natürlichen Begabung mit bewundernswerter Leichtigkeit in ihre höllischen Rollen gefunden, verlästern, was sie ehedem angebetet, und ersinnen den tollsten Schabernack, um den Höllenfürsten und seine Großmutter mit ihren irdischen Erinnerungen zu amüsieren. Staat und Kirche, Preußen und Kölner Dombau, Adels- und Ordensfeste, der Streit um die gemischten Ehen und der Liszt-enthusiasmus, kurz die ganze Chronik des damaligen öffentlichen Lebens dient der Belustigung dieser Gesellschaft, und der Verfasser weiß seine Satire mit so viel Witz und guten Einfällen vorzutragen, daß das Büchlein entschieden mehr Beachtung verdient hätte, als es in der Masse ähnlicher Literatur damals gefunden hat. Nur zum Schluß versagt es, und der einmal gewählten Form fehlt die Abrundung zu einem Ganzen.

Der Verfasser dieser Schrift war nun kein anderer als Gregorovius, und er scheint damals mit seinem Pseudonym noch nicht so vorsichtig umgegangen zu sein, wie später, wo er selbst seinen vertrautesten Freunden wie Althaus von dieser Jugendsünde kein Wort verriet. Daher wurde bisher in allen Gregorovius betreffenden biographischen Skizzen sein späterer Roman als sein Erstlingswerk genannt. Nach dem schon erwähnten Brief an den Bruder und einem späteren an Alexander Jung ist aber seine Autorschaft an den „Höllenbriefen" über jeden Zweifel erhaben. „Obwol ich dieses Buch", schrieb er am 10. September 1849 aus Königsberg an Jung, „aus dem

Kreise meiner Literatur verbannt und nie mehr unter meine Schriften aufnehmen würde, so habe ich dennoch ihm viel zu verdanken. Ich kann mich insofern nur historisch zu ihm verhalten, als es die Periode meiner Entwicklung bezeichnet, wo ich mich von der Theologie, für deren Praxis ich mich einst bestimmt glaubte, emancipierte mit Hilfe der Satire, und gegen die damalige Unnatur des Staates und der Kirche in den heftigsten Kampf geriet. Es ist das eine Schrift aus dem preußisch-deutschen Oppositionszeitalter, das wir Gott Lob hinter uns haben."

Im Katalog der Königlichen und Universitätsbibliothek zu Königsberg findet sich denn auch, nach Mitteilung der Direktion, aus alter Zeit der Vermerk, daß Gregorovius der Verfasser der „Höllenbriefe" sei, und wenn die Universitätsbehörden schon damals Kenntnis von der wahren Bedeutung dieses Pseudonyms hatten, konnte man es ihnen nicht ganz verdenken, wenn sie bei der Prüfung des Kandidaten Gregorovius mit ausgesuchter Strenge ins Gericht gingen. Denn gegen den Betrieb der damaligen Universitäten richtete sich die heftigste Satire der „Höllenbriefe", und Gregorovius hatte es sogar gewagt, eine hochpreisliche höllische Staatsprüfungskommission, die nur je nach den Bücklingen, der Servilität und Gläubigkeit und den hängenden Ohren der Kandidaten ihre Vota für deren Zulassung zur Staatskrippe fällt, auf unbarmherzige Weise an den Pranger zu stellen. Für den Kenner der Zeitgeschichte, der die oft derben Anzüglichkeiten der „Höllenbriefe" zu würdigen weiß, sind sie noch heute eine unterhaltende Lektüre, die noch an Reiz gewinnt, wenn man sich dabei den pathetischen Ernst des spätern Historikers, des Verfassers der „Wanderjahre" und der Geschichte Roms, gegenwärtig hält, von dem Bekannte wie Paul Heyse versicherten, daß sie ihn nie hätten herzlich lachen hören. So erhaben sich der Halbitaliener Gregorovius über seine deutsche Jugendsünde fühlen mochte, ihren Wert für seine Entwicklung konnte er ja selbst nicht bestreiten; sie ist der Schlüssel für manchen Charakterzug,

der später zwar nicht mehr mit dem herausfordernden Temperament der Jugend, aber mit einer jede Vermittlung abweisenden, wortkargen Schroffheit zutage trat.

Diese Erstlingsschrift war also für Gregorovius nicht etwa das Programm einer ausgedehnten politischen Schriftstellerei, der die Zeit nicht ungünstig gewesen wäre. Sie war für ihn nichts weiter als ein „psychologischer Akt", ein einmaliger Ausbruch der überreizten Stimmungen, die ihn durchtobten und die er loswerden mußte, um zu ruhigem Schaffen und zu innerer Klarheit zu gelangen. „So etwas kann man nur einmal schreiben," versicherte er seinem Bruder, „ich will jetzt manierlicher sein, die Deutschen vertragen keine derbe Satire mit unästhetischen Possen, wenn sie von einem Deutschen geschrieben ist, aber wenn Swift so schreibt, oder Byron im Don Juan, oder Rousseau, oder Voltaire, dann schnalzen sie mit der Zunge. Ich glaube, einige fünf mondsüchtige Tanten sind bei meinen Höllenbriefen in Ohnmacht gefallen und drei oder vier hölzerne Onkel haben sich davon Indigestionen geholt — o die teure Sippschaft!" Daß der dreiundzwanzigjährige Autor sich nicht scheute, solche Maßstäbe aus der Weltliteratur an sein Jugendwerk zu legen, zeugt von seinem frühen Selbstbewußtsein, das ihn aber doch nicht zur Überschätzung seines ersten Erfolges verleitete. Eine zweite Auflage, die der Verleger machen wollte, verbat er sich. Ihn drängte es zu einer Probe auf seinen künstlerischen Beruf, und schon Anfang 1844 stak er tief in einem Roman, der ursprünglich „Narrheit und Wahrheit" heißen sollte und 1845 unter dem geschraubten Titel: „Werdomar und Wladislav aus der Wüste Romantik" erschien. „Es ist kein idealer Roman," schreibt er darüber seinem Bruder, „viel Humor darin und noch mehr Trübsinn soll es geben — es soll die Öde der heutigen Romantik schildern, ein Epos ohne That", und mit ähnlichen Worten versucht er auch in dem Vorwort zu seinem Buche dem Leser das Verständnis für dessen Tendenz zu erleichtern. Denn dieser Roman von Gregorovius ist so gut ein Tendenz-

roman wie nur irgendeine derartige Schöpfung der gleichzeitigen jungdeutschen Literatur; mit seinen idyllischen Kleinstadtbildern und seinem leisen wehmütigen Humor erinnert er am meisten an die ersten novellistischen Versuche Theodor Mundts. Aus der Kulissenwelt der Romantik, so ist der Gedankengang des Dichters, sind wir Epigonen noch keineswegs heraus; sie ist noch immer ein Bedürfnis des deutschen Gemüts; aber die Helden fehlen uns in dieser lebensarmen Wüste, oder wir wissen noch nicht, wer von den modernen Menschen als Held seiner Zeit anzusprechen ist. Die Winzigkeit des modernen Lebens wirkt komisch auf dieser überlieferten Bühne, auf der die Philister agieren und nichts aufkommen lassen, was als weltgeschichtliche Tat begeistern könnte. Den Dichter Werdomar, der sich in Wort und Schrift gegen das Bestehende versündigt hat, schleift die Polizei vom Sterbelager seines Vaters ins Gefängnis; er entflieht nach Amerika, um später als stiller Mann zurückzukehren, der zwar den Glauben an „die Menschheit und ihren Genius" noch nicht verloren hat, aber an der Seite seiner Geliebten die große Welt zu vergessen strebt. Jenseits des Meeres starb durch Selbstmord der polnische Freiheitsheld Wladislav, der durch romantische Erlebnisse seiner Eltern dem deutschen Dichter Werdomar als Bruder verbunden ist, den Zusammenbruch seines polnischen Vaterlandes aber nicht ertragen kann und fern seiner Heimat verzweifelt. So ist, „was Freiheit heißt, bei uns nur Poesie", die echte Romantik des Lebens wird ertötet, und die Philister kleiden sich in die hinterlassenen Kostüme der Helden. Einen Polizeirat ergreift in der trostlosen Langeweile seines Amtes, er weiß nicht wie, himmlisches Geläute, Eichendorffsche Posthornromantik lockt ihn in die Ferne; aber nachdem diese Verirrung ihn aus einer Torheit in die andere getrieben hat, kehrt er als geheilt wieder in das Philisterium zurück und wird nun eine durch eigene Erfahrung gestärkte Stütze des herrschenden Polizeistaates und sogar Zensor für Druckschriften, eine Hantierung, die bekanntlich von den liberalen Dichtern jener Zeit mit Vorliebe dem Schinderhandwerk gleichgestellt wurde. In

solchen mit ironischer Realistik sauber gezeichneten Nebenfiguren entlädt sich eine derbe Satire, die sich ziemlich die gleichen Stichblätter des Witzes wie die „Höllenbriefe" aussucht. Gewisse starke Idiosynkrasien, die hier zum Ausdruck kommen, z. B. gegen alles Beamtentum, gegen das Gewerbe der Theologen und der Zunftgelehrten, gegen hausbackene Ehestandsprosa und die „goldene Kette des Reichtums", sind dem Dichter zeitlebens eigen geblieben. Oft zeigt sich eine Bitterkeit, die auf eigene Erlebnisse schließen läßt. Der Dichter Werdomar, der bei seinem Onkel erzogen wird und seine schöne Mutter früh verliert, ist gewiß kein anderer als Gregorovius selbst, und man ist leicht versucht, aus den Schicksalen des Romanhelden Rückschlüsse auf eigene Erfahrungen und Enttäuschungen des Verfassers selbst zu ziehen.

Besonders charakteristisch aber ist das soziale Motiv, das den ganzen Roman durchklingt. „Reisebilder" nennt sich eines der Kapitel, aber kein Heinescher Wandersmann sucht sich hier seine amoureusen Abenteuer; ein Auswandererzug schleppt sich über die Landstraße. Unglück und Not, Unrecht und Gewalt vertreiben eine Schar tüchtiger Deutscher aus dem Vaterland, und die herbe Art, mit der Gregorovius hier ein Dutzend Menschenschicksale skizzenartig hinstellt, hat nichts mehr von dem sentimentalen Genre des Freiligrathschen Auswandererliedes, sondern durchaus das höchste Pathos der revolutionären Lyrik der vierziger Jahre, und noch bis zu seiner Übersiedelung nach Italien steht der Dichter völlig im Banne des sozialen Problems. Der Dichter nicht nur, auch der werdende Historiker, der der deutschen Wissenschaft, die „die weltgeschichtliche Macht des Sozialismus entweder leugnete oder ängstlich vom Deutschtum abwehrte", den Handschuh hinwarf, indem er „Goethes Wilhelm Meister in seinen sozialistischen Elementen" entwickelte und in dieser gründlichen Untersuchung mit bisher unerhörtem Nachdruck die „Wanderjahre" als eine im höchsten Sinne „soziale Dichtung" des neunzehnten Jahrhunderts in Anspruch nahm, die dem damals nach Deutschland dringenden französischen

Sozialismus in nichts nachstehe. Als diese Schrift im September 1849 erschien, war ihr Verfasser außerdem mit einem sozialen Roman beschäftigt, wie er seinem Landsmann Alexander Jung mitteilte, und zur selben Zeit hatte er ein Bändchen Lyrik zum Druck fertig. Von jenem Roman verlautet später nichts mehr; aber „Polen- und Magyarenlieder" von Gregorovius mit einer Widmung an Lenau erschienen noch in diesem Jahr als eine bescheidene Welle der ungeheuren Flut politischer Lyrik, die die revolutionäre Bewegung der Jahre 1848 und 1849 auf den deutschen Strand warf. Für die Polen, denen die frühe Begeisterung seiner Jugend gehörte, hatte er außerdem schon 1848 durch eine politisch-historische Abhandlung „Die Idee des Polenthums" eine Lanze gebrochen. Jetzt reihten sich zu ihren Freiheitshelden noch die Häupter der ungarischen Revolution. Aber was Gregorovius zu ihrer beider Verherrlichung darbrachte:

„Um's Haupt das junge Ostergrün des Märzen,
Ein heilig Recht prophetisch in dem Herzen,
Und in der tiefsten Brust des Volkes Schmerzen" —

war teils schwache Jugendlyrik, teils mattes Aufflackern eines schon ersterbenden Feuers, das bereits durch eine andere Flamme abgelöst wurde.

Eine leidenschaftliche Liebe zur Geschichte Italiens hatte sich in ihm entzündet, ein Feuer, das immer weiter um sich griff, in kurzer Zeit alle andern jugendlichen Ideale verzehrte und das mit unermüdlicher Sorge gehütete Herdfeuer seines Lebens wurde. Etwa seit 1845 beschäftigte ihn, auf Anregung Drumanns, die „Geschichte des römischen Kaisers Hadrian und seiner Zeit", die zwar erst 1851 erschien, aber schon 1848 vollendet war. Sie wurde der erste Meilenstein auf dem Wege, der den von deutscher Kleinstaaterei angewiderten Königsberger Privatlehrer aus dem „lieben alten Haus der deutschen Langeweile", wie es in seinem Jugendroman heißt, hinausführte in eine Welt überragender Persönlichkeiten und gigantischer Begebenheiten, der sich die nach Heldentum lechzende Seele des

Historikers mit stolzer Ehrfurcht und pathetischer Begeisterung hingeben konnte, und dem übermächtigen Temperament des Historikers mußte sich auch der Dichter Gregorovius nach kurzem Kampfe fügen. Das politisch-soziale Milieu der deutschen Gegenwart, aus dem soeben mit Karl Gutzkows „Rittern vom Geiste" der zeitgeschichtliche Roman als neuer Typus kraftvoll emporwuchs, verlor den Reiz aller Farben gegenüber dem makartschen Pomp historischer Bilder, die sich dem Auge des Forschers enthüllten und den Dramatiker herausforderten. 1851 beschäftigte ihn die Tragödie der Franzeska von Rimini, aber seine dichterische Kraft versagte vor diesem Stoff. Dagegen erschien noch im selben Jahre „Der Tod des Tiberius", eine keineswegs zu verachtende Talentprobe, soweit es sich um Schilderung des zeitgeschichtlichen Hintergrundes, Charakteristik der Personen und Glätte der Jamben handelt. Aber diese aus Faust- und Don Juan-Elementen geronnene Figur des durch drei Akte sterbenden Tiberius war noch ein urdeutscher Erdenrest, von dem nur ein Aufenthalt auf italienischem Boden befreien konnte. Diesem Bedürfnis des Dichters entsprach der Wunsch des Historikers, und so entschlossen sich beide, den Schauplatz ihres gegenseitigen Kampfes in ein Gebiet zu verlegen, wo — das war leicht vorauszusehen — der überwältigende Eindruck einzigartiger historischer Erinnerungen auf ein dafür empfängliches Gemüt dem Historiker dauernd die Überlegenheit sichern mußte, nach Italien. —

Der Einzug in Italien stand unter einem bösen Stern. Gregorovius hatte unmittelbar vor seiner Abreise aus der Heimat einen teuren Neffen begraben, und als er auf der Reise nach Süden Anfang April 1852 in Wien eintraf, empfing ihn dort im Schwarzspanierhause bei Lenaus Schwester, Frau Schurz, die Schreckensnachricht, daß sein bester Freund, der Maler Ludwig Bornträger, dessen alleiniger Hilfe er bei seiner Reise ins Blaue hinein gewiß sein konnte, am 5. April in Pisa gestorben sei. Von diesem doppelten Verlust niedergebeugt, betrat er am 19. April zum ersten Male italienischen

Boden in Venedig und blieb zunächst einige Zeit in Florenz, um sich erst mit der bei seiner Stimmung eher beklemmenden als befreienden neuen Umgebung abzufinden. Wie ganz anders zeigte sich die erste Wirkung Italiens! Alle seine Lebensgeister, so hatte er gehofft, sollten sich in diesem Lande steigern, und schöpferische Ideen sich wie aus einem Füllhorn über ihn ergießen. Aber nichts regte sich in seiner Seele, und er begann schon an jeder Möglichkeit einer neuen Zukunft zu verzweifeln.

Rom wagte er sich in diesem Zustand geistiger Öde vorerst nicht zu nähern. Anfang Juni ging er nach Livorno. Der Anblick der sonnigen Meeresweiten und fernen Küsten und die Erzählungen eines Griechen von der Schönheit seiner Heimatinseln erweckten in ihm das Verlangen, eines dieser zauberischen Eilande des Mittelmeeres zu sehen; er entschloß sich für Korsika, und am 14. Juli landete er in Bastia.

Dieser Aufenthalt in Korsika entriß ihn seiner verzweifelnden Stimmung, reinigte und stärkte sein Gemüt und befreite ihn aus dem Wirbel ohnmächtiger Wünsche durch eine erste große Arbeit, deren Stoff er der neuen gewaltigen Natur um ihn her und dem dort pulsierenden Leben abgewann. Mit dem zum Teil schon ausgeführten Plane einer umfassenden historischen Schilderung dieser Heldeninsel kehrte er am 5. September nach Livorno zurück, besuchte Ende dieses Monats auf einige Tage Elba, eines der beiden Inselgefängnisse Napoleons, „das so nahe an Korsika liegt, wie eines Menschen Sonnenhöhe und Niedersturz", und wandte sich dann über Siena nach Rom.

Am 2. Oktober gelangte er auf einem Vetturinwagen nach Baccano, von dessen Hügeln er zum erstenmal mit klopfendem Herzen die Zinnen der ewigen Stadt erblickte. Als er dann Roms Straßen endlich betrat, war sein erster Gang aufs Kapitol und Forum und abends im Mondenschein ins Kolosseum. „Worte habe ich nicht zu sagen, was da alles auf mich einstürmte", schrieb er unter dem ersten Eindruck in sein römisches Tagebuch, das uns (nach seinem Tode von Theodor Althaus

herausgegeben) von diesem denkwürdigsten Tage seines Lebens an bis zu seiner endgültigen Rückkehr nach Deutschland 1874 über alle Erlebnisse und Ergebnisse seines italienischen Aufenthaltes mit wünschenswerter Ausführlichkeit unterrichtet.

Via felice, so hieß die Straße, in der er bei einem Bildhauer Vincenzo eine Dachkammer mietete, so hoch, daß er von ihrem Fenster aus ganz Rom zu seinen Füßen liegen sah. Den „Weg des Glücks" hatte er jetzt in der Tat betreten, wenn auch dieser noch mit Sorge und Arbeit rauh gepflastert war. Und diese zufällige Symbolik der Straßennamen setzte sich durch seine ganze italienische Epoche hindurch fort. Ende 1854 zog er in das „Ghetto der deutschen Künstler", die Via della Purificazione, wo sich in unermüdlicher Arbeit sein Inneres klärte, ein neuer Mensch in ihm zur Reife kam und der Kern seiner Lebensaufgabe leuchtend hervorbrach. Nachdem er sich dann als meisterhafter Schilderer der heroischen Landschaft Italiens einen Namen gemacht und der erste Band seiner Geschichte Roms erschienen war, siedelte er 1860 in die Via Gregoriana über, gleichsam seine Via triumphalis, die ihn vierzehn Jahre lang beherbergte.

Ohne Bekannte und Empfehlungsbriefe war er zunächst ein Einsiedler in der ungeheuern Stadt, und er wünschte nichts sehnlicher. „Rom ist so tief und still, daß man hier in göttlicher Ruhe empfinden, denken und schaffen kann", schrieb er voll Befriedigung in sein Tagebuch. Schon allein der Äther Roms wirkte auf ihn wie Champagner. Alle seine Lebensgeister wachten wie aus einem dumpfen Traumschlafe auf, unterirdische Quellen, deren Ton er nie vernommen, begannen die ihn umgebende Stille zu beleben, und eine ungeahnte Geistesvegetation sproß ihm jetzt unter den Händen hervor. Ein kurzes halbes Jahr genügte, um die Eindrücke seines Aufenthaltes auf Korsika zu Papier zu bringen; 1854 erschien diese erste Frucht seiner italienischen Reise, „Corsica", ein umfassendes Werk, das außer seinen persönlichen Wandererlebnissen eine Geschichte der Insel und eine intime Schilderung ihrer Be-

wohner enthielt, von einer Frische der Farben und einer Vielseitigkeit der Beobachtung, die weder der Dichter noch der Kulturhistoriker allein hätten erreichen können, sondern nur die wunderbare Verbindung beider Talente, wie sie sich eben in Gregorovius zusammengefunden hatten. Was konnte reizvoller für beide sein, als das „wilde Antlitz" dieser Heldeninsel, das Gregorovius vielleicht als letzter gesehen, denn auch die Heimat Napoleons erschloß sich allmählich der alles gleichmachenden Kultur, und schon nach einem Jahrzehnt war vieles, was er noch aus eigner Anschauung von der korsischen Vendetta und dem dortigen Banditenwesen, von den Hochzeitsgebräuchen und Waffentänzen der Eingeborenen zu erzählen vermochte, in die dämmernde Ferne der Geschichte, ja der Sage entrückt. Als er zum erstenmal wieder nach Deutschland kam, wurde er von dortigen Gelehrten ernsthaft gefragt, ob es wirklich mehr als Märchen seien, was er in seinem Buche deutschen Lesern aufgetischt habe. Im übrigen war der äußere Erfolg dieses Werkes in der Heimat gering; das Ausland dagegen wußte die ungewöhnliche Gabe besser zu schätzen; schon 1855 erschienen gleich zwei englische Übersetzungen, eine amerikanische folgte, während die deutsche Originalausgabe erst 1870 eine zweite Auflage erlebte.

Von besonderm Interesse sind in diesem Buche, neben den zahlreichen Proben korsischer Volkspoesie, die Charakteristiken hervorragender Korsen wie der Familie Bonaparte, Pozzo di Borgos und solcher Männer, die in der Geschichte der Insel eine Rolle spielten, wie Joachim Murat und vor allem der romantische König von Korsika, Theodor von Neuhoff. Mit besonderer Vorliebe verweilt der Erzähler bei diesen wunderbaren Lebensschicksalen, und der frühere Romanschriftsteller liebt es, seine Schilderung von Land und Leuten mit novellistischen Intermezzis zu durchflechten, die er einer Sammlung korsischer Novellen von Renucci entnahm, um sie in eigner Bearbeitung wiederzugeben. In dieser Beziehung bedeutet „Corsica" den Übergang von seinen deutschen Jugendwerken zu seinen italie-

nischen Schilderungen, in denen das novellistische Element zugunsten der Geschichte und der rein objektiven Beobachtung sich auf wenige charakteristische Anekdoten beschränkt. Aber mehrere Jahre noch beschäftigten ihn poetische Stoffe, die er in Korsika gefunden hatte; eine korsische Novelle veröffentlichte er 1855 im Stuttgarter „Morgenblatt", und zu gleicher Zeit plante er solch eine Erzählung in Romanzenform; aber weder von ihr, noch von einem Drama „Sampiero", das er schon in seinem ersten römischen Winter entwarf, ist etwas bekannt geworden.

Eine gewisse Eile bei der Niederschrift von „Corsica" war notwendig, nicht nur aus materiellen Gründen. Wie leicht lief er Gefahr, diese Eindrücke zu verwischen durch die Fülle der Gesichte, die seine neue Umgebung vor ihm ausbreitete. Bald hatte er sich in Rom als in seine zweite Heimat eingelebt, Straße auf Straße hatte er zu allen Tages- und Nachtzeiten durchstreift, jeden Winkel mit dem Auge des Künstlers in sich aufgenommen und sich mit einer von Tag zu Tag wachsenden Detailkenntnis durch die berauschende Wildnis Jahrtausende alter Erinnerungen, die die ewige Stadt wie ein unermeßliches Meer von Efeu überspinnen, einen Pfad gesucht, von dem aus er allmählich alle Schlupfwinkel alter und mittelalterlicher Kultur überschaute und beherrschte. Hier war der Ort, wo die Steine redeten und die Runen der Geschichte das gewaltigste Epos bargen, das je die Welt erlebt hatte. Hier war ein ungeheures Schlachtfeld grandioser Heldentaten, und an jeder Stelle zuckte die Wünschelrute des Historikers, vergrabene oder klar noch zutage liegende Schätze der Wissenschaft verratend. Und über diese Straßen mit ihren klassischen Namen, im Schatten des Kapitols und der Peterskirche, durch die Arkaden uralter Palazzi, deren jeder einstmals ein Fürstensitz gewesen, flutete die bunte Lebenslust eines Künstlervolkes, das im Goetheschen Sinne interessant war, wo man es auch anpackte, und auf den Sohn des nüchternen deutschen Ostens einen doppelt tiefen Eindruck machte. Mit den suchenden Augen

des Malers, der in der Wiedergabe des Gesehenen seinen künstlerischen Genuß findet, und zugleich mit der eigensinnigen Fragermiene des Historikers, der jedem Stein seine Geschichte abhorchen möchte, wanderte Gregorovius durch die Stadtteile Roms und sammelte Stoff für seine römischen Skizzen, die er nun in deutschen Zeitungen, besonders in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", zu veröffentlichen begann. „Römische Figuren" hieß der erste Versuch dieser Art, er kam im April 1853 zustande; eine Studie über das Ghetto und die Juden in Rom folgte bereits im Mai. Mit dem Frühling erwachte nach Vollendung von „Corsica" seine Reiselust, und nun begann er seine Entdeckungsfahrten auch auf Roms Umgebung auszudehnen und mit leidenschaftlichem Enthusiasmus immer weitere Strecken Mittelitaliens für seine künstlerische Anschauung sowohl wie für seine historische Forschung zu erobern. Ende Mai brach er nach Albano auf; von hier nach Genzano, das einer seiner Lieblingsorte wurde, dann durch das Blumenmeer der Pontinischen Sümpfe und über die Gefilde des Liris nach Capua und schließlich nach Neapel. Pompeji entzückte ihn und stieß ihn, lebensfroh wie er war, zugleich ab. „Die Häuser stehen da wie leere Särge; Straßenreihen, Tempel, Theater, Forum — alles totenstill, vom Sommerzauber flimmernd. Nie fühlte ich solche Wemut. Nur Dichter können sie sagen." Der namenlose Zauber der römischen Campagna, der lateinischen Küste und der nahen Inselparadiese erschloß sich seinem staunenden Blick, und von den Höhen der Albaner und Sabiner Berge sah er nieder auf ein Land, das dem Sohn des rauhen Nordens wie ein Märchen erschien in all seiner „Trunkenheit von Licht, das man statt der Luft einzuatmen glaubt". Im Juli dieses ersten Jahres besuchte er ferner Nocera, Salerno, Pästum, Amalfi, Sorrent — jeder Name ein Gedicht! — und landete dann auf Capri, wo er einen Monat lang verweilte. Am 28. August bestieg er zum erstenmal den Vesuv und wandte sich dann weiter nach Süden, um in Sizilien griechische Luft zu atmen.

So nahm er gleich im Anfang einen großen Teil der Eindrücke vorweg, die er in jeder kommenden Sommerzeit durch Ausflüge und Studienreisen hierhin und dorthin befestigte und vertiefte, bis sie reif dazu waren, in Worte gefaßt zu werden, und so entstand Blatt für Blatt das klassische Bilderbuch seiner „Wanderjahre in Italien", dessen erster Band unter dem Titel „Figuren. Geschichte, Leben und Szenerie aus Italien" Ende 1855 erschien und durch die eigenartige Mischung von Poesie und Geschichte, landschaftlicher Schilderung und geschichtlicher Darstellung, und einen an antiken Mustern gebildeten, abgeklärten Stil von monumentaler Einfachheit bei allen Gebildeten Bewunderung erregte. „Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, Neues zu geben, soviel ich kann, und dieses in einer Form und Sprache, welche mir die Kritik wird anerkennen müssen, denn nicht umsonst will ich mir im Süden den Formensinn gebildet haben", schrieb Gregorovius mit Stolz an den Verleger F. A. Brockhaus, als er mit ihm über den Druck der „Figuren" verhandelte, und seinem Landsmanne Alexander Jung erklärte er im selben Jahre 1855: „Ich bin eigentlich nach Rom gekommen, um mir den gemeinen Bauernverstand zu erobern, welchen ich als eine der köstlichsten Gaben des Himmels betrachte; und so hoffe ich, daß es mir mit der Zeit gelingen wird, alles geistreiche Wesen von mir gründlichst auszutreiben. Meine größesten Studien aber sind die Berge und das Volk in seiner Natur." Welch eine Wandlung war mit dem jungdeutsch-geistreichen Verfasser der „Höllenbriefe" und des Romans „Werdomar und Wladislav aus der Wüste Romantik" in kurzer Zeit vor sich gegangen! „Von den Italienern," versicherte er wenig später ebenfalls seinem ostpreußischen Landsmanne, „kann man doch viel lernen, ich meine von ihren Geschichtschreibern, Form, meine ich, und Zeichnung richtiger Konturen. Ich bin ihr jetzt auf der Spur und hoffe in drei Jahren ihrer Herr zu werden. Ich kann keines meiner frühern Bücher lesen, um des Mangels an Form willen. Ich versuchte hier, Jean Paul zu lesen, ich brachte es nicht über eine einzige Seite; es ist

hier absolut unmöglich. Lessing und Göthe bestehen in allen Lüften." Aber auch diese beiden Namen dürften ihm im Laufe der Jahre ferner und ferner gerückt sein, denn sie treten in seinen sämtlichen Schriften so gut wie gar nicht hervor. Ist er jemals in Italien den Spuren Goethes nachgegangen? Seine „Wanderjahre" verraten nichts davon.

Die „Figuren" sollten ursprünglich „Pandora" heißen, und schon als Gregorovius das Manuskript dazu dem Verleger Brockhaus übersandte, dachte er bald einen zweiten Band folgen zu lassen, der lediglich interessante Darstellungen aus der Geschichte der Päpste enthalten sollte, wie das Leben Eugens IV., den Roman der Donna Olympia, die Grabmäler der Päpste und ähnliches. Aber diese Stoffe ließen sich nicht in dem Rahmen der „Figuren" bewältigen, sondern beanspruchten jeder ein Werk für sich. So entstand Anfang 1854, zunächst als Journalaufsatz, die nächste Schrift von Gregorovius, „Die Grabdenkmäler der Päpste", worin er diese zerstreuten Monumente als leitende Motive für ein übersichtliches Relief der Geschichte des Papsttums benutzte, dessen politische Macht sich damals unter dem vereinigten Schutz der beiden Mächte Österreich und Frankreich in ihrer letzten, noch durchaus mittelalterlichen Erscheinungsform behauptete, bis sie 1870 für immer auf der Tafel der Geschichte ausgelöscht wurde. So war dieses, neuerdings in dritter Auflage erschienene Büchlein in seiner epigrammatisch pointierten Form selbst ein Markstein in der Geschichte des Papsttums und für seinen Verfasser der erste orientierende Versuch auf einem Forschungsgebiete, dem die Hauptarbeit seines Lebens gewidmet sein sollte.

Die Sehnsucht nach einer großen Aufgabe, die seine Kräfte aufs äußerste anspannen und vervielfältigen und seinem Leben einen hochragenden Mittelpunkt geben sollte, erfüllte ihn schon nach der Rückkehr von seiner großen Herbstreise 1853. Ihr verdankte er den Plan, „Kulturfragmente aus Sizilien" zu schreiben, die in drei Bänden eine populäre Darstellung aller Perioden dieser Insel, der hellenischen, sarazenischen, norman-

nischen und romanischen, mit Beziehung auf die Denkmäler jeder Periode in Kunst und Literatur bieten sollten. Bis Ende 1855 hielt er an diesem Gedanken fest, mußte ihn dann aber aufgeben, weil seine völlige Mittellosigkeit die Ausführung solch eines schwierigen Unternehmens, das ohne umfangreiche Studien an Ort und Stelle undenkbar war, in aussichtslose Ferne schob. Was von diesen Fragmenten vollendet wurde, vereinigte er 1860 zu der Sammlung „Siziliana", die später den dritten Band der „Wanderjahre" bildete, Studien über Palermo, Agrigent, Syrakus, die Geschichte des Königreichs Neapel und Sizilien und die sizilianischen Volkslieder, mit denen er sich außerdem als Übersetzer der „Lieder des Giovanni Meli von Palermo" (1856 erschienen) liebevoll beschäftigte. Die Mehrzahl jener Studien aus Sizilien wurde noch 1853 vollendet. Der Sommer 1854 zeitigte dann die „Idyllen vom lateinischen Ufer", eines der köstlichsten Stücke der „Wanderjahre", das in jedem der anmutigen und farbenfreudigen Bilder das tiefe Glücksgefühl eines Mannes verrät, den die Schönheit der Natur und die Hingabe an seine Arbeit turmhoch über die Misere des Alltags erheben, der auch sein äußeres Leben noch unterworfen ist.

Dieses Jahr 1854 stand für Gregorovius überhaupt vorwiegend im Zeichen der Poesie. Bei seinem ersten Besuche in Pompeji hatte ihn der Anblick eines bronzenen Kandelabers, den man im Hause des Arrius Diomedes gefunden, zu einer Novelle angeregt, die die Schöpfung jenes Kunstwerks aus der Liebe eines genialen griechischen Sklaven zu der Tochter seines Herrn darstellen und in der Schilderung der Zerstörung Pompejis durch den Ausbruch des Vesuvs, dem die Liebenden glücklich entfliehen, gipfeln sollte. Schon im Januar 1854 hatte er mit der Niederschrift dieser Novelle begonnen; in sommerlicher Einsamkeit in Genzano fand er dann die Form, die dem durchaus antiken Stoff die einzig angemessene war, die des Hexameters, in sie goß er das Werkchen um, und so entstand „Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen",

eine der besten Idyllen, die die deutsche Literatur aufzuweisen hat. „Dies ist mir das liebste, was ich geschrieben habe und das reinste in der Form; und sehe ich, was aus Deutschland an Poesie herüberkommt, so macht es mir ein wenig Mut", schrieb er am 22. August 1855 an seinen Verleger Brockhaus, aber noch zwei volle Jahre dauerte es, bis er sich überwinden konnte, das Manuskript aus der Hand zu lassen; unermüdlich hatte er in seinen Mußestunden daran gefeilt und gebessert, um ihm die Vollendung zu geben, die seinen strengen Ansprüchen an Form genügte. „Ich habe vieles, was mein Innerstes bewegte, darin verwoben", schrieb er im August 1856 in sein Tagebuch, als er, wiederum in stiller Einsamkeit zu Genzano, die letzte Hand an dieses Kunstwerk legte, das zu einer Zeit, wo die deutsche Literatur mit fliegenden Fahnen in das Lager der Realistik übertrat, wie eine zeitlose Blüte höchster antiker Kultur erscheinen mußte, aber gleichwohl soviel sinnige deutsche Leser fand, daß sechs Auflagen und sogar eine illustrierte Ausgabe davon erscheinen konnten.

„Euphorion" blieb, abgesehen von einer Sammlung „Gedichte", die erst 1892, nach dem Tode des Verfassers, sein Freund Graf Adolf von Schack herausgab, das einzige Werk, das den Namen Gregorovius mit der Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands verbindet. Er war in dem Sinne kein Dichter, daß ihn die Lust am Fabulieren allein gedrängt, die Erfindung und Gestaltung von Menschen und Lebensproblemen allein ihm genügt hätte, und ohne den landschaftlichen Hintergrund und das historische Milieu würde ihn wohl ein menschlich so bescheidener Vorgang wie die Idylle „Euphorion" nie zu einer poetischen Schöpfung begeistert haben. Der Historiker erwies sich durch den Zufall der Begabung sowohl wie durch die Gunst der äußern Umstände als der stärkere, und der Dichter mußte ihm bei diesem ungleichen Kampfe bald das Feld räumen. Ein Jahr wie 1854, verklärt fast allein vom Zauber der Poesie, kam für Gregorovius nicht wieder, und dieses Versiegen der rein poetischen Kraft, das Ersticken dieser Quelle unter der

— so mochte wohl der Dichter schelten — Lava der Wissenschaft empfand er mit bitterer Enttäuschung. 1864 besuchte er wieder einmal Pompeji und das Haus des Diomedes, wo ihm Euphorion und Iona einstmals erschienen waren, jetzt „schon schattenhafte, aber freundliche Wesen aus jener Vergangenheit, als ich mich noch zum Licht des Ideals emporgerungen hatte. Auch dies alles ist schon mit Asche verschüttet; die Empfindungen, die mich damals belebten, sind verklungen; kaum vernahm ich davon einen leisen Nachklang im Haus des Diomedes oder vor dem alten Kandelaber". Selbst das Märcheneiland seines ersten italienischen Sommers vermochte er, jetzt ein Mann von dreiundvierzig Jahren, längst nicht mehr mit den Augen der Jugend zu betrachten. „Und doch," tröstet er sich in seinem Tagebuch, „im Grunde wandle ich noch an diesen Küsten, aber ein festes Ziel vor Augen, beruhigt und losgesprochen: fuor sono delle erte vie, fuor sono dell'arte."

Als er dieses stolze Selbstbekenntnis niederschrieb, waren bereits vier Bände seiner „Geschichte Roms im Mittelalter" erschienen, jenes Werkes, das die gewaltige Kuppel seines Lebensbaues wurde und die weitere Anlage dieses Baues architektonisch so streng bestimmte, daß alle späteren Arbeiten nur mehr als Nebenkapellen dieser Hauptkathedrale oder als Dachfirste, Türmchen und Spitzen dazu erscheinen, während die grünen Rasen und blütenprangenden Bosketts der „Wanderjahre" in anmutigem Kranz den großen Gebäudekomplex umwinden.

Es war im Oktober 1854, als der hinreißend schöne Anblick der in Ruinen zerfallenden Stadt von der Inselbrücke San Bartolomeo aus den Gedanken, der Geschichtschreiber Roms zu werden, wie eine traumhafte Vision vor ihm aufsteigen ließ, die ihn alsbald völlig beherrschte und alle übrigen Pläne in den Hintergrund drängte. Ursprünglich dachte er an eine Chronik Roms in einem Bande, die „ohne die Pedanterie deutscher Gelehrter, mit künstlerischem Bewußtsein und doch mit gediegenen Quellenstudien" entstehen sollte. Als er aber dann diesen Quellen nachging, sah er bald, daß sie zu einem

Ozean zusammenströmten, auf den sich hinauszuwagen wahnsinnige Überhebung schien. Freunde warnten ihn vor dieser Sisyphusarbeit, aber das gerade reizte ihn. „Einmal muß sich der Mensch im Leben in eine Arbeit stürzen, aus der er entweder als ein Narr oder ein Weiser hervorgeht und an deren Ende, wenn sie glückt, er demutsvoll den Göttern eine Hekatombe opfert", schrieb er am 6. Januar 1856 an seinen Freund Theodor Heyse. „Ich habe mich gewöhnt, meine Arbeiten immer als ein Geschenk des Schicksals zu betrachten, und es sagt mir eine Stimme, daß ich nicht umsonst arbeiten werde. Ich bin gleichsam in einer geistigen Trunkenheit über dieser Geschichte. Durch viele Sorge und Ernst wie innerlichstes Betrachten und äußerliches Abgewinnen bin ich stark geworden, ich habe den historischen Sinn mir in Rom erhöht und jetzt kann ich sagen, der Form bin ich auf der Spur." Mit allen Hilfsmitteln der modernen Wissenschaft ein „plastisches Ganze" zu geben, in das die gründliche Forschung kunstgerecht verarbeitet werden sollte, war sein Ziel. Aber welch eine Herkulesarbeit war auf dem Wege dorthin zu leisten! Schon allein die gedruckten Quellenwerke, die er zur Sammlung des nötigen Materials durchzuarbeiten hatte, reihten sich zu Bibliotheken auf, und in den Archiven Roms, besonders der dortigen Klöster, in den Abteien der Augustiner und Benediktiner, bei denen er nun tagtäglich zu Gaste war, türmten sich die „Schutthaufen von Kodizes, Chroniken und Pergamenten" zu unübersehbaren Höhen. Und doch fühlte er mehr und mehr, daß ihn dies Werk „nicht würde leben lassen", wenn er es nicht hätte schaffen können.

Aber: post equitem sedet atra cura! „Obwohl ich, durch viele Lebenskämpfe stoisch gewöhnt, mich mit dem schmalsten Bissen begnüge, könnte ich ihn doch nicht ganz entbehren", schrieb er in jener Zeit einmal an seinen Verleger Brockhaus, der ihm durch den Verlag der „Figuren", der Lieder des Meli und des „Euphorion" einen Teil der Mittel verschaffte, die für die Durchführung seines Planes unvermeidliche Voraus-

setzung waren. Diese Einkünfte, verbunden mit den kargen Honoraren der Zeitungen, denen er ab und zu weitere Bilder aus seiner italienischen Skizzenmappe lieferte, mußten ihn während dieser Jahre der Vorbereitung und des Beginnens über Wasser halten, und er gewöhnte sich daran, mit der „Habgier eines Geizhalses" seine ärmlichen Schätze zu hüten, die ihm kümmerlich über Wochen und Monate hinweghalfen. Anfang 1856 warf ihn übermäßige Arbeit auf das Krankenlager; dem Tod sah er ruhig ins Auge, aber der Gedanke an die Nichtvollendung seines Lebenswerkes quälte ihn. „Die Geschichte der Stadt Rom steht in meinen Nächten über mir wie ein fernes Gestirn", lesen wir auf diesen Blättern seines Tagebuchs. „Sollte mir das Schicksal doch verstatten, sie zu vollenden, so würde kein Leid in der Welt groß genug sein, daß ich es nicht standhaft ertrüge."

Das Schicksal erhörte diese inbrünstige Bitte. Er raffte sich wieder empor, und nachdem er die Vorstudien abgeschlossen hatte, begann er am 12. November 1856 die Niederschrift des ersten Bandes. Mit dem Heroismus eines Thomas Carlyle sammelte er seine ganzen Kräfte auf diese Arbeit, deren langsames Fortschreiten und uferlose Ausdehnung ihn noch oftmals mutlos die Feder hinwerfen ließen. „Das Leben ist so schwer — ein ewiges Gladiatorspiel auf der Arena," klagt er im April 1858 brieflich einem Freunde, „und nichts zum Lohn als das Gefühl des innern Menschenwertes. Denen, die da wol geboren sind, ziemte es auch wol zu leben, indeß uns will das Fest der süßen Brote nicht erscheinen." Aber dies Gefühl des innern Menschenwertes hielt ihn aufrecht und überwand siegreich alle Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten. Als er dann endlich im September 1858 den Verlagskontrakt mit J. G. Cotta in Stuttgart unterzeichnet hatte, der für die Vollendung seiner Aufgabe wenigstens eine äußerliche Gewähr bot, konnte er mit berechtigter Genugtuung von sich sagen: „Ich habe mich unter heißen Mühen emporgearbeitet und festes Land bildet sich unter meinen Füßen."

Von Inhalt und Bedeutung dieser „Geschichte Roms im Mittelalter" auch nur einen annähernden Begriff zu geben, muß sich dieses Nachwort, das nur die persönliche Entwicklung des Schriftstellers Gregorovius andeuten will, natürlich versagen. Nur eine kurze Skizze des Werkes sei hier geboten, die aber das Gute hat, daß sie von Gregorovius selbst stammt, der am 8. März 1858, nach Abschluß des zweiten Bandes, dem Verleger Brockhaus das Wesen seines Werkes folgendermaßen erläuterte:

„Ein solches Geschichtswerk erscheint zum ersten Mal in der Literatur überhaupt, nachdem seit mehr als hundert Jahren mehrfache Versuche dazu gemacht worden sind; Gibbon faßte den Plan, ehe er sein Werk über den Fall u. s. w. des römischen Reiches schrieb; Carlo Fea hegte ihn gleichfalls, Papencordt starb darüber, und nur seine Materialien, sich beschränkend auf die politischen Dinge, sind neuerdings von Höfler in Prag herausgegeben worden; auch Carl Troya in Neapel ging damit um, wie Visconti u. s. w.

Der Plan meines Werkes ist universell, was die Geschichte der Stadt betrifft; es beschränkt sich nicht auf die politischen Dinge, sondern umfaßt das gesammte Leben der Stadt, ihre Metamorphosen, die Geschichte ihrer Ruinen, ihrer Transfiguration in verschiedenen Epochen, die Sitten und Gebräuche, die Kunst, die Sagen, die im Lokal entstanden und mit den Monumenten zusammenhängen; es verwebt dieses organisch in die Geschichte der Stadt, es stellt die römische Gestalt des Christentums dar und entwickelt den Charakter Roms und der Römer im Verhältniß zum Papsttum wie zu dem Kaisertum. Das Werk beansprucht für Deutschland eine gewisse Nationalität, weil es die beständigen Beziehungen Roms zum römischen Reich deutscher Nation, die Romfahrten der Kaiser u. s. w. notwendig in sich aufnehmen muß. Eine mehr als fünfjährige Kenntniß und Erforschung Roms in diesem Sinne, der Zusammenhang mit den römischen Gelehrten, die Bekanntschaft mit allen dahingehörigen Quellen berechtigt mich diese Geschichte

zu schreiben, von welcher ich nunmehr die zwei ersten Bände vollendet habe.

Ich beginne mit dem Anfang des fünften Säkulums, zeichne zuerst das Gemälde des alten und des christlichen Rom um das Jahr 403, in welchem Honorius seinen Triumpheinzug hielt; dies deshalb, damit man wisse, wie die Gothen unter Alarich Rom vorfanden, als sie im Jahr 410 die Stadt einnahmen und plünderten. Denn mit diesem ersten Fall von Rom beginnt die Geschichte der in Ruinen gehenden Stadt, und beginne ich ihr Mittelalter. Der erste Band reicht demnach von 403 bis zum Sturz des gotischen Königtums durch Narses und die Einsetzung des Exarchats.

Der zweite Band umfaßt die Geschichte der Stadt von da an bis auf die Kaiserkrönung Karls des Großen im Jahre 800. Beide Bände enthalten demnach die lange und zum Teil schwierige Periode von 400 Jahren.

Es bleiben mir übrig noch sieben Jahrhunderte Roms, da ich die Geschichte fortführen will bis auf Sixtus V. oder doch bis auf den letzten Fall Roms unter Karl von Bourbon und die Frundsbergischen (6. Mai 1527); was in noch vier Bänden geschehen soll. Das ganze Werk wird demnach sechs Bände umfassen und eine vollständige Geschichte der Stadt geben, geschöpft aus den Dokumenten und Archiven jeder Art, soweit sie mir zugänglich sind. Noten werden es begleiten, wie die Geschichte Gibbons, und im Ganzen soll es ein positives Geschichtswerk sein obwol aller Welt zugänglich durch die Weise der Darstellung und durch Stil und Form. Innerhalb sechs Jahren hoffe ich damit zu Stande zu kommen und in der Wissenschaft eine Lücke auszufüllen. Erwartet wird dies Unternehmen und wird willkommen sein überall, wo es überhaupt Wissenschaft gibt. Es ist eins der schwierigsten Unternehmungen, die man leisten mag, und ob ich nur im Entferntesten meiner Idee nahekomme, weiß ich nicht zu sagen." —

Im wesentlichen ist Gregorovius dem Programm treu geblieben, das er hier von seinem Werke entwirft und das zur

Genüge die Weite des Horizontes beschreibt, unter dem die mittelalterliche Geschichte Roms sich abspielt. Aber aus den sechs Jahren, die zur Vollendung des Werkes führen sollten, wurden vierzehn, und aus den sechs Bänden acht, deren letzter an seinem fünfzigsten Geburtstag abgeschlossen wurde und im Jahre 1872 erschien. Die freudige Aufnahme der beiden ersten Bände seitens der gebildeten Welt ganz Europas öffnete ihm die Türen zahlreicher Archive ganz Italiens, des Staates, der Städte, Kirchen, Klöster und fürstlichen Familien, und nun strömte ihm eine solche Fülle neuen Stoffes zu, daß die Grenzen der Arbeit immer weiter hinausgerückt werden mußten. Und was den neuen Bänden zugute kam, erstreckte sich auch auf die schon fertigen, die vom Jahre 1869 ab in neuen Auflagen zu erscheinen begannen, berichtigt und ergänzt werden mußten und ihren Verfasser bis zu seinem letzten Lebensjahre in der Bereicherung und Vollendung des Geleisteten unermüdlich fanden.

Wenn je der Erfolg eines Werkes für seine Vorzüge spricht, so hier bei einem durchaus wissenschaftlichen Buche, dessen Stoff keiner Mode des Tages huldigt, dem Interesse des großen Publikums weltenfern liegt, und das es dennoch heute bis zur fünften Auflage gebracht hat und in die verschiedensten Kultursprachen übersetzt worden ist. Der rein wissenschaftliche Wert würde das kaum zuwege gebracht haben, um so weniger als die zünftige Geschichtswissenschaft sich sehr skeptisch diesem monumentalen Buche gegenüber verhielt und es auch heute noch keineswegs losgesprochen hat. Gregorovius war kein Historiker von der strengen Objektivität und richterlichen Kühle eines Leopold von Ranke, der, ebenso wie Theodor Mommsen, das Lebenswerk seines Zeitgenossen nur sehr bedingt gelten ließ. Sein wuchtiges Temperament riß ihn fort zu Begeisterung und Haß, und oft genug ließ sich der Kritiker von dem Bewunderer überlisten. Und gerade da, wo Gregorovius, der schon seine erste historische Schrift, die über Hadrian, „als Freund der Geschichte und des Altertums" verfaßt hatte, zum

Panegyriker wird, tritt sein Talent als Schriftsteller am glänzendsten hervor. Da, wo der Historiker und der Dichter sich zu einer begeisterten Huldigung vereinen, steht der Stilist auf der Höhe, mag es sich nun um die Schilderung eines berauschenden Festzuges in prangenden Farben oder um das Porträt eines mittelalterlichen Fürsten oder mehr noch einer Fürstin handeln, denn ein Verehrer der Frauen in der Geschichte ist gerade Gregorovius allezeit gewesen. Und gern sahen ihn auch die italienischen Frauen, erzählt Sigmund Münz. „Hatte er ja in seinen Schriften mit Leidenschaft und Schwung Frauenbildnisse ausgemalt. Seine Muse war eine stolze, schöne, dem Prunke nicht abgeneigte Frau. Und wer wird seine Schilderungen der Frauen der Renaissance an den Fürstenhöfen Italiens vergessen? Wir schauen sie vor uns, die Prinzessinnen von Urbino und Mantua, wie sie, in Samt und Seide gehüllt, juwelengeschmückt unter goldenem Baldachin neben Lucrezia dasitzen und ihrer Ritter harren. Gregorovius wußte einen Ball aus der Renaissance, den er, nebenbei bemerkt, lebendiger und beweglicher fand als unseren Schablonentanz, gut zu reproduzieren. Königin Margherita, damals noch Kronprinzessin, dachte bei sich: Wessen Feder und Herz so freudig hüpfen, der wird es doch auch verstehen, das Bein in Wirklichkeit schwingen zu lassen. Es war in den Tagen Viktor Emanuels, als die anmutvolle Fürstentochter den Geschichtschreiber der Stadt Rom bei einem Hofballe zu einer Quadrille aufforderte. Schüchtern bemerkte der deutsche Gelehrte, er habe nie tanzen gelernt. ‚Also,‘ sagte die Kronprinzessin, ‚werden wir eine Quadriglia parlata (gesprochene Quadrille) aufführen‘, und sie plauderten lange miteinander.“

Zeigte die jugendliche Entwicklung des Königsberger Lehrers und des nach Italien übergesiedelten Schriftstellers, wie ich sie in diesem Nachwort zu zeichnen versuchte, den ringenden Kampf zwischen dem Historiker und dem Dichter, so ist die Geschichte der Stadt Rom der festliche Friedenstraktat zwischen beiden. Der Dichter ergab sich darein, fürder keine selbsttätige Macht

mehr zu sein; er wurde Vasall des Historikers, aber wenn dieser auf seine Leser eine solche Wirkung ausübte, so verdankte er seinen Sieg nicht allein seinem Schwert, sondern auch der Fiedel des Spielmanns, der ihm als poetischer Sekundant diente. Die poetische Anschauung und philosophische Vertiefung, die Gregorovius eigen ist, fesselte, und nicht minder das Spiel der Phantasie, dem er sich gerne überließ, wenn das trockne historische Material versagte und die Kombination herausforderte; unter den literarischen Eindrücken seiner Jugend, Romantik und Junges Deutschland, war der erstere in ihm lebendig geblieben, und er hatte es fertig gebracht, sich die „Wüste Romantik" mit Gestalten und Begebenheiten zu bevölkern; seine poetische Schöpfungskraft versenkte sich am liebsten in die Sphären der Geschichte, die von Sage und Tradition mit einem rembrandtschen Dunkel umgeben waren, um nun kraft seiner Divinationsgabe die verborgene Wahrheit in eigenartigem Reflex plastisch hervortreten zu lassen. Dieses Stück Poetentum, das aus allen seinen Werken und nicht zuletzt aus seinen „Wanderjahren" hervorleuchtet, hat dem Historiker Gregorovius die stille Begeisterung eines ausgewählten Kreises gebildeter Leser erworben und auf die Dauer gesichert, und diese Mission verdient so gut Anerkennung, wie irgendein Werk pragmatisch sauberster Geschichtsforschung, das sich nur an die Zunftgelehrten wendet, von denen sich Gregorovius im Bewußtsein seiner Eigenart sorgsam fernhielt. „In Deutschland," sagt Karl Krumbacher in einem feinsinnigen Essai über ihn, „hat er, wie wenig andere die Ergebnisse der Fachwissenschaft den breiteren Schichten des gebildeten Volkes zugänglich gemacht; seine Werke sind im schönsten Sinne populär geworden, und nur die intimste Geschichte der nationalen Geistes- und Herzensbildung, die nicht mit der Sprache von Wörtern und Ziffern geschrieben, sondern höchstens in ihren allgemeinen Umrissen geahnt werden kann, vermöchte zu erzählen, wie unendlich viel Gregorovius zur innerlichen Hebung unseres Volkes beigetragen hat." —

Die vorhin erwähnte Anekdote von einem Ball am italienischen Königshofe zeigte schon, daß der Verfasser der „Geschichte der Stadt Rom" längst nicht mehr der dürftige Stubengelehrte war, der, selbst eine halb mythische Hieroglyphe, seine Tage zwischen den Wänden seiner Dachkammer und den Regalen der Bibliotheken in staubiger Einsamkeit verbrachte, wenn auch noch sein späteres Leben eine Pilgerfahrt von einem Archiv zum andern wurde. Schon der erste Band der „Wanderjahre", dann vor allem die „Grabdenkmäler der Päpste" hatten ihm Beachtung nicht nur, sondern hohe Wertung eingetragen, die durch die weiteren Bände der „Wanderjahre", deren fünfter 1877 erschien, und schließlich durch die Geschichte Roms zu einem ungewöhnlich bedeutenden schriftstellerischen Ansehen emporschnellte, zu dessen Anerkennung sich übrigens das Ausland weit schneller entschloß als die deutsche Heimat. 1860 nahm sich aber Preußen seines Sohnes an, und auf Betreiben des Staatssekretärs Hermann von Thile, das von dem Freiherrn von Bunsen wirksam unterstützt wurde, gewährte ihm die dortige Regierung eine jährliche Unterstützung von vierhundert Talern, die zwar 1866 auf die Hälfte herabgesetzt, daraufhin von Gregorovius abgelehnt und 1868 wieder auf die frühere Höhe gebracht wurde. Diese Munifizenz des preußischen Staates erlaubte Gregorovius die ungestörte Fortsetzung und Vollendung seines Lebenswerkes. Zum Triumphator aber machte ihn Italien, nicht so sehr dadurch, daß die Hilfe der Regierung die italienische Übersetzung der Geschichte Roms ermöglichte, was nicht mehr als ihre Schuldigkeit war; sie verlieh ihm als dem ersten Protestanten 1876, trotz des Widerspruchs chauvinistischer Italiener und klerikaler Machthaber, die römische Bürgerkrone, eine Auszeichnung, die für Gregorovius allezeit das Höchste an irdischen Ehren bedeutete. „Roma caput mundi", lautete das Motto seiner Geschichte Roms. Einen italienischen Orden hatte er schon 1864 abgelehnt, und ebensowenig entgegenkommend bewies er sich fürstlichen Huldbeweisen, die ihm im Laufe der Jahre deutsche Potentaten zugedachten. Schon 1862 wünschte der

König von Bayern ihn nach München zu ziehen, aber er lehnte jede Berufung ab, denn seine innere Freiheit wollte er um keinen Preis verkaufen; auch als die bayrische Akademie der Wissenschaften ihn 1871 zum ordentlichen Mitglied ernannte, um ihn an München zu fesseln, bestand er auf seiner stolzen Selbständigkeit. Ebensowenig war er später zu bewegen, in die mannigfachen Vorschläge zu willigen, die sein literarisches Wirken in bestimmte Bahnen lenken sollten. Als er sich schon längst wieder in Deutschland eingelebt hatte, machte ihm der Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar den Vorschlag, das Leben Bernhards von Weimar zu schreiben, und zehn Jahre nachher forderte er ihn zu einer Geschichte der Wartburg auf, zu der ihm alles dokumentarische Material zu unbeschränkter Verfügung gestellt werden sollte. Beide Male entzog er sich diesem Ansinnen, wie er ebenso dem Wunsche der Königin von Italien auszuweichen wußte, die ihn zum Geschichtschreiber des Hauses Savoyen zu haben wünschte. Er werde nie an einem Fürstenhofe leben, versicherte er schon 1858 einem Freunde, als der weimarische Großherzog den allmählich bekannt werdenden Namen Gregorovius für seine Residenz gewinnen wollte. „Timeo ‚duces' et dona ferentes."

Diese Abwehr jeder höfischen Fessel verhinderte ihn jedoch nicht, in der vornehmen Gesellschaft Roms, der einheimischen sowohl wie der internationalen, ein häufiger Gast zu sein oder sich pünktlich im deutschen Palazzo Caffarelli oder einem andern Gesandtschaftspalais einzufinden, wenn ein Mann von Rang ihn kennen zu lernen wünschte, wenn ein Erbprinz von Weimar, eine Großfürstin Helene, eine Königin Olga von Württemberg oder gar der Kronprinz des neuen Deutschen Reiches, der spätere Kaiser Friedrich, Wert auf seine Unterhaltung legten. Hier paßte er sich der einmal herrschenden Form der „betreßten Komödie" bereitwillig an, ja durch die Würde, die sein Wesen stets zur Schau zu tragen pflegte, schien er in das höfische Milieu trefflich zu passen. Er war nie ein aufdringlicher Unterhalter und auch kein amüsanter Plauderer, er liebte zu schweigen,

wo es sich nicht um der Rede werte Dinge handelte, und auch wenn er angeregt war, floß ihm die ruhige Rede in fast feierlichem Rhythmus vom Munde, stets „druckfertig", wie Freunde oftmals scherzten. Aber seinen Überzeugungen pflegte er, geradezu gefragt, keinerlei Zwang aufzuerlegen, und diplomatische Rücksichten kannte er nicht. Da mochte es wohl geschehen, daß sein Temperament ungestüm überwallte und er „die Natur eines wilden Pferdes" zeigte, das „die Stränge zerreißt und durchbricht, wenn irgendeine Vorstellung es scheu macht". Seiner leidenschaftlichen Liebe zur Freiheit der Persönlichkeit wie des Volkes blieb er, der unbeirrte Achtundvierziger, treu, so lebendigen, ja begeisterten Anteil er auch an der machtvollen Entwicklung seines deutschen Vaterlandes, noch in Italien und später wieder daheim, genommen hat.

Noch in Italien — das gilt bis zum Jahre 1874, wo er von dem Schauplatz seines Lebenswerkes Abschied nahm und sich in München niederließ, wo er mit seinem unverheirateten Bruder und seiner verwitweten Schwester gemeinsam haushielt. Seine Aufgabe in Italien war vollendet, und er durfte von Glück sagen, daß er seine Ernte zu rechter Zeit noch unter die Scheuer gebracht hatte. Was er längst befürchtet hatte, trat ein: das Ende der weltlichen Herrschaft des Papstes erhöhte dessen geistige Macht, und es erfolgten nun Maßregeln, die man vorher aus diplomatischen Gründen vermieden hatte; eine dieser gegen Preußen und Bismarck gerichteten Maßregeln war das Verbot der Geschichte Roms von Gregorovius durch die Indexkongregation. Damit verschlossen sich ihm die vielen Kloster- und Kirchenarchive, ohne deren Schätze sein Werk nicht hätte zustande kommen können. Aber auch die übrigen Verhältnisse erlitten eine Wandlung, die, früher eintretend, für sein Unternehmen verhängnisvoll geworden wäre. Wie oft hatte er sein Glück gepriesen, das ihm noch den Anblick Italiens und vor allem Roms bescherte, zu einer Zeit, wo das Papsttum unter dem verräterischen Schutze Frankreichs eine letzte Restauration erlebte und sich noch mit dem ganzen Pomp des

Mittelalters zu umgeben vermochte, der so manchem grandiosen Bild seines Geschichtswerkes Form und Farbe lieh. Auch dieses Schauspiel war der Vergänglichkeit geweiht; „andere Tempel werden erstehen," schrieb er schon 1860 in sein Tagebuch, „und der Efeu wird die Ruinen von S. Johann und S. Peter umschlingen wie die von Ninfa". Zwei inhaltreiche Jahrzehnte genügten, den Charakter Roms umzuschaffen. Aus der Hochburg der päpstlichen Macht, der Hierarchie des Kirchenstaates, entwickelte sich die Hauptstadt des geeinigten Italien, das Mittelalter schien wie von einer Tramontana hinweggeweht, und der Historiker konnte sich, bei aller Sympathie für den nationalen Aufschwung des italienischen Volkes, doch nicht dazu bekennen, daß diese Wandlung Roms eine glückliche sei. Er vermißte bald die „weltrepublikanische Luft", die er fast zwanzig Jahre hier geatmet, und hätte lieber gesehen, wenn man der ewigen Stadt durch Erklärung zur Republik ihren kosmopolitischen Charakter gewahrt hätte. Aber dem wirbelnden Strom der modernen Entwicklung hielt kein Hindernis stand. Die Eisenbahn, eines der modernen „Wunder des Teufels", hatte am meisten zur Vernichtung der päpstlichen Gewalt beigetragen und Rom zum Mittelpunkt des Verkehrs erhoben. Und diese Umwälzung machte bald auch nicht mehr vor den Denkmälern des Mittelalters halt, die Gregorovius noch in Jahrhunderte alter Unberührtheit gesehen hatte. Rom wurde eine moderne Stadt, wo Eisenbahnen, Straßen und Kanäle den historischen Schutt rücksichtslos beiseite räumten, und mehrfach erhob Gregorovius seine warnende Stimme, die Öffentlichkeit zum Schutz solcher Denkmäler aufzurufen, die dem Untergang bestimmt waren.

Diese Wandlung Roms hatte ihm den dauernden Aufenthalt unbehaglich gemacht, und mit der Vollendung seines Hauptwerkes löste sich auch sein Inneres von den Banden, in die ihn Rom mehr als zwanzig Jahre geschlagen hatte. „Ich gehe in den Straßen umher, auf den Spuren meiner Leidenschaft und Begeisterung, fühle diese nicht mehr und mir ist, als

schauten alle diese einst so begierig von mir durchforschten Monumente geisterhaft todt auf mich herab", gesteht er selbst schon 1870. Der schöpferische Drang, der alles dieses zu erfassen strebte, war befriedigt und forderte ein neues Ziel. Schon bei der Arbeit an den letzten Bänden seiner Geschichte Roms war ihm eine Fülle von Dokumenten über die Familie Borgia zur Hand gekommen, die vor allem die Gestalt der berüchtigten Lukrezia Borgia in neuem Lichte erscheinen ließen. Diese Studien nahm er nun vor, um sich von der Geschichte Roms loszumachen, und so erschien 1874 „Lukrezia Borgia. Nach Urkunden und Korrespondenzen ihrer eigenen Zeit", eine energische Ehrenrettung dieses bedeutenden Frauencharakters der Renaissance. Konrad Ferdinand Meyer hat aus diesem Werke von Gregorovius den Stoff zu seiner letzten Meisternovelle „Angela Borgia" geschöpft.

Damit schloß Gregorovius seine römische Periode, und um sich nun die Aufnahmefähigkeit für neue Eindrücke zurückzugewinnen, begab er sich zunächst auf ein indifferentes Gebiet, in seine deutsche Heimat. Die Hauptstadt Bayerns erkor er sich zu seinem ständigen Aufenthaltsort, hauptsächlich weil er von hier aus so schnell über die Alpen Italien erreichen konnte, denn eine sonderliche Neigung für das Wesen Münchens hat er nie besessen und sich auch in der dortigen Geselligkeit, an der er die südliche Grazie vermißte, nie recht wohl gefühlt.

Vor allem sehnte er sich jetzt, wo er an diesen großen Abschnitt seines Lebens gelangt war, nach Ruhe. Aber alljährlich trieb ihn seine Wanderlust wieder empor, und mit den Zugvögeln pflegte er nach Italien zu verschwinden, wenn der deutsche Winter nahte. Der Aufenthalt in Deutschland hatte ihm den Gedanken nahegelegt, auch seinem Vaterlande ein Werk seines Geistes zu widmen und eine Epoche der deutschen Geschichte zu behandeln. Er wählte die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges; aber dieses barbarische Landsknechtzeitalter stieß ihn ab, und der ungeheure Umfang der gedruckten Literatur ließ ihn an einer Bewältigung dieses Stoffes verzweifeln.

Daher gab er den Plan, eine populäre Darstellung jenes Krieges zu schreiben, nach mehreren Jahren vergeblichen Studiums auf. Das einzige Resultat dieser Beschäftigung war die kleine Schrift „Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser. Eine Episode des dreißigjährigen Kriegs." Sie erschien 1879, zu einer Zeit, wo Gregorovius an die Verwirklichung des Wunsches dachte, der ihn schon während seiner letzten italienischen Jahre beseelt hatte. Er wollte das zweite Kulturzentrum der Alten Welt, Athen, und die Heimat Homers aus eigner Anschauung kennen lernen, und im Frühjahr 1880 sehen wir ihn auf einer zweimonatigen Fahrt durch Griechenland.

Der literarische Niederschlag dieser Reise war in der Form durchaus ein Gegenstück zu dem Ertrag des italienischen Aufenthaltes, nur in weit bescheideneren Dimensionen. Die „Wanderjahre" lebten wieder auf in der jonischen Idylle „Korfu", die 1882 erschien und sofort ins Griechische übersetzt wurde, um in den Schulen jener Insel als Lektüre zu dienen. Und wie sich ehemals aus der beabsichtigten Fortsetzung der „Wanderjahre" die „Grabdenkmäler der Päpste" als selbständiges Buch abgelöst hatten, so wuchs, ebenfalls im Jahre 1882, aus der geplanten, aber nicht zustande gekommenen Sammlung eines Bandes „Hellenica" eine Monographie über das wechselvolle Leben der griechischen Philosophentochter und byzantinischen Kaiserin Athenais hervor, ein Büchlein, an dem den Dichter in dem Historiker Gregorovius vor allem der Beweis reizte, daß es „wirkliche Geschichte gibt, anziehender als alle jene Zwitterdichtungen, die man historische Romane nennt". Und dieselbe Aufgabe, die er bereits für Rom gelöst hatte, stellte er sich jetzt auch für Athen, die Geschichte dieser Stadt im Mittelalter, von der Zeit Justinians bis zur türkischen Eroberung, zu schreiben. Zu diesen vielfach nach Asien hinübergreifenden Forschungen bedurfte er aber noch einer Vervollständigung seiner Anschauungen des Altertums durch die Kenntnis der großen Kulturzentren des Ostens, und im Frühjahr 1882 unternahm der jetzt Sechzigjährige noch eine Reise nach Ägypten,

Syrien und der Türkei, um vor allem Jerusalem, die Besiegerin Roms, und Konstantinopel, die Hauptstadt des oströmischen Kaisertums, kennen zu lernen. Von dieser Reise liegen nur Tagebuchaufzeichnungen vor. Ihr wissenschaftlicher Gewinn kam der „Geschichte der Stadt Athen" zugute, die 1889 in zwei Bänden erschien. Mit diesem Gegenstück zur Geschichte Roms schloß Gregorovius seine Lebensarbeit harmonisch ab. —

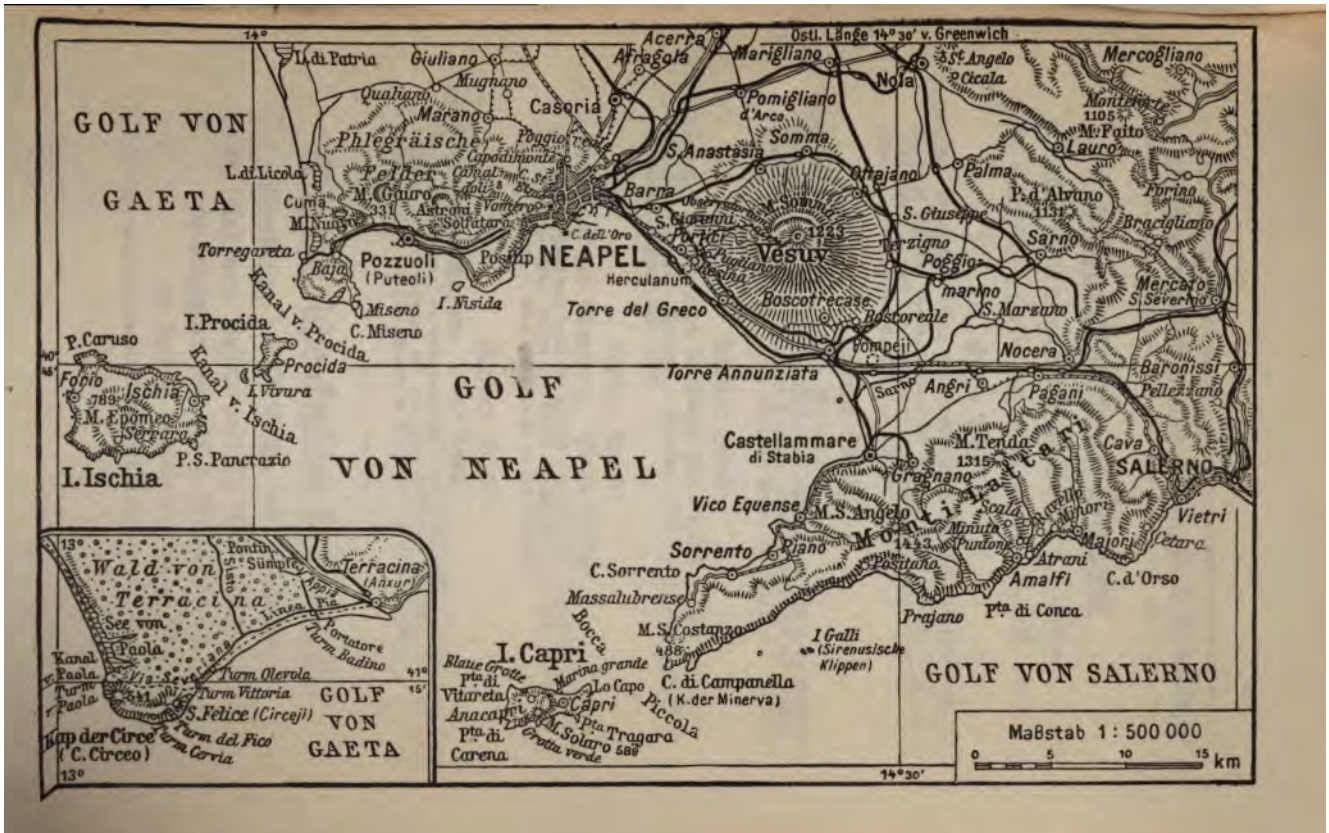
„Parva domus, magna quies", lautete einstmals in bescheidener Resignation der Wahlspruch des nach Anerkennung und menschenwürdiger Existenz ringenden Schriftstellers. Gar stattlich hatte sich sein Haus seit dem Jahre 1852 ausgewachsen; es war zu einem Palast geworden, von dessen Wänden die Bilder der Götter und Heroen herniederschauten, und über dessen Marmorfliesen die Musen und Grazien anmutige Reigen schlangen, ein echtes Otium cum dignitate antiken Stils, wie nur je ein Philosoph des Altertums es ersehnt hatte. Muße natürlich, soweit der geistig arbeitende Mensch dazu überhaupt imstande ist. Dreißig Jahre eisernen Fleißes hatten Furcht und Sorge von seinem Lebensabend verscheucht, aber rastlose Tätigkeit war ihm Bedürfnis und zugleich Genuß. Davon zeugt noch die Sammlung seiner „Kleinen Schriften zur Geschichte und Kultur", worin er alles das vereinte, was ihm zwischen den schweren Garben seiner Hauptwerke an literarischen Früchten mancherlei Art gereift war. Er begann sie 1887; ihr dritter und letzter Band erschien jedoch erst, als schon der Tod die Fackel gesenkt und ihn nach mehrwöchiger Krankheit am 1. Mai 1891 abberufen hatte.

Leipzig, 1. August 1912.

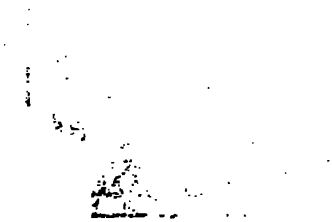
Dr. H. H. Houben.

Ortsregiſter.

Alatri II, 75—83.
Amalfi II, 170. 174.
Ana-Capri II, 193. 195. 198. 202. 203. 223—226.
Anagni I, 170. 211—224.
Aquila I, 142 f.
Aquino II, 62—67.
Arpino II, 51—58.
Aſpra I, 136—141.
Aſſiſi I, 119 f.
Aſtura I, 240. 250—259.
Atrani II, 175.
Avezzano I, 155.
Blaue Grotte II, 226—229.
Borghetto I, 101 f.
Campagna I, 169—224.
Campagna von Rom II, 5 f.
Capri II, 180—232.
Caſamari, Kloſter II, 34—39.
Caſtelluccio II, 39.
Cave I, 177 f.
Celano I, 154 f.
Cetara II, 172—174.
Circeji II, 102—107.
Circekap, ſiehe Kap der Circe.
Civita Caſtellana I, 97—101.
Colleparbo II, 83 f.
Grotte II, 84—86.
Corfinium I, 147—149.
Cori II, 28—31.
Ferentino II, 69—75.
Foligno I, 118 f.
Fuciner See I, 153—159.
Fumone II, 75.
Genazzano I, 170. 178—203; II, 1.
Iſola II, 41 f.
Kap der Circe II, 101—117.
Liris II, 32—68.
Majori II, 174.
Matromania, Grotte II, 212.
Minori II, 174 f.
Monte Caſino II, 59 f. 68.
Narni I, 104—106.
Neapel II, 120—179.
Nettuno I, 242—246.
Nola II, 160—170.
Norba II, 18—23.
Norma II, 18.
Nymphä II, 23—28.
Otricoli I, 103 f.
Pagliano I, 204—211.
Paleſtrina I, 172—177.
Paola, Turm II, 115 f.
Perugia I, 121—129.
Pompeji II, 147. 168.
Popoli I, 143—147.
Porto d'Anzio I, 225. 227—242.
Pozzo di Santulla II, 69. 86—88.
Rajano I, 151 f.
Ravello II, 175. 176—179.
Ravenna I, 1—39.
Rignano I, 96 f.
Rom I, 40—94; II, 120. 126. 127. 140 f.
Salerno II, 171. 173.
San Domenico, Kloſterkirche II, 51.
San Felice II, 103—105. 107—110. 116 f.
San Martino II, 121.
Sant Angelo, Kloſter II, 168.
Scurgola I, 162.
Segni II, 7—15.
Somma, Berg II, 151—156.
Sora II, 42—50.
Sorrent II, 174.
Spoleto I, 109—118.
Sulmona I, 150 f.
Tagliacozzo I, 159—161. 165—168.
Terni I, 107—109.
Terracina II, 101. 119.
Tichiena, Kartäuſergut II, 98 f.
Todi I, 129—135.
Triſulti, Kartauſe II, 69. 88—97.
Valmonte II, 2—5.
Veroli II, 32—34, 47 f. 97 f.
Veſuv II, 151. 154—160.
Vietri II, 170.
Volskerberge II, 1—31.



GOLF VON GAETA
GOLF VON NEAPEL
GOLF VON SALERNO
Ostl. Länge 14° 30' v. Greenwich
Acerra
Afragola
Marigliano
Nola
S. Angelo
Cicala
Mercogliano
Monteforte
1105
M. Faito
Lauro
Giuliano
Mugnano
Qualiano
Marano
Casoria
Pomigliano d'Arco
Somma
S. Anastasia
Phlegräische Felder
Capodimonte
Poggio reale
L. di Licola
Cuma
M. Gauro
331
Astroni
Vomero
Solfatara
Barra
Ottajano
Palma
P. d'Alvano
1131
Forino
Bracigliano
S. Giuseppe
Sarno
Torregaveta
Baja
Pozzuoli (Puteoli)
Posilip
NEAPEL
C. dell'Oro
Portici
Vesuv
1223
Terzigno
Poggio marino
Mercato S. Severino
Herculanum
Miseno
C. Miseno
I. Nisida
Torre del Greco
Boscotrecase
Boscoreale
S. Marzano
Pompeji
Nocera
Baronissi
Pellezzano
Torre Annunziata
Angri
Pagani
Sarno
P. Caruso
Kanal v. Procida
Procida
I. Procida
I. Vivara
Forio
Ischia
789
M. Epomeo
Serrara
P. S. Pancrazio
I. Ischia
Kanal v. Ischia
Castellammare di Stabia
M. Tenda
1315
Gragnano
Cava
SALERNO
Vico Equense
M. S. Angelo
Monti Lattari
Scala
Minuto
Puntone
Ravello
Minori
Vietri
Cetara
Majori
Sorrento
Piano
1443
Positano
Atrani
Amalfi
C. d'Orso
C. Sorrento
Massalubrense
Prajano
Pta. di Conca
M. S. Costanzo
488
I Galli (Sirenusische Klippen)
I. Capri
Blaue Grotte
Pta. di Vitareta
Marina grande
Lo Capo
Capri
C. di Campanella (K. der Minerva)
Piccola
Anacapri
Pta. di Carena
M. Solaro
Pta. Tragara
Grotta verde
Bocca
Wald von Terracina
Pontin. Sümpfe
Sisto
Terracina (Anxur)
Appia
Linea Pia
See von Paola
Portatore
Turm Badino
Kanal v. Paola
Via Severiana
Turm Olevola
Turm Vittoria
S. Felice (Circeji)
Turm del Fico
Turm Cervia
Kap der Circe (C. Circeo)
GOLF VON GAETA
Maßstab 1 : 500 000
0 5 10 15 km
14°
14° 30'
13°
41°
15'



Werke von **Gregorovius** aus dem Verlag **F. A. Brockhaus.**

Wanderjahre in Italien.

Große Ausgabe in 5 Bänden Oktav.

Jeder Band einzeln käuflich, geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

Erster Band:

Figuren. Geschichte, Leben und Szenerie aus Italien. Neunte Auflage.

Die Insel Elba. — Der Ghetto und die Juden in Rom. — Idyllen vom Lateinischen Ufer. — Das Kap der Circe. — Römische Figuren. — San Marco in Florenz. — Toskanische Melodien. — Die Insel Capri.

Zweiter Band:

Lateinische Sommer. Achte Auflage.

Subiaco, das älteste Benediktinerkloster des Abendlandes. — Aus der Campagna von Rom. — Aus den Bergen der Herniker. — Aus den Bergen der Volsker. — Von den Ufern des Liris. — Die römischen Poeten der Gegenwart. — Avignon.

Dritter Band:

Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sizilien. Achte Auflage.

Neapel. — Palermo. — Agrigent. — Syrakus. — Die sizilianischen Volkslieder. — Neapel und Sizilien 1830—1852.

Vierter Band:

Von Ravenna bis Mentana. Sechste Auflage.

Ravenna. — Streifzug durch die Sabina und Umbrien. — Das Reich, Rom und Deutschland. — Das Schloß der Orsini in Bracciano. — Der Krieg der Freischaren um Rom. — Eine Pfingstwoche in den Abruzzen.

Fünfter Band:

Apulische Landschaften. Vierte Auflage.

Benevent. — Lucera, die Sarazenenkolonie der Hohenstaufen in Apulien. — Manfredonia. — Der Erzengel auf dem Berg Garganus. — Andria. — Castel del Monte, Schloß der Hohenstaufen in Apulien. — Lecce. — Tarent.

Die Grabdenkmäler der Päpste

Markſteine der Geſchichte des Papſttums.

Dritte, illuſtrierte Auflage mit 73 Abbildungen im Text.

Herausgegeben von Fritz Schillmann.

In flexiblem Leinenband 4 M.

Werke von Gregorovius aus dem Verlag F. A. Brockhaus.

Kleine Schriften zur Geschichte und Kultur.

Drei Bände. 8.

Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

Erster Band:

Sardes. — Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? — Mirabilien der Stadt Athen. — Aus der Landschaft Athens. — Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer. — Gumppenbergs Bericht vom 8aooo di Roma. — Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter.

Zweiter Band:

Eine Weltchronik in Bildern. Mit 1 Tafel. — Die beiden Crivelli, bayrische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert. — Neues Leben in Korsika. — Die Brüder von Humboldt. — Fünf Tage vor Metz. — Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. — Der Umbau Roms.

Dritter Band:

Die Villa Malta in Rom. — Der Hegelianer Augusto Vera. — Clemens August Alertz. — Zwei wieder auferstandene Figuren von Erz. — Die Villa Ronzano. Ein Musensitz der Gozzadini von Bologna. — Das Urkundenbuch der Stadt Orvieto. — Das Bourbonenschloß Caserta. — Die Abruzzen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler. — Passionsspiele: I. Das römische Passionsspiel. II. Das deutsche Passionsspiel in Tirol. — Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte.

Die Insel Capri. Idylle vom Mittelmeer. Dritte Auflage. 8. Kart. 1 M. 80 Pf.

Athenaïs. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. Dritte durchgearbeitete Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Gedichte. Herausgegeben von A. F. Graf von Schack. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

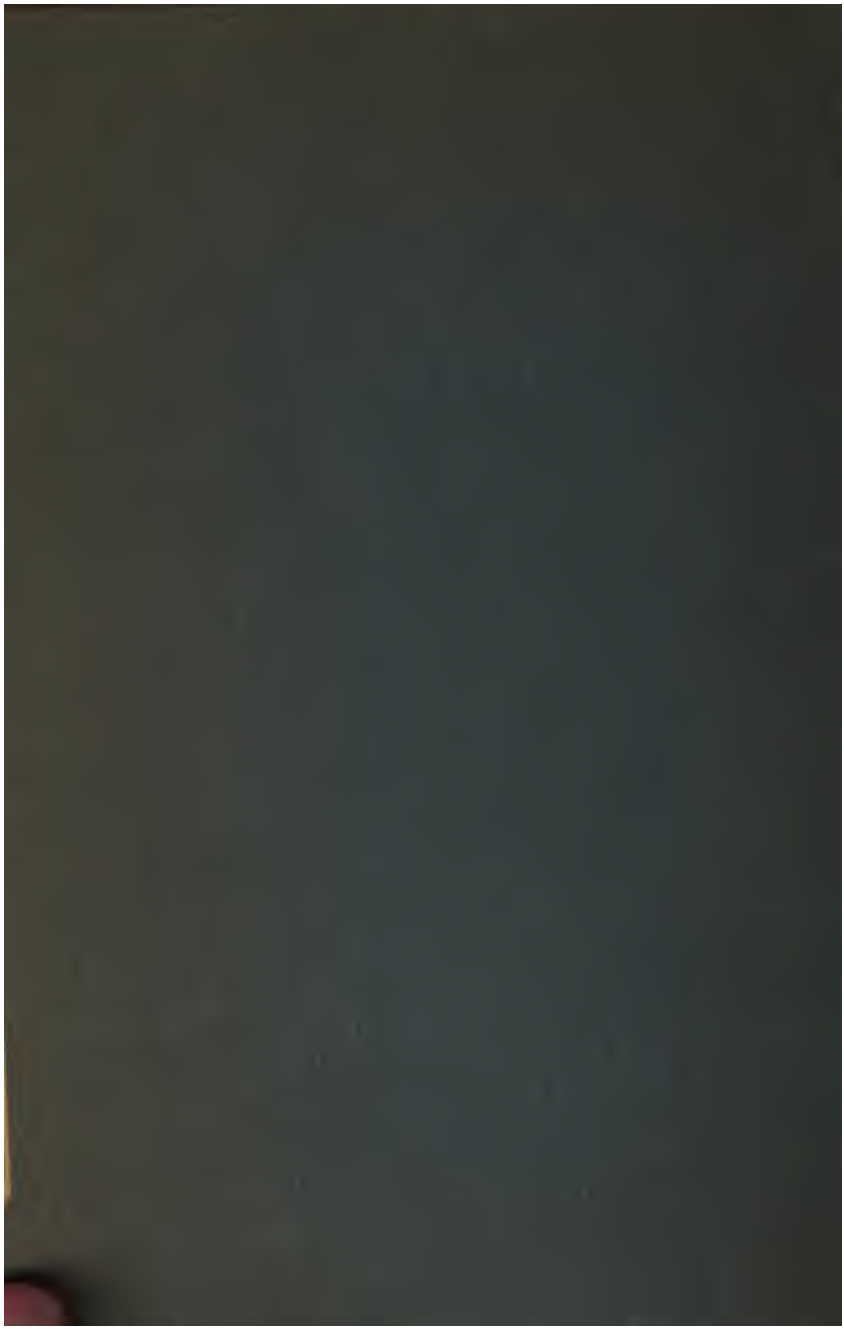
Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen. Sechste Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Eleg. kart. 3 M.

—— Illustrierte Prachtausgabe mit Originalkompositionen von Theodor Grosse. Zweite Auflage. 8. Eleg. kart. 7 M.

—— Silhouetten zu Gregorovius' Euphorion von Marie Rehsener. Fol. In Mappe 6 M.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sizilianischen. Mit einer geschichtl. Skizze der poetischen Nationalliteratur Siziliens. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Druck von F. A. Brockhaus, Leipzig.



Stanford University Libraries
3 6105 013 513 077

DG
427
G82
1920
v. 2

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.